Geſchichte

der

Deutſchen National-Literatur.

Bei **Karl Aue** in **Altona** iſt erſchienen:

Calderon de la Barca, P., Das Haus mit zwei Thüren. Ein Luſtſpiel in 3 Abth. Metriſch treu a. d. Span. überſ. von G. N. Bärmann. 8. geh. 20 Gr.

Clement, Dr. Bohn, Ueber den Urſprung der Theudiſken. gr. 8. geh. 8 Gr.

Frandſen, Dr. P. S., M. Vipſanius Agrippa. Eine hiſtoriſche Unterſuchung über deſſen Leben und Wirken. Mit Agrippa's Bildniß. gr. 8. geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Holſt, J. G., Gedichte. 8. geh. 16 Gr.

Lindenhan, A. G., Das gerettete Malta. Ein epiſches Gedicht in 22 Geſängen. 2 Thle. gr. 8. cart. 3 Thlr.

Lotz, G., Bilder aus der Camera obscura eines Blinden. 3 Bde. 8. geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Nachel, J., Deutſche ſatyriſche Gedichte. Neue verbeſſerte und mit dem Leben des Dichters erklärenden Anmerkungen und einem kleinen Gloſſar vermehrte Ausgabe. 8. geh. 21 Gr.

Salchow, G. A., Numantias. Epiſches Heldengedicht in 12 Geſängen. 3 Thle. gr. 8. 3 Thlr.

Smidt, H., Die Belagerung von Glückſtadt. Romantiſches Seegemälde. 3 Thle. 8. geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Vigny, A. de, Trifolium. Drei auserleſene Erzählungen a. d. Franz. von A. v. Schemm. 8. geh. 1 Thlr.

Wienbarg, L., Die Dramatiker der Jetztzeit. 1ſtes Heft. 8. geh. 15 Gr.

Winfried, Poetiſche Verſuche. 8. geh. 18 Gr.

— — — Neujahrsnachttraum. Nebſt einem Anhange kleinerer Poeſien. 6 Gr.

Geſchichte

der

Deutſchen National-Literatur

von ihren erſten Anfängen

bis auf unſere Tage.

Von

Dr. Ludwig Wihl.

Altona, bei Karl Aue.

1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ueber Sprache im Allgemeinen und die Deutſche insbeſondere.

> Wie lernt das Kind unſre Sprache,
> wenn es nicht ſchon eine kann?
> Jean Paul.

Man iſt jetzt über die Anſicht hinaus, welche in der Geſchichte der Völker denſelben Entwickelungsgang wie im Leben des einzelnen Menſchen vorausſetzt und hiernach die erſten Anfänge der Kulturzuſtände auf eine tiefe, dem Bewußtſein des Kindes entſprechende Stufe ſetzt. Die Sprache, die geiſtige Vermittlerin der Menſchen untereinander, wird nach dieſer Vorausſetzung im Anfang für roh, räthſelhaft, unzuſammenhängend, die Geſittung für wild und kannibaliſch ausgegeben. Nur ein wenig Ueberlegung und man wird ſich von dem Verkehrten dieſer auf analogem Wege gewonnenen Anſicht überzeugen. Iſt etwa das Gewitter nicht mehr als ein elektriſcher Funken; ein Regenbogen nicht mehr als eine ſonnenvergoldete Seifenblaſe? — Ein Volk beſteht nicht bloß aus Individuen, ſondern aus dieſen und noch Etwas. Dieſes Etwas aber iſt das Dunkle, das aller Geſchichte vorangeht. Dieſes Etwas, von den Alten nicht unpaſſend mit superstitio, dem über die Einzelheiten, über alles Concrete Hinausragenden (id quod superstat) bezeichnet, iſt eben das Nichtzuerklärende, das, wodurch die Geſchichte ſich unter ganz andern Bedingungen bewegt, als ſie von der Abſtraction feſtgeſtellt werden. In dem Augenblick, wo ein Volk geſchichtliche Bedeutung gewinnt, in dem Augenblick, wo es als ſolches für ſich ſelbſt heraustritt, hat es auch ſchon eine beſtimmte Phyſiognomie und eine damit zuſammenhängende Sprache. Phyſiognomie und Sprache — die Signatur eines Volkes — ſind beide denſelben Entwickelungen unterworfen, wie das Volk — Entwickelungen, die einen Fort- oder Rückſchritt, oder Beides zugleich, einen Rückſchritt in Bezug auf ſich ſelber, einen Fortſchritt in Bezug auf die Außenwelt, oder neue Uebergangsbildungen, wo das Urſprüngliche immer mehr verſteckt oder neutraliſirt wird, herbeiführen. Die Geſchichte verhält ſich zum Bewußtſein des Einzelnen, wie eine Nothwendigkeit, wie eine blinde Naturmacht, die mit dieſem in Kampf geräth. Das Genie überwältigt ſie, oder wird von ihr überwältigt. Im Kampfe erprobt ſich die Freiheit und Nothwendigkeit. Die Grenze zwiſchen dieſen beiden Potenzen läßt ſich mehr ahnen, als angeben. Der Hiſtoriker muß hier die Rolle des Philoſophen übernehmen. Eigentlich ſollten beide nie getrennt ſein. Als unumſtößliches Geſetz muß ihm aber immer vorſchweben, daß eine Thatſache, wo es ſich um Beleuchtung dunkler, geſchichtlicher Partieen handelt, mehr als hundert Vermuthungen werth iſt.

Statt der früheren, erdichteten Theorien vom Urſprunge der Sprachen, will man heut zu Tage mit Recht hiſtoriſche Stammbäume, Nachweiſungen über die organiſchen und unorganiſchen Entwickelungen derſelben. Es geht uns mit dem Begriffe: Sprache wie mit dem Begriffe: Gott, den man nicht, was eine abſtracte Verſtandes-Philoſophie des vorigen Jahrhunderts behauptete, von außen nach innen gebracht, ſondern umgekehrt von innen heraus in die Außenwelt zu einer Zeit verſetzte, wo dieſer Gegenſatz noch nicht für das Bewußtſein ſcharf vorhanden war; wo wir in einem tieferen, innigeren Verhältniß zur Natur geſtanden haben. Alle Anfänge haben daher etwas Unfreiwilliges, Abſichtsloſes, Poetiſches, ſich ſelbſt Räthſelhaftes. Erſt einer ſpätern, reflectirenden Zeit ſtellt ſich eine Trennung dar und das Wunderbare wird zum Wunder; das Unperſönliche wird als etwas Thätiges perſönlich gedacht; die Sprache gewinnt einen neuen Standpunkt; ſie ſucht in Begriffe umzuſtellen, was ſie bis dahin unfreiwillig durch Namen bezeichnet hatte. Dieſe Zeit der Sonderung, der Trennung, von welcher die Sage aller Völker weiß, iſt natürlich eine verwirrende, eine Zeit des Streits. Die tieferen Fragen bringen, einmal angeregt, in einzelnen Perſönlichkeiten, die ſich hervorthun, neue Vorſtellungen und Vorausſetzungen hervor. Der Mythus in mannigfach bunter Weiſe — nicht anders ſtellt ſich dieſer Proceß dem Bewußtſein dar — bindet oder entzweit die Menſchen. Nur einzelne, dunkle Urlaute, die einer Spätzeit unerklärbar werden, retten und erhalten ſich und geben Zeugniß von einer ehemaligen Einheit. Der geiſtigen Trennung folgt ſodann ſpäter eine phyſiſche. Beide Momente, ſowohl der Moment der geiſtigen, als der phyſiſchen Trennung, haben ſich auf eine wunderbar anſchauliche Weiſe als Mythen vom Apfel der Erkenntniß im Garten Eden und vom babyloniſchen Thurmbau im Bewußtſein der Juden erhalten. Dieſe Mythen ſind daher als bedeutende, ehrwürdige Trümmer nicht einer frühzeitigen Speculation, ſondern einer im Augenblick der Trennung, des Losreißens unſers Bewußtſeins von der Natur, des Freiwerdens von angebornen, unerworbenen Anſchauungen anzuſehen. die ſogenannte Urſprache iſt in der Trennung verloren gegangen, oder beſſer, zerſchlagen worden.

Die Fortpflanzung dieſer Urreſte, des verkörperten Bewußtſeins der erſten Menſchen hat auf eine ſehr verſchiedene Weiſe Statt gefunden, je nachdem ein Drang zu einer oder der andern Kunſt die zuſammenhaltender, von einer Idee getragenen belebte. Die ſinnlichſten knüpften ihre Anſchauungen gewiß an äußere, greifbare Mittel. Schnitzwerke und Baudenkmäler bekamen einen ſymboliſchen Werth; das maſſenhafte Große, das Schauerliche, kurz, das, was am meiſten in die Sinne fällt, ward ihre Bibel. Die ſinnlichſten Völker bedienten ſich erſt der Dinge ſelber und nachher deren Abbilder als Hieroglyphen. Die Buchſtabenſchrift gehört einer höhern Stufe des Bewußtſeins an. Die Griechen haben die Buchſtaben, nach ihrer eigenen Ueberlieferung, von den Phöniciern überkommen. Daß die Phönicier aber ſie den Juden, deren Sprache ſie redeten, wie das ihre auf uns gekommenen Inſchriften beweiſen, verdanken, iſt wohl keinem Zweifel unterworfen. Die ſinnlichſten Völker ſtellten auch ihre Ideen ſinnlich dar; daher das Unverſtändliche, Willkürliche in der Mythendeutung bei den alten Völkern ſelbſt. Alle Sprachen werden daher um ſo ſinnlicher ſein, je näher ſie ihren Anfängen ſtehen, wie ſie uns ihre älteſten Denkmäler zeigen. In der Wiege ſind ſie noch nicht muskelfeſt, ſind ſie noch weich und bildſam nach einer ſich erſt allmälig herausſtellenden analogen Norm. Alles Feinere, logiſch Schärfere, muß als ſpäteres Ergebniß angeſehen werden. Der geiſtige Fond, oder um mich eines faßlichen Bildes zu bedienen — der Teig iſt indeſſen nicht in allen Sprachen einer gleichen Ausbildung, einer gleichen Geſchmeidigkeit fähig; auch ſind nicht alle Völker — was damit zuſammenhängt — gleich ſcharf und tüchtig in der Begriffsentwickelung. Sprache und Volk correſpondiren hierin wunderbar mit einander. Der ſemitiſche Sprachſtamm z. B. hat nicht die Schärfe der Begriffsbeſtimmung und die Bildſamkeit in gleichem Maaße wie der japhetitiſche. Sowohl im Gebiete der Speculation, als dem der Kunſt iſt jener hinter dieſem zurückgeblieben. Stellen wir die Juden als Repräſentanten des Semitismus, des orientaliſchen Geiſtes, die Griechen als die des Japhetismus, des indo-germaniſchen Geiſtes auf, ſo könnte man zu der Annahme kommen, daß der anfängliche Spiritualismus, die Idee der Einheit, die Vorſtellung des Jehovah, die ſich früh im Bewußtſein feſtgeſetzt hatte, gleichſam die Materie verzehrt und dem Kern des Wortes nur einen ideellen Schein gelaſſen habe, der darum nicht ſo fleiſchigblühend und lebenbildend wie der der indogermaniſchen Sprachen iſt. Die Indier und Griechen haben große Denker und Dichter. In den Werken beider erkennt man eine freie Thätigkeit, während ſich in den Schriften der Juden mehr eine Nothwendigkeit, ein Zwang, ein Fertiges offenbart. Eine Laſt (massa) liegt dem jüdiſchen Seher die Begeiſterung auf der Seele. Der Seher ſucht ſich ihrer auf die leichteſte und ſchnellſte Weiſe zu entſchlagen. Hiermit hängt denn auch großentheils die Einfachheit und Armuth der hebräiſchen Poeſie an metriſchen Formen zuſammen. Der Parallelismus mußte — ja ſelbſt dieſer hat es nicht einmal zum beſtimmten, gleichförmigen Maaß gebracht — die unerſchöpfliche Fülle der rhythmiſch-ſtrophiſchen Kunſt der Griechen erſetzen. Wenn ſich der Unterſchied der ungebundenen von der gebundenen Rede in den Schriften der alten Juden kaum bemerkbar macht, finde ich im Homer ſchon den Keim zu einer von den Perſern ausgebildeten künſtlichen Ghaſele, durch eine fünfmalige Wiederholung des Wortes τηκειν ſchmelzen in vier auf einander folgenden Verſen des neunzehnten Geſanges der Odyſſee gelegt, wo Odyſſeus, mit Penelope ſprechend, ein Mährchen von ihrem abweſend geglaubten Gemahl dichtet, das ihr heiße Thränen entlockt. Die Stelle heißt in der Voſſiſchen Ueberſetzung:

Alſo der Täuſchungen viel erdichtet er, ähnlich der Wahrheit.
Aber der Hörenden floß die ſchmelzende Thrän' auf die Wang' hin.
So wie der Schnee hinſchmilzt auf hochgeſcheitelten Bergen,
Welchen der Oſt hinſchmelzte, nachdem der Weſt ihn geſchüttet, —
Daß von geſchmolzener Näſſe gedrängt, abfließen die Bäche:
Alſo ſchmolz in Thränen der Gattin liebliches Antlitz.

Sollte ich indeſſen auch in dieſem einen Falle zuviel geſehen haben, ſo verſchlägt das wenig, da den Griechen immerhin der Reichthum an rhythmiſchen Formen ein unbeſtreitbarer Vorzug bleibt.

Die Juden erhielten ſich durch den eben bezeichneten Spiritualismus, der freilich mehr negativer als poſitiver Natur war, gleichſam eine potenzirte Urzeit. Er war ſich gleich klarer, aber auch gleich fertiger als die übrigen Völker, die ſich in einem traumähnlichen Zuſtande befanden, und ſich erſt eine Einheit durch Kunſt und Speculation ſelbſtthätig erobern mußten. Dieſer traumähnliche Zuſtand wurde ſogar vom menſchlichen Bewußtſein bei den Indiern auf Gott übertragen. So heißt es im Manu:

Als geſchaffen dieß All hatte, der ſich undenkbar entwickelt ſtets,
Sank zurück in ſich ſelbſt wieder, Zeit mit Zeit nun vertauſchend er.
Während der Gott nun wachend iſt, da regt ſtrebend ſich hier die Welt,
Doch wenn ruhigen Sinns er ſchläft, ſodann ſchwindend vergeht es all.

Wie verſchieden ſich nun auch die Träume und Deutungen der einzelnen Völker geſtalteten, ſie bildeten alle zuſammen einen Gegenſatz zum Judaismus; ſie verhielten ſich alle zu ihm gleichſam wie die Materie zum Geiſt. Daher auch der Stolz und die Abgeſchloſſenheit des Judaismus. Die Juden fühlten ſich ſpecifiſch verſchieden; die Idee eines Prieſtervolkes mußte ſich wie von ſelbſt darbieten. —

Das Geſchäft der Einigung, des Zuſammenbindens der zerſtreuten Elemente des Nationalbewußtſeins hat in Indien und Griechenland die Kunſt und Philoſophie übernommen. Das iſt jedoch letzterer nie recht gelungen; ſie iſt immer nur ein Beſitz Einzelner geweſen, und der Denker, der bis zu dieſer Einheit gekommen, mußte, weil er das Bewußtſein ſeines Volkes durchbrochen, den Giftbecher trinken. Dieſes Ringen nach Einheit erweckte auch in Plato, der ſelbſt ein Dichter war, eine Feindſchaft gegen die Dichter, die er aus ſeiner Republik ausgeſchloſſen wiſſen wollte, weil die Kunſt die Anſchauungen auseinander hält und die Mannigfaltigkeit liebt. Nicht anders als Sokrates bei den Griechen, erging es Jeſus bei den Juden. Jeſus hatte auch die Grenzen des jüdiſchen Bewußtſeins in ſich erweitert; auch er ſuchte eine Brücke zwiſchen dem orientaliſchen und occidentaliſchen Geiſte zu ſchlagen. Beide, die griechiſche und jüdiſche, die orientaliſche und occidentaliſche Weltanſchauung machen die Grundlage der heutigen Bildung aus, die ſich eine Verſöhnung, eine Neutraliſation derſelben zur Aufgabe geſtellt hat.

Das iſt der Faden, der mich durch das Labyrinth der Sprachen und der Literaturen führt, inwiefern jene nicht nur das Mittel, ſondern auch die Keime der letztern bilden und ihren Charakter beſtimmen. Das iſt der Faden, der mich bis zu unſerm lieben Deutſch geleitet, der mich ſchon in ſeinen älteſten Formationen, wie ſie uns die gothiſchen Denkmäler zeigen, das ahnen läßt, was Voß von dem heutigen mit folgenden bezeichnenden Worten ausſagt: „Wir haben, gleich den Griechen, eine urſprüngliche aus eigenem Vermögen ſich ergießende, im Ganzen und im Einzelnen regſame und mit immer erneuetem Zuwachſe aus ſich ſelbſt fortſtrömende Sprache, die nicht, wie die abgeleiteten, aus Roms und Germaniens verlaufenen Sturzbächen zuſammengefloſſenen Miſchlinge um uns her, als abgeſchnittene todte Maſſe, nur von Lüftchen des Eigenſinns, vom Drucke der Kunſt bewegt, im angewieſenen Damme der Mode und der Willkür ſteht.“

Stellt ſich ſo herrlich unſre heutige Sprache heraus, ſo iſt das nicht ihr einziger Vorzug; ſie hat auch den der geſchichtlichen Entwickelung wie keine andre. Unſre Sprache iſt nicht durch Willkür, durch Zufall geworden, was ſie iſt; ſie hat ſich nach einem innern, geheimen, ihrem Weſen eingebildeten organiſchen Geſetze ſo und nicht anders entwickelt. Wie die Natur nicht blind ſchafft, wie ſich in ihr eine Stufenleiter von unten nach oben zeigt, wie das Tiefere das Höhere bedingt; wie ſie in ihren Productionen die individuellſte Geſtaltung und zuletzt die höchſte Offenbarung des Geiſtes erzielt, ſo zeigt ſich auch unſre Sprache demjenigen, der ſie in ihren verſchiedenen Bildungsepochen beobachtet. Ich kann mich hier nur auf Reſultate beruſen, die durch Männer wie **Jakob Grimm**, **Franz Bopp**, die Brüder **Schlegel**, **Wilhelm von Humboldt** und andere gewonnen ſind. Eine große Anzahl von Wörtern, die durch vielfache Wandelungen ihre urſprüngliche Form, nicht aber zugleich ihre Bedeutung aufgegeben hat, läßt ſich durch die Zurückführung auf ihre primitive Form beleben und erklären. Dieſe primitive Form findet ſich großentheils im Gothiſchen, wo ſie wiederum oft in einer nicht ſchwer zu vermittelnden Beziehung zum Griechiſchen, Lateiniſchen oder Sanskrit ſteht. Die Geſchichte des Wortes hängt mit der Geſchichte der einzelnen Beſtandtheile deſſelben, der Laute, ſowohl der vocaliſchen, als der conſonantiſchen zuſammen. So ſteht unſre heutige Form Sohn ihrem Urſprunge weit entfernter als das gothiſche Sunu—s, welches vom indiſchen Su (zeugen, generare) abzuleiten iſt und womit auch das griechiſche υἱος zuſammenhängt. So ſteht unſer heutiges Wort Joch ſeinem Urſprunge entfernter als das gothiſche juk, das lateiniſche iugum, das mit iungo, dem griechiſchen ζευγνυμι und dem ſanskritiſchen judſch zuſammenhängt. Bei dieſer Art Sprachvergleichung zeigt ſich denn auch, wie manches Wort, das vereinzelt und wie todt daſteht, durch ſeinen Zuſammenhang mit dem alten Stamme, mit dem Sanskrit lebendig wird. So findet das engliſche Wort: bright, glänzend, ſeine Erklärung im ſanskritiſchen bhradſch leuchten, noch erhalten in unſerm Pracht, Prangen ſeine Erklärung. Unſer deutſches Brut, brüten iſt das indiſche bhriti (was wieder mit bhri gleich **fer** und *γερ* und dem deutſchen bären in allen ſeinen Formationen zuſammenhängt), ſäugen und bhritja der zu Ernährende, das Hausgeſinde, der Sklave. Oft iſt eine Ableitung aus der älteſten Quelle noch ſicherer, um die Bedeutung eines heutigen Wortes zu erklären, als wenn man ihm einen bildlichen, einen metaphoriſchen Sinn unterſtellt. So möchte ich den Ausdruck Durchbrennen für weglaufen lieber aus dem ſanskritiſchen bram laufen, bhrānta laufend, gelaufen, als aus brennen herleiten. Es zeigt ſich, daß ein ſicheres Lautgeſetz beſtimmen könne, daß ein Wort, was im Mittelhochdeutſchen ſo heißt, im Althochdeutſchen ſo, im Gothiſchen ſo, und wenn daſſelbe mit dem Lateiniſchen und Griechiſchen zuſammenhängt, in dieſen Sprachen ſo heißen müſſe. In dieſer Beziehung kann die Benutzung der verſchiedenen Dialecte unſrer Mutterſprache noch bedeutende Aufſchlüſſe gewähren. Folgender Verſuch mag davon ein Beiſpiel abgeben. In meiner Heimat, unweit Düſſeldorf, braucht der Dialect für den hochdeutſchen Ausdruck flügge das Wort ghag bei jungen muntern Vögeln, die ſich zum Fliegen anſchicken. Ich habe ſo lange den Wurzeln dieſes ſonderbaren Wortes nachgegraben, bis ich ſie endlich glücklicherweiſe im

Sanſkrit gefunden habe. In dieſer Sprache heißt der Vogel ſehr maleriſch ghaga (von Gha Luft und ga gehen, ein Luftgänger).

So hat das Studium der National-Literatur für den Deutſchen, abgeſehen von dem Inhalte, noch ein linguiſtiſches Intereſſe, wie in gleichem Maaße kein andres Volk. Durch dieſe innere Vermittelung, durch den organiſchen Zuſammenhang unſrer heutigen Sprache mit den älteſten Ueberreſten, wird uns jedes Wort, jeder Laut aus dem Alterthume wichtig. Das, ſoweit die Kräfte reichen, anſchaulich zu machen, beabſichtigten dieſe einleitenden Zeilen.

Es iſt mit Recht vielfach beklagt worden, daß uns keine deutſche Edda, älter als die alte nordiſche, geblieben iſt. Nicht einmal von dem Inhalte der alten Lieder unſrer Ahnen iſt eine genauere Kunde auf uns gekommen. Unſer desfallſiges Wiſſen iſt großentheils auf folgende Angaben beſchränkt. Tacitus berichtet, daß Armin noch lange Jahre nach ſeinem Tode in deutſchen Liedern verherrlicht worden wäre. Julianus Apoſtata gibt im Miſopogon gleich Anfangs das Zeugniß vom Daſein deutſcher Volkslieder in der Mitte des vierten Jahrhunderts, indem er erzählt, daß die überrheiniſchen Barbaren (die eigentlichen Deutſchen) ſich an Bauernliedern, die dem Gekrächze rauhſchreiender Vögel nahe kämen, vergnügten. Von Jornandes, welcher um die Mitte des ſechsten Jahrhunderts lebte, erfahren wir, daß bei den Gothen die Lieder von Felimer's Zug faſt in geſchichtlichem Anſehen geſtanden haben. Theodorich's und Attila's Leichenfeier ſind

— nach deſſelben Geſchichtſchreibers Zeugniß — mit Geſang begangen worden. Sind uns in allen dieſen Poeſieen auch aller Wahrſcheinlichkeit nach keine Homeriſchen Geſänge untergegangen, läßt ſich auch, abgeſehen von dem niedern Kulturſtandpunkte der germaniſchen Völkerſchaften, ſchon aus klimatiſchen Rückſichten annehmen, daß die Kunſt nur einen geringen Antheil an ihren Liedern hatte, ſo iſt doch der Verluſt derſelben in hiſtoriſcher Hinſicht, als der beſten Quelle zur Darſtellung des urſprünglichen Nationalcharakters ſehr bedeutend. Von der Macht des Schönen an und für ſich mochten unſre Vorfahren wohl wenig empfunden haben; ihnen fehlte jene ſchöne wolluſtathmende Natur, welche die Sinne bezaubert, die Einbildungskraft mit den reizendſten Bildern belebt und die ſüßerfreulichſten Erinnerungen im Herzen hervorruft. Ihre Schauſpiele, die darin beſtanden, daß nackte Jünglinge zwiſchen mehreren ihnen zugekehrten Spießen und Schwertern allerlei Wendungen machten, ohne ſich zu beſchädigen, trugen wohl mehr das Gepräge einer kriegeriſchen Uebung, waren mehr Beweiſe von Verachtung der Gefahren und der Geſchicklichkeit, dieſelben zu beſiegen, als daß das Harmoniſche der Bewegungen das Vergnügen der Zuſchauer ausgemacht hätte. Wenn man Julian glauben darf, ſind griechiſche und römiſche Tänzer den Deutſchen wie unſinnige und raſende Menſchen vorgekommen. — Doch gingen uns auch dieſe wenigen Angaben über die älteſten Lieder der Germanen ab, würden wir dennoch durch andre Beſtimmungsgründe zur Annahme derſelben berechtigt ſein. Wollten wir auch jene allgemeine Wahrnehmung, nach welcher es keinen noch ſo ungebildeten Winkel der Erde gibt, wo nicht die Macht des Geſanges durchgebrochen wäre, nicht in Rechnung ziehen, ſo ließe ſich aus der Furcht, welche die Römer gleich Anfangs vor den Deutſchen hatten, — Julius Cäſar wollte ſie um keinen Preis als Nachbarn haben — mit Gewißheit auf ein enges Nationalband der deutſchen Stämme ſchließen, das uns zur Annahme einer tiefgreifenden, gemeinſchaftlichen Volksüberlieferung berechtigt. Die Feier des Heldenthums durch Ueberlieferung mußte ſich aber bei der Vorliebe der Deutſchen für ihre ſie anführenden Fürſten früh entwickeln. Dieſe nachhaltige, bis auf unſre Tage vererbte Anhänglichkeit der Deutſchen an ihre Fürſten, wobei der Staat und das Vaterland in Gefahr ſein konnten, außer Acht gelaſſen zu werden, welche Tacitus mit wenigen, aber treffenden Worten alſo bezeichnet: „Die Fürſten ſtritten um den Sieg, das Gefolge für den Fürſten," mußte nothwendig in Vielen die Begeiſterung erwecken, der wir bei allen Völkern der Erde den hiſtoriſchen Geſang zu verdanken haben. Alles, was uns Tacitus über unſre Vorzeit ſagt, kann überhaupt nicht hoch genug angeſchlagen werden, wenn er auch vielleicht mit etwas großer Vorliebe, über das Verderbniß ſeiner Zeit, die er vergebens brandmarkte, entrüſtet, unter den Barbaren Germaniens, wie Rouſſeau unter den Wilden Amerika's, um das Gefühl der Beſchämung in ſeinen Mitbürgern zu erwecken, Muſter einer glücklichen Geſellſchaft aufzuſtellen ſich bemühte. Welche tiefe Blicke dieſer ausgezeichnete Römer in das deutſche Nationalleben gethan, ergibt ſich aus vielen, noch heute als wahr befundenen Bemerkungen. So heißt es bei ihm: „Die Bewohner der linken Seite des Rheins kannten keine größere Ehre, als deutſcher Abkunft ſich zu rühmen." Ferner: „Die verletzte Keuſchheit findet unter den Deutſchen keine Gnade. Kein Wunder," fährt er fort, „denn bei ihnen ſcherzt Niemand über Laſter, und Verführung heißt nicht Galanterie." — Sind nun auch die älteren Lieder in ihrer urſprünglichen Form untergegangen, ſo dürften ſie ſich doch vielleicht ihrem Inhalte nach theilweiſe in manchen Erzählungen des Jornandes und Paul Warnefried erhalten haben. Es iſt ſogar nicht unwahrſcheinlich, daß die Thaten noch älter als die Helden ſind, denen ſie zugeſchrieben werden. Ich will nur eine von den vielen dem deutſchen Namen zum höchſten Ruhme gereichenden Erzählungen des Paul Warnefried hierherſtellen. Die Geſchichte keines Volkes hat vielleicht ein Beiſpiel von größerem Zutrauen zur Großmuth und Ehrenhaftigkeit des Feindes und einer dieſer

Vorausſetzung entſprechenden Seelengröße aufzuweiſen, als das Benehmen des longobardiſchen Fürſten Alboin und des gepidiſchen Königs Turiſend. Ungeachtet Alboin, ſo erzählt Paul Warnefried, das Heer des gepidiſchen Königs geſchlagen und deſſen Sohn mit eigner Hand erlegt hatte, ſo trug er doch kein Bedenken, ohne vorhergegangene Erkundigung oder erhaltene Sicherheit an den Hof von Turiſend zu gehen und den König zu bitten, daß er ihn bewaffnen und an Sohnes Statt annehmen möchte. Der König empfing den longobardiſchen Fürſten auf das Liebreichſte, lud ihn gleich zu einem feierlichen Mahle ein und ſetzte ihn zu ſeiner Rechten, wo früher der von Alboin erſchlagene Sohn geſeſſen hatte. Die Erinnerung an den verlornen Sohn und der Anblick deſſen, der ihn erſchlagen hatte, preßten jedoch dem gepidiſchen König tiefe Seufzer aus, und er konnte ſich endlich nicht enthalten, in die Worte auszubrechen: „Der Platz hier iſt mir ſehr theuer, aber der Mann, der ihn einnimmt, macht mir das Herz ſchwer.“ Kaum hatte der König das Wort geſprochen, als einer ſeiner Söhne die Longobarden mit bittern Reden zu kränken anfing und ſie unter anderm wegen der Gamaſchen, die ſie trugen, mit alten Gäulen verglich, die weiße Beine hätten. Auf dieſe Vergleichung erwiederte einer der longobardiſchen Krieger: „Komm' mit uns auf die Walſtatt, da magſt du ſehen, wie mächtig diejenigen ausſchlagen, welche du Gäule zu nennen beliebſt. Dort wirſt du die Gebeine deines Bruders finden, die wie die Knochen der gefallenen Pferde zerſtreut und unbegraben umherliegen." Da die Gepiden dieſes hörten, entbrannten ſie vor Rache über die erlittene Beſchimpfung und machten ſich bereit, die ihnen angethane Schmach auf eine blutige Art zu rächen. Die Longobarden erwarteten nichts anders als Kampf und legten die Hände an ihre Schwerter. Allein Turiſend ſprang geſchwind von ſeinem Sitze auf, ſtellte ſich in die Mitte der Longobarden und Gepiden und drohte, daß er denjenigen auf das Härteſte beſtrafen würde, welcher zuerſt den Streit anfinge. „Es iſt," rief er, „kein edler und gottgefälliger Sieg, wenn man in ſeinem eignen Hauſe einen Feind tödtet." Dieſe Worte des Königs beruhigten die aufgeregten Gemüther. Das unterbrochene Mahl wurde fröhlich fortgeſetzt und geendigt. Nach aufgehobener Tafel beſchenkte der König den tapfern Alboin mit den Waffen ſeines unglücklichen Sohnes. Da Alboin zurückgekehrt war, bewunderten die Longobarden nicht weniger die Kühnheit des erlauchten Jünglings, als die hohe Geſinnung des gepidiſchen Königs.

Die Muthmaßung, daß dieſe und viele ähnliche Erzählungen aus älteren Liedern genommen, iſt leicht gemacht. Die Rundung und Abgeſchloſſenheit derſelben laſſen auf eine poetiſche Combination gewiſſer zu Grunde liegender

Thatſachen ſchließen, die um ſo eher einen beglaubigt geſchichtlichen Werth anſprechen, je älter ſie ſind. Für den Hiſtoriker hatte das Poetiſche nur eine äußere, zufällige Bedeutung, das ihm nur als eine willkürliche Einkleidung des geſchichtlichen Materials vorkam. Die Form dieſer Lieder hatte vielleicht große Aehnlichkeit mit der älteſten Abfaſſung des Hildebrandliedes, das ſich in ſeiner alten, alliterirenden Form wahrſcheinlich wegen ſeines Zuſammenhangs mit einem größern poetiſchen Sagenkreis erhalten hat. Ich habe oben die Bemerkung gemacht, daß uns in den älteren Gedichten wahrſcheinlich keine Homeriſchen Geſänge untergegangen; ich habe dieſes nur in formeller Hinſicht gemeint. Denn ich brauche nur noch aus den älteſten nordiſchen Chroniken die Erzählung von der Liebe des tapfern Königs Regner zur isländiſchen Schäferin Aslauga hierherzuſtellen, um zu zeigen, daß ſie ſich auch mit den ſchönſten Zügen im Homeriſchen Epos vergleichen laſſe. Nach dem Tode ſeiner geliebten Thora landete der große König Regner Lodbrog, der Herkules des alten Skandinaviens, an der isländiſchen Küſte, wo gerade die ſchönſte Schäferin der ganzen Inſel ihre Heerde hütete. Als die Schäferin die Flotte ankommen ſah, wuſch ſie Hände und Geſicht und ordnete ihr goldenes Haar, das bis auf die Ferſen hinabwallte. Alle Begleiter des Königs, die ausgeſtiegen waren und die isländiſche Schäferin erblickten, wurden über ihre außerordentliche Schönheit entzückt und konnten nach ihrer Rückkehr auf die Flotte nicht genug Lobeserhebungen machen. Dieſe übereinſtimmenden Lobeserhebungen machten den König aufmerkſam, und er ließ die Schäferin bitten, zu ihm auf ſein Schiff zu kommen. Dieſe jedoch weigerte ſich, dem Wunſche des Königs zu folgen, bis er ihr verſprechen würde, daß ihr nichts widerfahren ſolle, was ihrer Ehre nachtheilig ſein könnte. Nach erhaltenem königlichen Worte ſtellte ſich die Hirtin dem Könige vor. Der König erblickte ſie kaum, als er voll Bewunderung zu ſingen anfing: Mächtiger Odin! welch einen ſüßen und unerwarteten Troſt würdeſt du mir gewähren, wenn es dieſer jungen und ſchönen Schäferin gefallen ſollte, ihre Hand mit der meinigen zu einem ewigen Bunde zu vereinen. Die beſcheidene Hirtin nahm die Aeußerung des Königs als Spott, oder höchſtens als Schmeichelei an, und antwortete in Verſen, daß dem tapfern und edelmüthigen Regner gewiß ein Unfall begegnen würde, wenn er das ihr gegebene Wort bräche. Ich habe, ſang ſie, den König gegrüßt, und nun bitte ich, daß er mich zu meiner Heerde und zu meinen Eltern zurückbringen laſſe. Das kluge, verſchämte und würdige Betragen der Schäferin entzündete die Liebe des Königs immer mehr; er bot ihr an, ſie an ſeinen Hof mitzunehmen und ſie auf eine ſolche Art zu verſorgen, daß ſie den Neid aller ihrer Geſpielinnen erwecken würde. Regner unterſtützte ſeinen Antrag durch die Ueberreichung eines prächtigen, mit Silber geſtickten Kleides, das ſeine Gemahlin Thora getragen hatte, und ſprach: Nimm dieſes koſtbare Gewand, ſchönes Mädchen, das deiner Reize würdig iſt. Die ſchönen Hände meiner Thora haben oft daran gearbeitet, und es wird demjenigen ewig theuer bleiben, den der ganze Norden den Fürſten der Helden nennt. Nein, erwiederte Aslauga, — dies war der Name der Schäferin — ich würde mich ſchämen, das Prachtkleid der Königin Thora zu tragen. Ich bin nicht werth, in ſo koſtbaren Kleidern zu prangen. Ein ſchwarzes und grobes Tuch iſt alles, was einer armen Schäferin geziemt, die in einer niedrigen Hütte wohnt und auf den Dünen des Meeres umherirrt, ihre Lämmer zu hüten. Da der König ſeine Wünſche immer ernſtlicher wiederholte, erklärte ſie, daß ſie ihm nicht eher nachgeben würde, bis ſie von ſeiner Treue und der Standhaftigkeit ſeiner Liebe überzeugt wäre. Der König, ſagte ſie, ſolle zuerſt den Heereszug endigen, weßhalb er ſein Reich verlaſſen habe, und wenn er alsdann noch dieſelben Geſinnungen gegen ſie hege, ſo wolle ſie willig Denjenigen folgen, die er ſenden würde, ſie abzuholen. Der König mußte endlich in die Bedingung der ſchönen Schäferin willigen. Die Schlacht wurde glücklich beendigt. Der ſiegreiche, liebende König landete am isländiſchen Geſtade, und die ſchöne

Aslauga ließ ſich nun ohne weitere Einwendungen zum König führen. Sie beſtand aber darauf, daß ihre Vermählung nicht vor ihrer Ankunft in Dänemark und in Gegenwart des ganzen Hofes gefeiert würde. Regner gab dieſes endlich auch troß ſeiner ungeduldigen Liebe zu.

Die beiden hierhergeſtellten Geſchichten, mögen ſie nun treue Volksüberlieferungen, oder von der glücklichen Phantaſie eines Dichters verſchönert worden ſein, ſchließen auch, wie andre, ihnen ähnliche, das beſondre Intereſſe in ſich ein, daß ſich die Elemente des ſich ſpäter entwickelnden Ritterthums: Heldenſinn und Frauenliebe, in ihnen vorfinden. Dieſe Elemente ſcheinen mir aber für die Anfänge und die Entwickelung unſrer Literatur wichtig genug, um mich bei ihnen etwas länger zu verweilen. Je weniger ſchriftliche Denkmäler uns aus der vormittelalterlichen Zeit übriggeblieben ſind, um ſo beachtungswerther ſind für uns alle nur mögliche Andeutungen über unſre früheſten Kulturzuſtände. Mögen unſre älteſten Vorfahren auch in manchem Betrachte auf keiner höheren Stufe als manche unhiſtoriſche Naturvölker geſtanden haben, — ſie glaubten, um nur ein Beiſpiel anzuführen, ähnlich den heutigen Schwarzen von Luçon auf den Philippiniſchen Inſeln, die Todten hätten ſo gut die äußeren Bedürfniſſe, wie die Lebenden, und begruben ſie mit Waffen und Kleidern — in den meiſten und wichtigſten Dingen aber zeigen ſie uns die ſchönſten geiſtigen Keime, die wir noch heute bewundern müſſen, auf welche wir noch heute ſtolz ſein können. Schon zu den Zeiten des Tacitus war es Sitte der Deutſchen, daß die Söhne der Fürſten und Edlen nicht in den Krieg zogen, oder wenigſtens nicht für vollkommene Krieger erkannt wurden, wenn ſie nicht vorher in feierlicher Volksverſammlung entweder von einem Fürſten oder von ihren Vätern und nahen Anverwandten Schild und Lanze erhalten hatten. Vor dieſer Bewaffnung, bemerkt Tacitus, werden Jünglinge nur für Mitglieder ihrer väterlichen Familie und erſt nachher für Angehörige des Volkes gehalten. — Dieſe feierliche Bewaffnung dauerte in den folgenden Jahrhunderten unter allen deutſchen Völkern fort und war zweifelsohne eine der nächſten Veranlaſſungen des Ritterthums. Die deutſchen Fürſtenſöhne, welche im fünften und ſechsten Jahrhundert in die römiſchen Provinzen fielen, ſind nicht von ihren Vätern und Anverwandten, ſondern von fremden oder benachbarten Königen zuerſt bewaffnet und dadurch in den Rang ächter und vollkommener Krieger erhoben worden. Eine ſolche Bewaffnung wurde wie eine Annahme an Sohnes Statt angeſehen, die indeſſen keine andre Rechte und Verbindlichkeiten nach ſich zog, als daß der junge Bewaffnete Demjenigen, von welchem er die Waffen erhalten hatte, den Ehrennamen Vater gab. Dieſe ehrenvolle Adoption kam frühzeitig zu den Griechen, da die deutſchen Könige nach der Ehre ſtrebten, von griechiſchen Kaiſern bewaffnet und an Sohnes Statt angenommen zu werden. So wurden Theodorich, König der Gothen, bevor er nach Italien zog, vom Kaiſer Zeno dieſe Ehren erwieſen. — Tacitus erzählt uns auch von dem hohen Anſehen, in welchem die Frauen bei unſern Vorfahren geſtanden. Wenn alle unedle Völker glauben, daß die Frauen mit Dämonen verkehrten und durch böſe Künſte ſchaden könnten, ſo ſchrieben die alten Deutſchen dem ſchönen Geſchlechte etwas unterſcheidend Heiliges und Weiſſagendes zu. Ich erinnere an Velleda und Arminia. Wenn alle übrigen Völker die Frauen von allen öffentlichen Vergnügungen ausſchloſſen, ſo machten unſre Vorfahren edle Frauen zu Theilnehmerinnen oder gar Vorſitzerinnen bei denſelben und fragten ſie in den wichtigſten öffentlichen Angelegenheiten um Rath. Wenn endlich die meiſten übrigen Völker ihre Frauen vom Angeſichte der Richter verbannten und ihnen nicht einmal geſtatteten, über das ihnen angethane Unrecht zu klagen, ſo ſicherten unſre Vorfahren die Rechte der Frauen nicht weniger als die der Männer und ſetzten ſie ſogar als Richterinnen Fürſten und Edlen an die Seite, oder wählten ſie auch allein als Schiedsrichterinnen zwiſchen Königen und ganzen Nationen. So wählten die Einwohner von Köln und die deutſchen Völker dieſſeits des Rheins den Civilis, einen Fürſten der

Gallier, und die weiſe Velleda zu Schiedsrichtern; ſo verlangten die Gallier von den Karthaginenſern, daß, wenn dieſe ſich über ſie zu beklagen hätten, ihre Frauen den Zwiſt ſchlichten, und daß beide Parteien ſich ihren Entſcheidungen unterwerfen ſollten. — Das Ritter- und Minnethum war demnach nur eine Blüthe urſprünglich germaniſcher Keime. Es war nicht, wie man gewöhnlich annimmt, zunächſt eine Wirkung des Chriſtenthums, wenn im Mittelalter Fürſten ſo häufig Fürſtinnen und Frauen, welche wegen ihrer Weisheit und Gerechtigkeitsliebe berühmt waren, zu Schiedsrichterinnen auserwählten. Wie ritterlich geſinnt zeigen ſich uns die Oſſianiſchen Helden; wie liebenswürdig-zart iſt ihr Verhältniß zu den Frauen, für welche ſie ſtreiten, um welche ſie klagen und trauern!

Wenn wir erfahren, daß ſich das Ritterthum im ſüdlichen Frankreich, ſo namentlich zu Arles, der Hauptſtadt des durch Boſo (879) gegründeten niederburgundiſchen oder arelatiſchen Reichs, und in Spanien, vorzüglich zu Barcelona, ganz beſonders entwickelt hat, ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daß auch in dieſen Ländern unter der Herrſchaft der Franken deutſche Sprache und Sitte ſich lange fortgepflanzt haben. Noch im neunten Jahrhundert mußte auf Verordnung der Kirchenverſammlungen zu Tours 813 und Arles 851 auch in deutſcher Sprache gepredigt werden. Unſre Vorfahren, die ſich als Sieger in fremden

Ländern niedergelaſſen, haben überhaupt Jahrhunderte lang die heimathlichen Rechte und Gebräuche feſtgehalten. Die Oſtgothen und Longobarden blieben Deutſche, ſo lange ſie Italien beherrſchten. Die Sachſen in England ſind trotz aller ſtürmiſchen Umwälzungen in Sprache, Denkweiſe und Verfaſſung deutſch geblieben! Was man ſpäterhin mit dem Namen Romantik bezeichnet, muß, wie geſagt, ſeinem Urſprunge nach den deutſchen Völkern am erſten zugeſchrieben werden. Die romaniſchen haben die Romantik theilweiſe von jenen überkommen. Die Enden vieler epiſchen Dichtungen laufen bei ihnen aus. Dieſer deutſche Sinn läßt ſich auch in den in früheſter Zeit lateiniſch abgefaßten Werken herausfühlen. Wer findet nicht, um ein Beiſpiel ſtatt vieler anzuführen, in dem herrlichen Trinkliede des Orforder Archidiaconus Gualter Mapes aus dem zwölften Jahrhundert: Mihi est propositum in taberna mori (Ich will einſt bei Ja und Nein Bei dem Zapfen ſterben), die deutſche Seele, ja, wenn man will, auch den deutſchen Leib wieder. Tacitus bemerkt ſchon: Die Deutſchen halten es nicht für unanſtändig, Tag und Nacht mit Trinken zu verbringen. In dem Gedichte: Flos und Blankflos wiederholen ſich fünfmal die Verſe:

We dyt wil heren vortleſen,
De ſchal den Leſer drinken gheven.

In dem Gedichte: Salomon und Morolf unterbricht oft der Dichter ſeine Erzählung und fordert einen Trunk. Hierher gehören auch: der Weinſchwelg in Grimm's Altdeutſchen Wäldern III., die Wiener Meerfahrt in Laßberg's Liederſaal I., aus der Zeit der Minneſänger. Auch Murner ſpricht in ſeiner Schelmenzunft von den Zutrinkern, die wie die Gänſe einander nachtrinken ohne Durſt, die nach löblicher Sitte der Deutſchen nichts anfangen ohne die Flaſche, und mit der Flaſche nicht enden, bis der Wein herein, der Witz heraus iſt. Bekannt ſind auch die häufigen Dutz- und Saufbrüderſchaften und die Stelle aus der Reformation guter Polizei vom Jahr 1548, §. 18, von dem verbotenen Zutrinken. Ich erinnere ferner an die Trinkgeſetze, deren Sude in dem gelehrten Critico p. I. p. 617 erwähnt:

Quicunque vult esse frater,
Bibat bis, ter aut quater etc.,

Drei oder viermal muß leeren den Becher,
Wer ſich will nennen Bruder Mitzecher;

ebenſo an das Epigramm:

Germani possunt cunctos tolerare labores,
O, utinam possent tam bene ferre sitim!

Alles ertragen die Deutſchen gelaſſenen Muthes,
Nimmt man den Durſt nur aus — dieſen ertragen ſie nicht!

Theologice vivere hieß im ſiebenzehnten Jahrhundert tüchtigen Gebrauch von den Tafelfreuden machen. Noch heute ſprechen wir von Bier- und Trinkgeldern. Doch vielleicht iſt dieſe bacchiſche Luſt ein Zeichen von Stärke; vielleicht hat Kant Recht, wenn er behauptet: „Weiber, Geiſtliche und Separatiſten betrinken ſich nicht, weil ſie bürgerlich ſchwach ſind, und ihr äußerer Werth auf dem Glauben Andrer beruht.“ Von Cato ſagte ein Verehrer: „Virtus eius incaluit mero“ (Cato's Tugend entflammte im Weine).

Vorkarolingiſche Zeit.

Von vorkarolingiſchen deutſchen Sprachdenkmälern iſt die mösogothiſche Bibelüberſetzung des Biſchofs Ulfilas das merkwürdigſte und älteſte. Sie wurde im Jahr 360 wörtlich aus dem Griechiſchen übertragen und iſt, wenn man dem Reichenauer Abte Walafried Strabo glauben darf, noch im neunten Jahrhundert von dem Volke verſtanden und geleſen worden. Ihr Einfluß auf Sprache und Denkweiſe iſt unzweifelhaft vom größten Erfolge geweſen. Die weltlichen Helden mußten den kirchlichen weichen. Wollte man jenen den Nimbus nicht nehmen, den ihnen die alte Sage verliehen hatte, mußten ihnen chriſtliche Geſinnungen und Motive angedichtet werden. Auf dieſe Weiſe wurden urſprüngliche Nationalſagen, welche nicht gänzlich verbannt wurden, allmälig durch neue fremdartige Einmiſchungen entſtellt. Das war der Anfang der ſpäter mit dem Namen Romantik bezeichneten Dichtung. Ich erinnere nur an die auf uns gekommene Form des Nibelungenliedes. Mit den Keimen des Ritterthums und Frauendienſtes, die ſich nach und nach in ſchönſter und reichſter Blüthe entfalten, amalgamirten ſich die Lehren des Chriſtenthums und lenkten die Poeſie auf eine vorgezeichnete Bahn. Hierdurch erhielt die Nationalpoeſie frühzeitig eine ſymboliſch-kirchliche Bedeutung. Doch haben dieſe Einflüſſe ſich früher in Frankreich und England als in Deutſchland geltend gemacht. In Frankreich und England kann man nicht mit dem Volksepos beginnen, ſondern man muß dieſem die epiſche Tradition vorausſetzen; denn ſowohl der karolingiſche als arturiſche Sagenkreis werden durch politiſche und kirchliche Intereſſen beſtimmt. Die Romantik iſt, genauer betrachtet, eine Corruption der Volkspoeſie. Ein Bruchſtück ächter Volkspoeſie iſt uns noch in der älteſten Form des Hildebrandliedes geblieben (das Lied von Hildebrand und Hadubrand, herausgegeben von den Brüdern Grimm. Kaſſel, bei Thurneiſen. 1812). Ich glaube den Leſern durch die Mittheilung meiner Bearbeitung deſſelben, wie es als ſpäteres Volkslied in achtzeiligen Strophen auf uns gekommen, keinen unangenehmen Dienſt zu erweiſen.

Das Hildebrandlied.

Ich möcht' ins Land ausreiten,
Sprach Meiſter Hildebrand;
Doch iſt vor langen Zeiten
Der Weg mir unbekannt.

Der Weg von Bern zum Lande
Der währt manch lieben Tag,
Und dreißig ſind es der Jahre,
Daß ich Frau Gute nicht pflag.

Willſt du ins Land ausreiten —
Sprach Herzog Abelan —
Dann kommt gezogen bei Zeiten
Ein Degen gegen dich an,
Da dorten an der Berner Mark
Der junge Hildebrand,
Mit zwölf ſogar in Harniſch ſtark
Wirſt du von ihm gerannt.

Iſt jener im Reiten ſo ſtark und wild
Aus purem Uebermuth,
Zerhau' ich ihm den grünen Schild —
Das thut ihm nimmer gut! —
Ich verſchrot' ihm ſein Geſchmeid
Mit meines Schirmes Schlag,
Daß er zur Mutter erhebe
Ein Winſeln und Geklag'.

Das — ſprach der Herr von Beren,
Das hab' ich nimmer gewollt:
Laß reiten ihn in Ehren, —
Ich bin dem Jungen hold;
Sprich nur zu ihm in Freundes Art
Wohl durch den Willen mein,
Da er es gar zu gern gewahrt,
Daß wir befreundet ſein.

D'rauf Hildebrand in Sitten:
Das fiel mir wahrlich ſchwer;
Ich ſollte den Degen bitten,
Das könnt' ich nimmermehr.
Eh' wollt' ich mit ihm fechten,
Dann kann er nicht umhin,
Ich will's in allen Machten —
Das iſt vielleicht ſein Sinn.

Wie nun der Hildebrande
Den Roſengarten durchritt,
In der Mark vom Bernerlande
Viel Ungemach er litt;
Denn von dem jungen Verwalter
Ward er dort angerannt:
„Was willſt und ſuchſt du, Alter,
Allhier in meinem Land?

Dein Harniſch lauter und helle
Wie deine Zeichen ſind,
Du machſt, o Degen, mich ſchnelle
Mit ſehenden Augen ſchier blind;
Weit beſſer hielteſt du Hute
Daheim in deinem Gemach
Bei einer behaglichen Glute!“
Der Alte drob lachte und ſprach:

„Ich ſollte daheim verbleiben
Und haben ein gut Gemach,
Viel Streitens muß ich treiben —
Das macht mich öfter ſchwach.

In Wolhyn[1]) und in Ungar[2])
Ritt ich ſchon manche Fahrt,
Das glaube mir, o Junger,
D'rum grauet mir der Bart."

„Deinen Bart will ich ausraufen —
Das ſollſt du balde ſeh'n —
Daß dir das Blut wird laufen
Und auf dem Harniſch ſteh'n.
Deinen Harniſch und deinen grünen Schild,
Die ſollſt du mir auch geben,
Als mein Gefang'ner, gutgewillt,
Willſt du noch länger leben."

„Mein Harniſch und mein grüner Schild,
Die haben mich oft ernährt,
Die ſind dir nicht ſo bald gewillt,
Die ſind mir viel zu werth!"
Sie ließen dann ab vom Reden
Und griffen behende zum Schwert —
Hei, die Begierde zu fehden
Wie ward ſie von beiden gewährt!

Der Junge ſchlug gar balde
Einen bitterharten Schlag,
Daß Hildebrand, der Alte,
Von Herzen drob erſchrak;

---

[1]) Wolhynien. [2]) Ungarn.

Dann ſprang zurück der Junge
Viel Klafter mit dem Leib:
„Dieſen Sprunge, dieſen Sprunge
Hat dich gelehrt ein Weib!“

Lernt' ich von Weibern fechten,
Das gereichte mir immer zur Schand',
Ich focht mit Rittern und Knechten
In meines Vaters Land,
Mit Grafen und mit Freien
In meines Vaters Haus,
Ich that den Kampf nicht ſcheuen
Und trieb gar Manchen hinaus.

Da that der Alte ſein pflegen
Wohl in dem grünen Tann,
Bis er dem jungen Degen
Die Waffen abgewann;
Er that ihn an ſich drücken,
Wo er am ſchmälſten was,
Und warf ihn auf den Rücken
Wohl in das grüne Gras.

Einen alten Degen haſt du verletzt,
Du ſollſt es theuer bezahlen!
Sag', Junger, was dich ſo gehetzt,
Sonſt leid'ſt du arge Qualen;
Nun ſag' mir deine Beichte,
Ich will dein Prieſter ſein,
Wenn du ein Wülfing vielleichte,
Soll dir geholfen ſein.

Ein Wülfing iſt ein Wolfe.
Der läuft im wilden Holz,
In Griechen[3]) zu Bertolfe
Bin ich ein Ritter ſtolz.
Meine Mutter heißt Frau Gute,
Eine Herzogin edel und fein,
Hildebrand, der Hochgemuthe,
Das iſt der Vater mein.

Und iſt Frau Gute dir Mutter,
Eine Herzogin edel und fein,
So bin ich, Hildebrand, Guter,
Der liebſte Vater auch dein!
Er band den Helm purgolden los
Und küßte den Sohn auf den Mund:
Gelobt ſei Gott im Himmel groß,
Daß wir noch beide geſund.

Ach, Vater mein, die Wunden,
Die ich dir hab' geſchlagen,
Die wollte zu allen Stunden
An meinem Leibe ich tragen.
O ſchweige ſtill, du Sproſſe mein,
Das mache dir keine Noth!
Gott muß doch immer gelobet ſein,
Daß keiner geblieben iſt todt.

---

[3]) Griechenland.

Dann ritten ſie ſelbander
Bis auf die Vesperzeit
Und ſaßen hintereinander,
Da ſie nicht hatten weit
Zur Burg, die er, der Junge,
Als einz'ger Herrſcher beſaß;
Der Alte, als wär' er bezwungen,
Wie ein Gefang'ner ſaß.

Es bracht' ihn mit Gewalte
Der Junge zur Burg ſodann;
Es hielt ſich da der Alte
Wie ein gefang'ner Mann.
Da ſtand die Mutter, Frau Gute,
Sehr hoch auf einer Zinn
Und ſprach: Mein Gott, du guter,
Ich ſehe ſie weit von hin.

Sie ſtiegen von den Pferden
Und thaten als fechten ſie ſehr.
Das that Frau Gute befährden,
Sie berief ein großes Heer.
Es ſollte zu Hilfe kommen
Ihrem Sohn in ſolcher Noth,
Daß ihm nicht würde genommen
Sein Leben friſch und roth.

Als auf einander ſie flogen
Und Keiner zu treffen begehrt
Und hinter die Schilde ſich bogen,
Hat der Alte grad' umgekehrt

Den Schild mit dem Wappen, dem blauen,
Da waren die Schilde ſich gleich,
Auf beiden zwei gold'ne Klauen
In blauem Felde reich.

Doch als das Heer hinkame,
Da ließen ſie Beide ab,
Der Jung' den Alten nahme,
Der Alte ſich ihm ergab.
Da bluteten ſeine Wunden,
Die er am erſten gewann,
Der Junge führt' ihn gebunden,
Die Mutter hat Freude daran.

Dort in dem Helme ſaße
Verbunden der Hildebrand,
Als darauf gar bald man aße,
Löſ't ihm der Junge das Band.
Gaſt, haſt du kein Verlangen?
O, iß und habe Muth! —
Mein Sohn, den du gefangen,
Den halt' in deiner Hut!

Nein, ſchweig, Frau Mutter, ſtille
Und laß dein Trauern ſein;
Es iſt hier Gottes Wille,
Es iſt der Vater mein!
Empfang in Liebe dieſen,
Erbeut' ihm Zucht und Ehr'! —
O ſage, Sohn geprieſen,
Von wann bringſt du ihn her?

Frau Mutter, ich will es dir ſagen,
Das geſchah zur Nachtzeit ſpät,
Er hätte mich ſchier erſchlagen,
Als Gott mir helfen thät.
Da nahm er mich gefangen
Durch eines Schirmes Schlag,
Faſt wär's um mich ergangen,
Frau Mutter, ich Dank dir ſag',

Daß du mich thäteſt lehren
Den Sprung und auch den Schlag.
O, denke den Vater zu ehren,
Der meines Lebens pflag.
Ich habe Viele beſtanden,
Nie ſah ich einen ihm gleich,
Da alle mir zuhanden
Erlagen allſogleich.

Da man viel Freude genoſſen
In vierzehn Tagen Zeit,
Hielt ſich ganz unverdroſſen
Der Alte zur Reiſe bereit,
Beſtellte an dem Schloſſe,
Was ihm nicht zugeſagt
An Grafen, Rittern und Troſſe,
Bis es ihm hatte behagt.

Ihren Hofſtaat hatte alleine
Frau Gute und ihr Sohn.
Hildebrand, der Herzensreine,
Mußte zu Hofe davon.

Zur Lombardei nach Veren
Stand ihm ſein hoher Sinn;
Er ſegnete ſie in Ehren
Und ritt dann ſchnell dahin.

Was wir ſonſt noch von ſchriftlichen Denkmälern vor Karl dem Großen aufzuweiſen haben, als z. B. die ein Jahrhundert nach Ulfilas abgefaßten, niederdeutſchen Malbergiſchen Gloſſen zum Saliſchen Geſetzbuche, gewähren nur ein hiſtoriſch-philologiſches Intereſſe. Nicht höher ſind auch die Gebete, Stellen aus Predigten, Beichtformeln und Ueberſetzungen in theologiſchen Schriften, die Lehrbücher und Gloſſarien in Anſchlag zu bringen.

Karolingiſche oder fränkiſche Zeit.

Erſt mit *Karl dem Großen* eröffnet ſich uns das eigentliche Feld der deutſchen Literaturgeſchichte. Ihm verdanken wir es, daß die älteren Heldenſagen nicht untergegangen; er ließ ſie ſammeln. Bis zum Ende des achten Jahrhunderts ſind höchſt wahrſcheinlich nur ſelten Volksgeſänge niedergeſchrieben worden. Alle jugendliche, naturwüchſige Völker haben keine Literatur im heutigen Sinne des Wortes; ſie haben Lieder, aber keine Schriftſteller. Die Sänger der Lieder ſind die unmittelbarſten Verkörperungen des Volksgeiſtes, ſind die vollendeten Ausdrücke der Geſammtheit. Der den Volksgeſang belebende Geiſt war noch größtentheils der vorchriſtliche. Es iſt leicht begreiflich, daß die Geiſtlichkeit an ihm ein Aergerniß fand und ihn, ſoweit ſie es vermochte, zu vernichten ſuchte. *Karl der Große* erweckte erſt in Verbindung mit *Alcuin*, *Paul Warnefried*, *Eginhard* u. A. Liebe für Kunſt und Wiſſenſchaft überhaupt und ganz beſonders für deutſche Sprache und Literatur. Das älteſte Denkmal religiöſer Dichtung iſt das Bruchſtück einer althochdeutſchen alliterirenden Dichtung vom *Ende der Welt*, das mit dem Hildebrandliede in ſprachlicher Hinſicht gleichen Werth behauptet; es iſt unter dem Namen Muspilli bekannt. Ihm zunächſt ſteht das im Weſſobrunner Kloſter aufgefundene Gebet. Zu den Sprachdenkmalen aus dem karolingiſchen Zeitalter gehören vor Allem die Pſalmen in niederdeutſcher Mundart und die auf Ludwig's des Frommen Veranſtaltung in alliterirenden Verſen verfaßte niederdeutſche Umſchreibung der Evangelien Heljand (Heiland), ſo wie die althochdeutſche Bearbeitung der evangeliſchen Geſchichte mit Endreimen von Otfried, Vorſteher der Schule des Benedictinerkloſters Weißenburg im Elſaß, Kriſt genannt; Notker's proſaiſche Ueberſetzung der Pſalmen und Willeram's Ueberſetzung des Hohenlieds; ferner das Siegeslied über die Normannen und der Lobgeſang auf den heiligen Hanno. Aus Otfried's lateiniſcher Vorrede an Liutbert, Erzbiſchof von Mainz, ergibt ſich deutlich, daß er ſich auf eine zweifache Weiſe ſeinen Zeitgenoſſen nützlich erweiſen wollte, indem er einestheils durch ſeine Dichtung das Evangelium volksthümlich machen, anderntheils den Volksgeſang, der von ihm laicorum cantus obscoenus (anſtößiger Laiengeſang) genannt wird, zu verdrängen ſuchte. Im Kriſt herrſcht mehr dichteriſche Freiheit, als im Heljand. Die in jenem eingeflochtenen Sittenſprüche ſind für die damalige Zeit charakteriſtiſch; mitunter wird der Dichter lyriſch; die Sprache iſt weniger natürlich, als die im Heljand, und trägt die Spuren eines anhaltenden Fleißes. Im zwölften Jahrhundert begegnen wir ſchon freieren Geſtaltungen kirchlicher Stoffe: einem Leben der heiligen Jungfrau von Werinher, dem Diaconus im Kloſter Tegernſee, zur Zeit Friedrich's I.; einem Lobgeſang auf die heilige Jungfrau; einem gegen viertehalb tauſend Verſe ſtarken Gedichte vom Leben und Leiden Jeſu, dem Antichriſt und jüngſten Gericht. Das Lied zur Feier des Sieges, welchen Ludwig II. über die Normannen an der Schelde bei Soldacurch 879 erfochten hat, iſt die Arbeit eines kräftig-ritterlichen Geiſtes. Der unbekannte Dichter ſchildert mit glücklichen Farben die Leiden, welche die Franken von den Normannen auszuſtehen hatten. Ludwig wird ſodann von Gott aufgefordert, ſein Volk zu rächen. Der König thut, wie ihm befohlen, und wird dafür vom Dichter beſungen und gefeiert. — Das Lobgedicht auf den Kölniſchen Erzbiſchof Hanno ſcheint im Anfang des zwölften Jahrhunderts von einem gelehrten Geiſtlichen verfaßt zu ſein. Dieſes aus 49 Strophen beſtehende Gedicht iſt mit überwiegend poetiſchem Talent gearbeitet, iſt reich an poetiſchen Bildern und Gleichniſſen. Der unbekannte Dichter fängt nach Art der Chroniſten vom Eie an. In den fünf erſten Strophen wird die Schöpfung, der Sündenfall, die Erlöſung der Menſchen durch Chriſtus und die Ausſendung der Apoſtel zur Verbreitung des Evangeliums geſchildert. Das Chriſtenthum findet ſo auch Eingang bei den Franken. Hier hat der Dichter Gelegenheit, die Verdienſte Hanno's hervorzuheben. Die Burg Köln bringt ihn auf die Geſchichte der Burgen überhaupt; ſodann eilt er wieder in die Anfänge der Geſchichte, zu Ninus und Semiramis, ſchildert die Weiſſagungen Daniel's, geht zu den Römern und ihren Eroberungen in Deutſchland über und wendet ſich dann zu den Franken und deren vorgeblichen Abſtammung von den Trojanern. Hiernach lenkt er wieder auf Julius Cäſar und Auguſtus ein. Meiſterhaft iſt die 27ſte Strophe, die Schilderung des Treffens zwiſchen Cäſar und Pompejus in Egypten. Die Geburt Chriſti, um die Zeit des Auguſtus, beſtimmt ihn, noch einmal von der Verbreitung des Chriſtenthums zu reden. Der Lobgeſang des Hanno wird ſchließlich erneuert; die von ihm verrichteten Wunder und die Verfolgungen, die er zu leiden hatte, werden mit warmem Herzen geprieſen.

Zeit der Minneſänger, der höfiſchen oder ſchwäbiſchen Dichter.

Lyriſche Poeſie.

Die Poeſie des fränkiſchen Zeitalters war weniger nothwendig, als abſichtlich; ſie veranlaßte einen Fortſchritt in formeller, aber einen Rückſchritt in materieller Hinſicht. Die Poeſie war nicht mehr wie im naiven Bewußtſein des Volks um ihrer ſelbſt willen vorhanden; ſie mußte in den Dienſt der Kirche treten. Erſt mit der Herrſchaft der Hohenſtaufen erwacht wieder ein beſſerer Geiſt, der dieſelbe aus den Händen der Geiſtlichkeit in die des Adels brachte. Dieſe drei verſchiedenen Richtungen verſelbſtändigen ſich ſo nach einander und müſſen als drei der Zeit nach nothwendige Entwickelungsmomente gewürdigt werden. Im Gegenſatze zur klöſterlichen Ascetik bildete ſich der Sinn der höhern Klaſſe für die reine, ungetrübte Hingebung an die Natur, an die reichen Genüſſe des Lebens aus; ihr Sinn ſchwelgte im Kreiſe tapferer Mannhaftigkeit und zarter Liebe, erhöhte die Thaten und Ritterlichkeit der Männer, die Tugend und Schönheit der Frauen. Die Kunſt war fortan, wie ſie es immer ſein ſollte, frei und an keinen Stand gebunden.

Gelehrſamkeit und Schulbildung waren zu dieſem naturfreien Kunſtleben nicht erforderlich. Dieſe ritterliche Dichtkunſt hat ihrem Hauptinhalte nach, der ſich um Natur- und Frauenſchönheit, zärtliche Wünſche, Klagen und Gelübde in mannigfaltigen Liederformen bewegt, den Namen des Minnegeſangs, oder ihrem Entſtehen nach den des ſchwäbiſchen, weil die geiſt- und ruhmvollen Hohenſtaufen, Heinrich VI., Friedrich II., Conrad IV. und der letzte des herrlichen Namens, Conradin, der (1268) auf dem Blutgerüſte endete, ihr mit warmer Liebe huldigten. Dieſes poetiſche Zeitalter zählt über dreihundert Minneſänger (Liebesdichter). Neben den ebengenannten Hohenſtaufen ſind von gekrönten Häuptern noch zu nennen: König Wenzel von Böhmen, Herzog Johann von Brabant, Herzog Heinrich von Preſſala (Breslau), Markgraf Otto von Brandenburg mit dem Pfeil, Heinrich, Fürſt von Anhalt, Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen, die Grafen Rudolph von Neuenburg und Kraft von Toggenburg, und mehrere andre Grafen und Freiherren. Alle Minneſänger ſtanden in einem brüderlichen Verhältniſſe zu einander. Nur einige wenige der ausgezeichnetſten ſollen hier nach ihrem dichteriſchen Werthe und dem Einfluſſe auf ihre Zeit mit wenigen Zügen charakteriſirt werden. Ihre Dichtungen zerfallen in lyriſche, epiſche und dramatiſche.

Heinrich von Veldeck

iſt einer der älteſten und berühmteſten der höfiſchen Dichter. In Weſtphalen geboren, hat er den größten Theil ſeiner Aeneide am Klever Hofe gedichtet. Die Sprache iſt neben hochdeutſcher Grundlage mit niederdeutſchen Formen und Wörtern ſtark vermiſcht. Erſt am Ende des zwölften Jahrhunderts findet ſich die reinmittelhochdeutſche Sprache als herrſchend in der Hof- und bald darauf auch in der beſſern Volkspoeſie. Die Genauigkeit des Reimverbandes zeigt ſich zuerſt bei ihm und ſeinen Zeitgenoſſen. Herzog Ernſt iſt wahrſcheinlich ſchon im dreizehnten Jahrhundert mit Unrecht Heinrich von Veldeck zugeſchrieben worden. Seine Aeneide iſt eine freie, gereimte Uebertragung der Aeneide des Chretien von Troyes; ſie iſt chronikenartig gehalten, mit einem bibliſchen Schluſſe. Heinrich von Veldeck gilt auch als der Bearbeiter der Legende vom heiligen Gervaſius. Seine Minnelieder zeichnen ſich durch liebenswürdige Einfalt und Leichtigkeit aus; der Versbau und die Reime ſind kunſtreich. Von Heinrich von Veldeck heißt es im Triſtan V. 4736:

Er inpfete daz erſte ris
in Tiuſcher zungen,
davon ſît eſte erſprungen
von den die Blumen kwamen,
Da ſi die ſpähe uz namen
der meiſterlichen funde.

Im Wigalois läßt ſich die Königstochter von Perſien von einer Jungfrau die Aeneide vorleſen. Bemerkenswerth iſt auch, daß im Herzog Ernſt und in der Aeneide Minnebriefe vorkommen. Wolfram's von Eſchenbach großes Lob auf ihn findet ſich im Titurel Str. 1936:

Von Veldeck meiſter und herre
Wie lützel mich betragte,
Wol driſſig raſte verre
Wolt ich gerne reiten, das ich euch gefragte,
Ob Arabadille ſtarb von hertzeleide
Oder von hertzenliebe:
Nun lebt ihr nit, wer iſt, der mich beſcheide.

Wolfram von Eſchenbach,

der bedeutendſte und fruchtbarſte aller ſchwäbiſchen Dichter. Er zeichnete ſich durch einen tiefen, myſtiſchen Sinn vor allen andern aus, war im höchſten Grade Meiſter der Sprache, mit den ritterlichen Sagen vertraut, in der welſchen Literatur erfahren und mit einer reichen Einbildungskraft begabt. Seine kurzen Verſe ſind leicht und fließend. Er war Schreiber Herzogs Otto von Oeſtreich, nahm an dem poetiſchen Wettſtreite auf der Wartburg, einem Wechſelgeſange am Hoflager Hermann's von Thüringen 1207, lebhaften Antheil, ſo wie an den größten epiſchen Dichtungen, namentlich an Wilhelm von Oranſe — fortgeſetzt von Ulrich von Türlein, — am Titurel, oder die Pfleger des heiligen Grals, — von mehreren aufgenommen und umgearbeitet, — endlich an der Abfaſſung des ſogenannten Heldenbuchs. Seinen Hauptruhm erwarb er ſich aber durch die Bearbeitung des Parcival. Als Quelle nennt Wolfram einen Provenzalen Kyot oder Guiot. Seine häuslichen Verhältniſſe müſſen nach Parcival V. 5480 ꝛc. traurig geweſen ſein. Eben ſo wenig glücklich war er in der Liebe; im Parcival und im Titurel klagt er über die wenige Gunſt, die ihm bei den Frauen geworden. S. Parcival 3382. Im Titurel Str. 5197 wird er ſogar bitter gegen das ganze ſchöne Geſchlecht:

Der Namen halb die Weib ſeint waſſers reiche;
die inargent iamer zwinget,
die ſtellent wol die augen dem geleiche.

Heinrich von Ofterdingen

hat auch an dem Wartburger Kriege Antheil genommen. Er ſoll Verfaſſer des Königs Laurin ſein, wie es am Ende der Dichtung heißt; doch macht ſowohl die Sprache, als die Bearbeitung dieſe Angabe zweifelhaft. Heinrich von Ofterdingen feierte ſeinen großmüthigen Gönner, König Leopold VII. von Oeſtreich. Dieſer bilderreiche Dichter ſchöpfte mehr aus alten Nationalſagen, als aus provenzaliſchen Quellen.

Walther von der Vogelweide gehört auch zu den Sängern der Wartburg. Er lebte bald hier, bald dort, ward von den Kaiſern Otto IV. und Friedrich II., und vielen andern weltlichen und geiſtlichen Herren begünſtigt. Ob er den Kreuzzug mit Friedrich II. mitgemacht habe, darüber iſt man noch im Ungewiſſen. Sein Grab ſoll ſich in Würzburg befinden. Wie hoch er ſchon von ſeinen Zeitgenoſſen geſtellt wurde, ergibt ſich aus Gottfried's Triſtan 4796, wo unter den lebenden „Nachtigallen" die von der Vogelweide als Meiſterin gefeiert wird:

Ich wäne, ich ſie wol vinde, diu die Baniere füren ſol:
Ir meiſterinne kan ez wol, diu von der Vogelweide;
Hei, wie diu über heide mit hoher ſtimme ſchellet.

Walther von der Vogelweide iſt uns bis jetzt nur als Lyriker bekannt, aber als ſolcher ragt er vor allen hervor. Er war ein Dichter, der tief in die Speichen der Zeit eingriff, dem die Fragen des Herzens und der ſocialen Zuſtände zum Vorwurfe ſeiner Lieder dienten. Liebe, Religion und Politik wurden von ihm verherrlicht. Seine Leier frohlockte Anfangs über die vaterländiſche Zucht und Geſittung, trauerte ſpäter über das Verbleichen der deutſchen Herrlichkeit und zürnte über die Anmaßung der Hierarchie. Walther von der Vogelweide zwingt uns auch als Menſch in einer ſo unklaren, verworrenen, fanatiſchen Zeit Liebe und Verehrung ab. Chriſt, Jude und Heide gilt ihm gleich, wenn er dem Einen dient.

Hartman von der Aue,

ein Schwabe, dem Gottfried von Straßburg in folgenden Verſen, Triſtan 4619 ff.:

Hartman der Ouwaere, ahi, wie der diu märe
beide, uzen unde innen, mit worten und mit ſinnen
durchvaerwet und durchzieret! wie er mit rede figieret
der aventure meine! wie luter und wie reine
ſie kriſtallini wörtelin, beidiu, ſint und immer müzen ſin!
ſie koment den man mit ſiten an, ſie tunt ſich nahe zu dem man
und liebent rechtem mute,

eine Hauptſtelle unter den Dichtern ſeiner Zeit anweiſt. Als Lyriker iſt er weniger bedeutend, denn als Epiker. Sein Jwein, das Muſterſtück der Hofpoeſie, nach dem franzöſiſchen Yvain des Chretien von Troyes, iſt wahrſcheinlich das jüngſte ſeiner erzählenden Werke. Das Gedicht Erek und Enite iſt noch nicht herausgegeben und nur nach einigen Proben (Wiener Jahrbücher der Lit. Bd. 16) bekannt. Sehr bekannt iſt dagegen der arme Heinrich, vor deſſen Inhalt, der ſich um einen miſelſüchtigen Grafen bewegt, Goethe mit Recht ſeinen Widerwillen ausgeſprochen hat.

Reinmar der Alte,

einer der trefflichſten Minneſänger, von dem wir ſehr viele Lieder haben. Seine Heimath iſt unbekannt. Er ſtarb wahrſcheinlich 1215.

Reinmar von Zweter oder von Zwetzen

kam als Knabe mit ſeinem Vater vom Rhein nach Wien, lebte als Mann bei Hof in Böhmen, wo er beim König Ottokar in hohem Anſehen ſtand. Er, nicht Reinmar der Alte, ſoll auf der Wartburg dem Sängerſtreit beigewohnt haben. Seine Lieder haben eine didaktiſche Tendenz und ſind, was hier nebenbei bemerkt ſein mag, alle in einer und derſelben Strophenart abgefaßt.

Nikolaus Klinſor,

bekannt aus dem Wartburger Kriege.

Conrad von Würzburg

ſtarb 1287 zu Freiburg im Breisgau. Er iſt beſonders berühmt wegen ſeines Lobgedichts auf die Jungfrau Maria, die goldne Schmiede. Auch Conrad gehört zu den didaktiſchen Dichtern. Er iſt ein Meiſter der Sprache und zeichnet ſich durch glückliche Behandlung des Verſes aus; doch dieſe Meiſterſchaft verführte ihn auch nicht ſelten zu überkünſtlichen, mit Reimen überladenen Strophen. Conrad iſt auch der Bearbeiter des Gedichts: Der trojaniſche

Krieg, das er nach eigner Angabe, einem welſchen Werke, das ſeine Quelle im lateiniſchen Dares Phrygius findet, nachgebildet hat. Nach einer lateiniſchen Quelle dichtete er auch den heiligen Sylveſter. Ihm werden ferner das Gedicht von der Minne und Engelhardt und Engeltraut zugeſchrieben.

Meiſter Gottfried von Straßburg

iſt einer der vorzüglichſten Dichter aus der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, von dem uns leider alle perſönlichen Nachrichten fehlen. Sein Hauptwerk, Triſtan und Iſolde, das er unvollendet hinterließ, wurde von Heinrich von Vribere und Ulrich von Turheim fortgeſetzt. Als Gewährsmann der von ihm gewählten Auffaſſung der Sage nennt er Thomas von Britanien.

Ulrich von Lichtenſtein

war Dienſtmann Friedrich's des Streitbaren in Steiermark (1230—1246), wo ſein Geſchlecht begütert war und lange geblüht hat. Dieſer anmuthige Sänger, in deſſen Liedern ein freies, frohes Gefühl glücklicher Liebe und ritterlichen Sinnes waltet, hat in ſeinem Gedichte, der Frauendienſt, die Geſchichte ſeines Lebens und ſeine Abenteuer im Dienſte edler Frauen geſchildert. Auch durch Waffenthaten zeichnete er ſich aus. Sein Todesjahr iſt unbekannt. Noch ſtehen Ruinen der Frauenburg, wo er hauſte. (S. v. Hormayers Burgveſte und Ritterſchlöſſer der öſterr. Monarchie, Prag 1819. Bd. I. S. 85.) Als Probe ſeiner Gedichte möge folgendes mit einer von mir verſuchten Bearbeitung dienen:

Stäte Liebe.

(Ein Tanzwiſe.)

In dem lüfte-ſüzen Meien
So der Wald gekleidet ſtat
So ſiht man ſich ſchone zweien
Allez daz iht liebes hat,
Und iſt mit einander fro,
Daz iſt recht diu Zit wil ſo.

Swa ſich Liep ze Liebe zweiet,
Hohen Mut diu Liebe git,
In der beider Herzen meiet
Ez mit Fröuden elliu Zit.
Trurens wil diu Liebe nicht
Swa man Liep bi Liebe ſiht.

Swa zwei Liep einander meinent
Herzeklichen ane Wank,
Und ſich beidiu des vereinent,
Daz ir Lieb' iſt ane Krank,
Die hat Got ze ſamen geben
Uf ein wunneklichez Leben.

Stätin Liebe heizet Minne,
Liebe, Minne iſt al ein,
Die kann ich in mime Sinne
Nicht gemachen wol zu zwein.
Liebe muz mir Minne ſin
Jemer in dem Herzen min.

Swa ein ſtäte Herze vindet
Stäte Liebe, ſtäten Mut,
Da von al ſin Truren ſchwindet.
Stätin Liebe iſt alſo gut,
Daz ſi ſtäte Freude git
Stätem Herzen alle Zit.

Möcht' ich ſtäte Liebe vinden,
Der wold' ich ſo ſtäte ſin,
Daz ich da mite überwinden
Wolde gar die Sorge min.
Stäter Liebe wil ich gern,
Und unſtäte gar verbern.

Stäte Liebe.

In dem lüſteſüßen Maien
Wenn gekleidet ſteht der Wald
Sieht man ſich vertraulich zweien
Was von Liebe wiederhallt —
Iſt zuſammen herzensfroh
Das iſt recht, die Zeit will's ſo.

Wo ſich Lieb' zu Liebe zweiet,
Hohen Muth die Liebe leiht,
In der beiden Herzen maiet
Es mit Freuden allezeit.
Liebe will nicht Traurigkeit,
Wo ſich Liebe liebend weiht.

Wenn zwei Liebende ſich meinen
Herzlich innig ohne Wank
Und ſich beide deß vereinen,
Daß ihr Lieben ohne Mank —
Die hat Gott zuſammengeben
In ein wonnigliches Leben.

Stäte Liebe heißet Minne,
Lieb' und Minn' iſt einerlei,
Ich kann nicht in meinem Sinne
Mir aus ihnen machen zwei:
Liebe muß mir Minne ſein
Immer in dem Herzen mein.

Wenn ein ſtätes Herze findet
Stäte Liebe, ſtäten Muth,
Alle Trauer d'raus verſchwindet.
Stäte Liebe iſt ſo gut,
Daß ſie ſtäte Freude leiht
Stätem Herzen allezeit.

Möcht' ich ſtäte Liebe finden,
Der wollt' ich ſo ſtäte ſein,
Daß ich mit ihr überwinden
Wollte jede Sorge mein.
Stäter will ich mich erfreun
Und unſtäter auch verzeihn.

Dieſe höfiſchen Dichter ſind oft mit den Troubadours in Verbindung gebracht worden. Wie ſtark oder ſchwach indeſſen auch immer der Einfluß der provenzaliſchen Sangesweiſe auf die deutſchen Dichter geweſen, genauere Unterſuchungen haben gezeigt, daß ſich folgende weſentliche Unterſchiede in den Richtungen herausſtellen. Die Troubadours haben ſich mehr am politiſchen Leben ihrer Zeit betheiligt. Selbſt die Liebe war bei den Troubadours mehr Handlung, Leben, ſich auf wirkliche Abenteuer beziehend, während ſie bei den deutſchen Dichtern ſich mehr in einem unfruchtbaren Gefühl oder in bloßer Reflexion ausſprach. Die Politik ſpielt bei unſern Minneſängern beinahe gar keine Rolle; während die politiſchen Straf- und Spottgedichte einen Hauptbeſtandtheil der provenzaliſchen Poeſie ausmachen, während mehrere der angeſehenſten Troubadours faſt ausſchließlich nur politiſche und kriegeriſche Sirventes gedichtet haben.

Ich kann bei dieſer Gelegenheit nicht unbemerkt laſſen, daß die Troubadours, faſt ohne Ausnahme, die Partei der Ghibellinen in ihren Liedern ergriffen haben. Bekanntlich theilte ſich das ganze Mittelalter in zwei Parteien, in die der Waiblinger und Welfen. Die erſtere hielt es mit dem Pabſte, die andre mit dem Kaiſer. Die Reformationsverſuche der hohenſtaufiſchen Kaiſer weckten den Widerſtand der Päbſte; dieſe ſuchten die Franzoſen gegen das deutſche Reich aufzuhetzen. Die Provenzalen damals noch in ihrer Sprache, Nationalität und politiſchen Freiheit von den Nordfranzoſen getrennt, aber als deren ſchwächere, nächſte Nachbarn in beſtändiger Furcht, von ihnen erdrückt zu werden, mußten es ſchon aus dieſem Grunde mit dem Kaiſer halten. Ein zweiter Grund lag in der poetiſchen Eigenthümlichkeit der Nation. Ritterlich, phantaſtiſch, zartfühlend, feingebildet vor allen Zeitgenoſſen mußten ſie ſich natürlich an die poetiſchen Kaiſer des hohenſtaufiſchen Hauſes anſchließen. Ein dritter Grund lag endlich in der frühen Stimmung der Provenzalen zur Reformation. Den erſten großen Kampf gegen die Kirche erhoben bekanntlich die Albigenſer in der Provence, und unter ihnen vor allem der bei den Troubadouren hochgefeierte Graf Raimund von Toulouſe. — Aus ähnlichen Gründen nehmen die Troubadours auch die Partei des Richard Löwenherz. Die Engländer mußten ſchon, als Feinde der Franzoſen, Freunde der Provenzalen ſein.

Bei den ältern Troubadours finden ſich zunächſt glühende Geſänge zum Lobe der Kreuzzüge, dann folgen ſpäter die heftigſten Angriffe auf die Hierarchie, die dreihundert Jahre vor Luther ſchon auffallend an deſſen Sprache und Geiſt erinnern. Am ſchonungsloſeſten ſind die Strafgedichte von *Peire Cardinal* und *Guillem Figueira*. Der erſtere ſingt unter anderm: „Die Geiſtlichen nennen ſich Hirten und ſind Todtſchläger; ſie haben den Schein der Heiligkeit, wenn man auf ihre Kleidung ſieht; ſtets fällt mir *Alengrin* ein, der eines Tages in einen Pferch brechen wollte, aber aus Furcht vor den Hunden ſich in ein Hammelfell ſteckte, womit er ſie täuſchte und dann, was ihm behagte, verſchlang und entführte. Könige und Kaiſer, Herzoge, Grafen, Comturs und Ritter pflegten die Welt zu regieren; jetzt üben Pfaffen die Herrſchaft aus mit Raub und Verrath, mit Heuchelei, Gewalt und Ermahnung; es verdrießt ſie, wenn man ihnen nicht alles abtritt, und wie man auch zögere, ſo muß es endlich geſchehen. — Aasvögel und Geier wittern nicht ſo leicht das modernde Fleiſch, als Pfaffen und Prediger den Reichen wittern; gleich iſt er ihr Freund, und ſchlägt ihn eine Krankheit darnieder, ſo muß er Schenkungen machen zum Nachtheil der Verwandten. — Franzoſen und Pfaffen haben das Lob der Schlechtigkeit, denn das Gute iſt ihnen zuwider; Wucherer und Verräther beſitzen eben ſo die ganze Welt, denn mit Lug und Trug haben ſie die Welt ſo verwirrt, daß es keinen Orden mehr gibt, der ihre Lehre nicht kennt." Auf folgende kühne Weiſe zürnt Figueira über Rom: „Ich wundere mich nicht, Rom, daß die Menſchen verirren, denn du haſt die Welt in Kampf und Elend geſtürzt; Tugend und Verdienſt ſtirbt und wird begraben durch dich, argliſtiges Rom, alles Böſen Leitſtern, Gipfel und Wurzel; durch dich ward der edle König von England (Richard Löwenherz) verrathen. — Rom, du nagſt an dem Fleiſch und den Knochen der Einfältigen und ziehſt ſie abgezehrt mit dir in die Gruft; zu ſehr überſchreiteſt du Gottes Schranken: deine Habgier iſt ſo grob, daß du Sünden für Geld vergiebſt, du belaſteſt dich, Rom, mit ſchändlicher Bürde."

„Rom, wiſſe, deine niedrigen Ränke und deine Tollheit haben uns um Damiata gebracht. Schändlich handelſt du, Rom, Gott ſchmettere dich für deine Habſucht und Argliſt zu Boden; fürwahr, du biſt von böſem Schlage, Rom, und nie iſt deinen Worten zu trauen. Rom, den Saracenen thuſt du wenig Schaden, aber Griechen und Lateiner treibſt du in's Gemetzel. In dem Feuer des Höllenſchlundes und im Verderben, Rom, haſt du deinen Sitz. Gott gebe mir keinen Antheil an dem Ablaß und der Pilgerfahrt von Avignon."

„Rom, fürwahr, zu ſehr betreibſt du die ruchloſeſten Predigten gegen Toulouſe; häßlich, wie eine wüthende Schlange, benagſt du Kleinen und Großen die Hände. Aber wenn der treffliche Graf nur noch zwei Jahre lebte, wird Frankreich deine Ränke büßen."

Im Gegenſatz gegen den Pabſt und die Franzoſen werden in ſehr vielen Liedern die Kaiſer, die Engländer und Spanier gelobt. Die politiſchen und polemiſchen Geſänge der Provenzalen werden aber bei den Deutſchen durch die zarten Naturſchilderungen aufgewogen.

Was jedoch die Hauptſache und beiden in gleichem Grade gemein iſt, das iſt das Lob der Frauen und der Liebe. Dies iſt der Glanzpunkt der provenzaliſchen wie der deutſchen Minnepoeſie. Zwar ſchattiren ſich beide Nationen auch hier wieder ſo, daß bei den Provenzalen die Abenteuer und bei den Deutſchen die Gefühle und Betrachtungen der Liebe eine große Rolle ſpielen, doch bei beiden ſtand die Liebe, als die Seele des Geſanges, oben an.

Erſt ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden die Gedichte der ſchwäbiſchen Periode wieder der Vergeſſenheit entriſſen. J. C. von Bartenſtein entdeckte 1726 zu Paris eine von Rüdiger von Maneſſe, Mitglied des Rathes zu Zürich im vierzehnten Jahrhundert veranſtaltete handſchriftliche Sammlung von 140 ſchwäbiſchen Dichtern und ſchrieb Einiges daraus für ſeinen Schwager ab. Die beiden Züricher Gelehrten, Bodmer und Breitinger, verſchafften ſich die ganze Handſchrift und ließen daraus 1748 Proben, 1758 und 1759 aber ſie ganz drucken. Als ſo die Aufmerkſamkeit erregt war, entdeckte man immer mehr Handſchriften, in denen einzelne Gedichte oder ganze Sammlungen enthalten waren. Die bekannteſten Sammlungen ſind: der Goldaſtiſche Cod. in der Rathsbibliothek zu Bremen, der Weingartener Cod. im Kloſter Weingarten, der Jenaer Cod. auf der Univerſitätsbibliothek, der Würzburger Cod. und mehrere Vaticaniſche, jetzt zum Theil wieder in Heidelberg. Außerdem befinden ſich Handſchriften in Weimar, Breslau, Erlangen, München, auf der Schuſterzunft zu Colmar, zu Kolocza in Ungarn, in Wolfenbüttel, Halle u. ſ. w. Gedruckte Sammlungen: Proben der alten ſchwäbiſchen Poeſie des dreizehnten Jahrhunderts aus der Maneſſiſchen Sammlung. Zürich, 1748. 8. (beſorgt von Bodmer und Breitinger mit Anmerkungen und Gloſſen). Sammlung von Minneſingern durch Rüdiger Maneſſen. Zürich, 1758, 1759. 2 Th. (auch von Bodmer und Breitinger beſorgt, größtentheils lyriſche Dichtungen enthaltend). Nachträge dazu von G. W. Raßmann in Docens Muſeum, H. I. St. I, und in Graff's Diutiska Bd. I. S. 76. Neue Aufl. der Maneſſiſchen Sammlung von J. H. v. d. Hagen. Leipzig, 1829. 2 Th. 4.

Als Ergänzung und Berichtigung der Maneſſiſchen Sammlung gab heraus: G. F. Benecke, Beiträge zur Kenntniß der altdeutſchen Sprache und Lit., Bd. 1 Th. 1, mit dem beſondern Titel: Ergänzung der Sammlung von Minneſingern. Göttingen, 1810. Uebertragungen, Nachbildungen und Erklärungen einzelner, beſonders lyriſcher Gedichte finden ſich in: Langens Sammlung gelehrter und freundſchaftlicher Briefe. Th. 2; Gleim's Gedichten nach den Minneſingern. Berlin, 1773; im deutſchen Merkur 1774 ff.; im deutſchen Muſeum 1778, in Herder's Volksliedern 1778, 2 Th.; in der Bragur B. I. St. 3, II. St. 2, IV. Abth. 1 und 2, VI. Abth. 1, VII. Abth. 1 und 2; in der Berliner Monatsſchrift 1793 und 1795; im neuen deutſchen Merkur 1798; in Eſchenburg's Denkmälern; in Haug's Epigrammen und vermiſchten Gedichten. Berlin, 1805. Bd. II.; in Ludw. Tieck's Minneliedern aus dem ſchwäbiſchen Zeitalter. Berlin, 1803; Wilhelm Müller's Blumenleſe aus den Minneſängern. Berlin, 1816; K. Lachmann's Auswahl aus den hochdeutſchen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts. Berlin, 1819; G. Schwab's Auswahl aus den Minneliedern. Stuttgart, 1820.

Epiſche Poeſie.

Drei verſchiedene Sagenkreiſe liegen den Gedichten dieſer Gattung zu Grunde. Der Sagenkreis der Nibelungen und des Heldenbuchs; Karls des Großen, ſeiner Ahnen und Helden, und des heiligen Grals und der Tafelrunde. An dieſe ſchließen ſich die Umdichtungen alter Mythen, die didaktiſchen Gedichte und die Thierſagen an. Der Sagenkreis der Nibelungen und des Heldenbuchs umfaßt die urſprünglich nationalen Dichtungen. Dieſe ſind ſowohl ihrem Inhalte, als ihrem Werthe nach den von außen erborgten, den mehr zufälligen und abſichtlichen voranzuſtellen. In ihnen, und namentlich in dem Nibelungen- und dem Hildebrandliede und der Gudrun, iſt uns das ſchönſte, älteſte und treueſte Bild unſrer Heroenzeit überkommen; in ihnen iſt uns ein Schatz, oder um mich des Ausdrucks dieſer Dichtungen ſelbſt zu bedienen, ein Hort erhalten, der alles das übertrifft, was das zwölfte Jahrhundert theils an das Alterthum anknüpfte oder mit ihm bunt vermiſchte, theils aus dem Orient ſich aneignete, theils aus dem Britiſchen oder Provenzaliſchen entlehnte. Dieſer Sagenkreis iſt auch ſchon früh, bereits gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts, durch deutſche Sänger in den Norden überpflanzt worden, wie aus folgender Erzählung des Saxo Grammaticus erhellt: Herzog Knud Laward von Schleswig war namentlich ein großer Freund der Deutſchen; er rief viele deutſche Coloniſten in ſein Land, um die Kultur deſſelben zu erhöhen. Der däniſche Prinz Magnus vereinigte ſich mit mehreren Unzufriedenen, um ihn zu ermorden. Ein deutſcher Sänger (genere Saxo, arte cantor) gehörte zu den Verſchwornen, wünſchte aber dem Herzog, ſeiner Vorliebe zu den Deutſchen wegen, einen heimlichen Wink zu geben, auf ſeiner Hut zu ſein, und ſang ihm daher ein Gedicht von der bekannten Treuloſigkeit der Grunhilde gegen ihre Brüder. Knut ward am 7ten Januar 1131 erſchlagen (Saxo Lib. XIII, S. 239). Das Lied der Nibelungen, dieſe großartige, mit Recht bewunderte Dichtung, ragt in das graue Alterthum hinein; es erinnert an eine Zeit, wo das Chriſtenthum noch nicht die wilden Eichen mit dem Beile der Humanität niedergefällt hat. Von dieſer Dichtung läßt ſich nicht wie von denen aus dem arturiſchen und karolingiſchen Sagenkreiſe behaupten, daß ſie durch kirchliche und politiſche Intereſſen beſtimmt worden wäre. Die Geſchichte unſrer Literatur wird daher immer mit einem rühmlichen Selbſtbewußtſein auf dieſelbe, wie die der Griechen auf die Homeriſchen hinweiſen, wenn die Franzoſen und Engländer bei ihren älteſten Epen die Tradition der Kirche vorausſetzen müſſen. Und was man auch immer zum Ruhme der im kirchlichen Intereſſe abgefaßten Dichtungen und Erzählungen ſagen mag, ſie ſtehen unendlich tiefer unter unſrer, wenn auch nicht in ihrer Urſprünglichkeit nach ihrer erſten Anlage erhaltenen Nibelungen. Alles das, was ſich oft ſtörend und unerwartet von chriſtlicher Denkart und auswärtigem Wunderſamen in den Nibelungen findet, darf man ohne Scheu den jüngern, kunſtmäßigen Bearbeitern zuſchreiben. Man irrt ſich indeſſen, wenn man glaubt, daß die höfiſch-kirchlichen Dichtungen zur Zeit ihrer Entſtehung überall dieſelbe Theilnahme gefunden, welche ihnen ihre neueſten Herausgeber, die Anhänger der neuromantiſchen Schule, zu verſchaffen ſuchten. Wer kennt nicht den übertriebenen Enthuſiasmus dieſer Männer, wenn ſie von Parcival, Titurel, oder Barlam und Joſaphat redeten. Jacop van Maerlant, Verfaſſer der Rymbibel oder Scholaſtica (aus einem alten Manuſcript, herausgegeben von Ernſt Käſtner 1834), derſelbe, der als der Vater der niederländiſchen Dichtung angeſehen wird, proteſtirte ſchon im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gegen die welſchen Romane, mit deren Bearbeitung ſich ſeine Zeitgenoſſen fleißig beſchäftigten, und mit deren Leſung ſich das große Publikum ſo ſehr beluſtigte. So ſagt er im Leben des heiligen Franciscus: „Dieſe Welt geht zu Ende, wie mich dünkt, mit großer Schande, nach dem, was uns der Apoſtel darüber ſagt, worin es alſo geſchrieben ſteht: In den letzten Zeiten werden die Leute ſo toll werden, daß ſie ſich ſelbſt lieben und nichts weiter ſuchen als Gewinn, daß ſie ſich von der Wahrheit abwenden und Poſſen und Fabelwerk lehren ꝛc. Kaum iſt der mir bekannt, der jetzt lebt und Wahrheit liebt. Aber Triſtran und Lancelot, Parceval und Galliot, erdichtete Romane und ungeborne, davon wollen die Leute hören; von Liebespoſſen und Streit lieſ't man durch die Welt weit und breit. Das Evangelium iſt uns zu ſchwer, weil es das Rechte und Wahre verkündet.“ Schon in der Reimbibel bittet er Gott um Vergebung, daß er ſich vor Zeiten mit Lügenſachen verunreinigt habe, mit dem Dichten der „Thaten Alexander's“ und des „Trojaniſchen Krieges.“ Wie chriſtlich ſtreng der niederländiſche Dichter auch dachte, ſo war ihm doch die Lüge eine zu trübe Quelle, als daß er ihr das Wort reden wollte. So klagt auch Hugo von Trimberg in ſeinem Renner, daß, leider, die Wunder Gottes und der Heiligen und die Geſchichten der Juden den Menſchen weniger bekannt ſeien, als die Ritter der Tafelrunde in Karydol, die doch lügenvoll ſind. Hierher gehört auch die Polemik des Cervantes im Don Quixote gegen die zur damaligen Zeit ſo viel geleſenen Ritterromane. Ich glaube, der Einfluß dieſer Dichtungen, der aus den vornehmen höfiſchen Kreiſen ſich auch durch ſpätere Bearbeitungen auf das Volk überpflanzte, die durch die Prieſter und Lehrer des Volks anſtatt der alten ihm angehörigen

Lieder anempfohlen wurden, iſt von nicht zu berechnendem Nachtheile geweſen. Die vaterländiſchen Sagen, welche nach der Quedlinburger Chronik — Et iste fuit *Thideric de Berne,* de quo cantabant rustici olim — urſprünglich im Munde des Volks gelebt haben, ſind durch die höfiſch-prieſterlichen Dichtungen allmälig verdrängt worden. Die Poeſie mußte von da an eine kirchliche Tendenz haben. Schon bei Rhabanus Maurus iſt es ausgeſprochen, daß jede Wiſſenſchaft, ſelbſt Arithmetik und Geometrie, auf das Chriſtenthum, auf den Gebrauch in der Kirche bezogen werden müſſe! Dieſe Beziehung gab den Productionen, wie ſie auch immer ausfielen, einen idealiſchen Anſtrich, wenn ſie im fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert im Dienſte des Materialismus banauſiſch wurden. Die Aerzte brachten zu dieſer Zeit die regimina sanitatis, die Diätetik, in lateiniſche und deutſche Verſe, dichteten über Aſtrologie und Phyſiognomie. Franz Holz ſang ſogar vom nöthigen Hausgeſchirr. Die Kirche war nachgiebig und accommodirte ſich, wenn es die Umſtände nicht anders wollten. Was will man mehr! Im heidniſchen Norwegen, wo Rohheit und Armuth des Volkes die allgemeine Sitte, oder beſſer, Unſitte veranlaßte, Kinder, die entweder mit natürlichen Gebrechen geboren waren, oder deren Erziehung den Eltern läſtig war, auszuſetzen und dem Tode zu weihen, hat das Chriſtenthum die Unſitte, da es dieſelbe nicht ausrotten konnte, noch im Anfang des zwölften Jahrhunderts in einem kirchlichen Provinzialgeſetze erlaubt (S. die Edda von Fr. Rühs S. 33). Es iſt ferner zweifelhaft, ob die Ordalien (Urtheile: Ulphilas dailan; altſächſiſch daelan; theilen, ertheilen, urtheilen. Scherz Glossar T. II. p. 1164. Dufresne Glossar. T. IV. p. 1373) außer dem Zweikampf ſchon altgermaniſche Sitte waren oder durch Geiſtliche erſt eingeführt wurden; für die letztere Anſicht finden ſich wenigſtens ein paar merkwürdige Stellen bei Saxo Gramm. Hist. Dan. L. X. p. 189 und L. XIV. p. 328, ed. *Steph.* (S. die Edda von Fr. Rühs S. 82). Hat in einer ſolchen Zeit und unter ſolchen Vorausſetzungen die Lüge nicht ein Recht, ſich in den Vordergrund der Dichtung zu ſtellen; wird hier die Tendenz nicht alles beſchönigen; wird ſie nicht ſelbſt das Häßliche, wenn es ihr dient, aufſuchen? Ich erinnere nur an den bereits früher erwähnten armen Heinrich. Man irrt ſich jedoch, wenn man glaubt, die Tendenz wäre harmloſer Natur geweſen. Ich will nur einige Hauptſätze ihrer Lehre aus Büſching's Abhandlung: „Der heilige Greal und ſeine Hüter" (Muſeum für altdeutſche Lit. S. 516) hierherſtellen: „Von Gott zu Königen geworden ſind alle Prieſter, ſobald ſie die Krone tragen, und dieſe Krone iſt die Platte Tonſur. Ihre Gewalt iſt groß, und größer, als die der Könige;

denn ſie dringen mit ihrem Gebete bis in den Himmel. Den Königen des Grals iſt es erlaubt, ein Weib zu nehmen, nicht aber den übrigen; denn dem Prieſter iſt die Kirche ganz allein. Sie iſt unſre Mutter und gebiert uns zu dem Himmel." — Findet ſich hier nicht die Lehre ausgeſprochen, welche die Kirche ſo lange den deutſchen Fürſten gegenüber auf das Entſchiedenſte zu behaupten ſuchte? Ein Domherr machte auf der Synode 1629 noch folgende Behauptung: „Die Macht des Prieſterthums übertrifft nicht nur jene der Könige, ſondern auch die der Engel, ſo daß dieſe Macht beinahe dieſelben Grenzen nur hat, als die göttliche, und alſo freilich für die Geſammtheit der Creaturen betäubend, und dieſe vor Staunen entſeelend ſein muß." (S. Theiner Einführung der Eheloſigkeit 2. Bd. 2. Abth. S. 995.) Die von vielen idealiſtiſchen Staatslehrern angeprieſene Urfreiheit, welche an die Scholle geknüpft iſt, halte ich keineswegs für die Freiheit im wahren Sinne des Wortes und möchte mich um keinen Preis mit den deutſchthümelnden Knaben und Männern in die Urwälder Germaniens zurückwünſchen. Aus jenem Momente der negativen Freiheit muß vielmehr jedes Volk heraustreten, wenn es weltgeſchichtlich werden ſoll. Aber eben ſo wenig kann ich einer theilweiſe aus jenem Momente, theilweiſe aus kirchlichen, dieſem Momente widerſtrebenden Anſchauungen hervorgegangenen Staatsverfaſſung mit Benald, Le Maiſtre, Adam Müller, Friedr. Schlegel, Görres und Haller das Wort reden. Man höre nur, was uns ein Reiſender (Weltgemälde-Gallerie. Aus dem Franzöſiſchen von Dr. C. A. Mebold. S. 95) von der feudaliſtiſchen Staatsverfaſſung der Malaien erzählt, dann wird man ſich bald überzeugen, daß uns das Mittelalter von dieſem Geſichtspuncte aus keineswegs beneidens- und nachahmungswerth erſcheint. „Eine Thatſache von höchſter Bedeutſamkeit,“ heißt es daſelbſt, „die oft von den Geſetzgebern und Philoſophen verkannt wird, iſt, daß die Sitten eines Landes untergeordnet ſind ſeiner Geſetzgebung, gleichwie der Charakter des Menſchen von ſeiner Erziehung abhängt. Man wird ſich von dieſer Wahrheit überzeugen, wenn man die Geſchichte unſres Feudalweſens ſtudirt und ſie mit der Verfaſſung und den Sitten der Malaien vergleicht. Dieſelben Geſetze haben dieſelben Sitten, denſelben Despotismus mit derſelben Sklaverei hervorgerufen. Eine erbliche Ariſtokratie, die alle Gewalt in ihren Händen zuſammenfaßt, benutzt dieſelbe zur Vertheidigung ihrer Vorrechte gegen den Sultan, ſie unterdrückt das Volk, mäſtet ſich mit deſſen Schweiß, deſſen Blut, und hält es in tiefer Erniedrigung. Dieſe Ariſtokratie zerfällt in die großen Vaſallen der Krone, die dem Oberherrn gehorchen, wenn es ihnen gefällig iſt, und in Afterlehnsleute, die es dieſen nicht beſſer machen. Ein kleiner Theil der Nation, Orangkaya oder Adel, lebt in größter Unabhängigkeit. Der ganze Reſt beſteht aus Hörigen, die in Unwiſſenheit und Unterwürfigkeit unter ihren Häuptlingen ſchmachten. — Gekrümmt unter das Feudaljoch, ſind die Malaien unruhig und ſtörſam wie unſre Europäer des Mittelalters. Wie ſie, haben ſie eine Leidenſchaft für ferne Wanderungen, für Krieg und Schifffahrt, für kecke Abenteuer, Feſte und Plünderung, Raub und Spiel, Rache und Minne." — Eine ſolche Zeit möchten die Bewunderer des Mittelalters wieder ins Leben rufen. So behauptet Steffens geradezu, der Adel ſei nur zum Genießen, der Bauernſtand nur zum Arbeiten geboren; darin liege aber kein Unrecht, denn dem Adel ſei ſein Genuß Arbeit, und dem Bauer ſeine Arbeit Genuß. Man verzeihe mir dieſe Nebenbemerkung; ſie iſt, genauer angeſehen, nur eine ſcheinbare Abſchweifung. Kehren wir jetzt zu den Nibelungen zurück, die in Folge der kirchlich-höfiſchen Dichtungen faſt vergeſſen wurden. Karl der Große ſtand der Kirche noch ſelbſtändig und frei gegenüber; ihn konnten religiöſe Rückſichten nicht gegen die älteren Volksgeſänge einnehmen; er ließ ſie vielmehr ſammeln und aufſchreiben und lernte ſie ſelber auswendig. In Eginhard's Lebensbeſchreibung Karl's des Großen heißt es: Barbara & antiquissima carmina, quibus veterum regum ritus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit. „Er ließ die altgermaniſchen Bardiete aufzeichnen, und der Vergeſſenheit entreißen," ſo überſetzt und erklärt dieſe Stelle K. F. Kretſchmann (im Neuen teutſchen Merkur auf 1800, Novbr., S. 168, II.). Dieſe Meinung hat Anton ſehr gelehrt, aber nicht befriedigend widerlegt (ebendaſelbſt Decbr.-Stück S. 291 III.), und wiewohl K. L. Heinze (im allg. lit. Anzeiger Stück 59 S. 562) das Schönſte und Vollſtändigſte zur Rettung der germaniſchen Barden und ihrer Geſänge geſagt, auch der um die vaterländiſche Literatur ſo vielfach verdiente Gräter einen Preis von hundert Ducaten auf die Entdeckung dieſer Sammlung Karl's geſetzt hatte, ſo entſchied doch A. W. Schlegel (im Athenäum Bd. 2 Stück 2 S. 306) den Streit gründlich der Art, daß es damals weder deutſche Barden gegeben, noch die Sammlung aus deutſchen Liedern beſtanden, ſondern daß Eginhard von Gedichten über die Geſchichte der alten fränkiſchen, lombardiſchen und burgundiſchen Könige ſpreche, und daß nur Spuren und Ueberreſte in das Lied der Nibelungen verwebt ſeien. (Vergl. Joh. v. Müller Göttinger Gl. Anz. 1783.) Doch anders geſtaltete ſich ſchon die Sache unter Ludwig dem Frommen, der griechiſch und lateiniſch wie ſeine Mutterſprache redete, von den alten vaterländiſchen Heldengeſchichten aber nichts wiſſen wollte. *Theaganus* de gestis *Ludovici* bemerkt: Poëtica carmina gentilia, quae in iuventute didicerat, *respuit*, nec legere, nec audire, nec docere voluit. — Das Wüthen gegen die altklaſſiſche Literatur war übrigens nicht neu. Schon das Concil von Karthago (398) hatte den Biſchöfen verboten, weltliche Bücher zu leſen, und der heilige Hieronymus hatte Teufelsanfechtungen, als er den Cicero las.

Woher zuerſt, ob aus chriſtlichen oder heidniſchen, ob mehr aus dem Morgen- oder aus dem Abendlande ſich die Mährchen und Wunderſagen verbreitet haben, läßt ſich jetzt ſchwer ermitteln. Wir finden den Aber- und Wunderglauben überall, und man braucht, inſofern er ein Haupt-Element der romantiſchen Dichtungen bildet, ihn nicht erſt in der Fremde zu ſuchen. Gregor der Große (590 — 604) hat in ſeinen Schriften und namentlich in ſeinen Dialogen den Wunderglauben verbreitet; letztere ſind in viele Sprachen, ja ſogar auch ins Arabiſche überſetzt worden. War nicht in der Apokalypſe und vielen Kirchen-Traditionen für alle mögliche überſchwengliche Bilder, Anſchauungen und Motive eine Rechtfertigung enthalten? Ich will nur den Marien-Kultus berühren. Mehrere katholiſche Schriftſteller haben die Jungfrau Maria zu einer gekrönten Göttin gemacht. Der heilige Antonin ſchrieb über ihre Krönung im Himmel und ihre Erhebung zur Göttin ein eigenes Buch. (S. Antonin P. IV. T. 16 c. 44 §. 9.) Eben daſſelbe bekräftigte Catharinus und nennt ſie die treueſte Gehülfin Gottes. Im Namen des Pabſtes Leo X. nennt ſie Bembus (L. VIII. Epist. 17) gleichfalls eine Göttin, eben ſo Lipſius (Virg. Aspricoll. c. 30), und Oſorio (T. V. serm. Dom. V. post Epiphan.) ſagt: „Wem wollen wir die Jungfrau Maria vergleichen? Gott ganz allein.“ Salmerus (Opera T. XIII. Diss. 64 in Epist. ad Roman.) nennt ſie eine Mitwirkerin der Erlöſung. Turſelinus behauptet: Gott theile ſeine Wohlthaten nur nach dem Gutdünken der Maria aus, und Chriſtus muß die armatas preces (die geharniſchten Gebete) ſeiner Mutter erhören. Ja, wenn auch die göttliche Gerechtigkeit einen Sünder zur Strafe zieht, kann das doch ihm nicht ſchaden. Der Gerichtshof der Mutter Gottes iſt die letzte Inſtanz; ſeine Sache wird von Neuem vorgenommen und günſtig entſchieden. Der heilige Bonaventura hat — man denke ſich — das ganze Pſalterium David's auf die Jungfrau Maria angewandt und überall, wo es Domine oder Dominus heißt, geſetzt: Domina. Sogar im 110ten Pſalm heißt es: Dixit Dominus Dominae meae: sede a dextris meis (der Herr ſprach zu meiner Herrin: Setze dich zu meiner Rechten). Welche nichtswürdige, erbärmliche Impoſtur! Psalterium Marianum, cum approbatione *Sorbonnae*. Paris, 1600. *P. Damiani* serm. I. de nativitate *Mariae*: Data est tibi omnis potestas in coelo et in terra, & nihil tibi impossibile est (dir iſt die Macht im Himmel und auf Erden gegeben, und nichts iſt dir unmöglich). *Anselmus* de excellentia Virg. *Mariae* c. 6: Velocior est nonnunquam salus memorato nomine *Mariae*, quam invocato nomine *Jesu* (bisweilen wird uns ſchneller Hülfe, wenn wir den Namen Maria's anrufen, als den Namen Jeſu!) Viele ähnliche Stellen ſiehe in P. Labato Opera T. I. p. 552; Hubert de incarnatione V. *M.* p. 123. Dieſer Glaube gab den Dichtern, Malern und Bildhauern lange Zeit hindurch eine reiche Nahrung. Auf einem Gemälde zu Gröningen, gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gemalt (Fiorillo Geſchichte der zeichnenden Künſte in Deutſchland ꝛc. 1. Bd. S. 144. Cruſii Schwäbiſche Chronik 2. Bd. S. 145), ſieht man die Jungfrau Maria, neben ihr den Heiland, über ihnen Gott den Vater, unten einen armen Sünder. Schwebende Zettel bezeichnen ihre Unterhaltung. Der Sünder ſpricht: Te rogo, Virgo pia, nunc me defende, *Maria!* Die heilige Jungfrau, indem ſie ihrem Sohne mit der Hand die entblößte Bruſt zeigt: Haec quia suxisti, Fili, veniam precor isti. Der Heiland: Vulnera cerne, Pater, fac quae rogitat mea Mater. Der Vater: Quaeque petita dabo, Fili, tibi nulla negabo. -- In der Johannis-Kirche zu Hamburg befindet ſich eine alte Altartafel (Staphorſt Hamburgiſche Kirchengeſchichte 1. Th. S. 64), auf welcher die heilige Jungfrau zu ſehen iſt, knieend zwiſchen der Stadt und ihrem Sohne, mit zwei Fingern die rechte Bruſt faſſend (Arznei, voll heilender Kraft der Sünde, war die Milch aus den Brüſten der Himmelskönigin den Erkohrenen. Schamelii Pfortiſches Chronicon S. 32) und den Heiland mit dieſen Worten anredend: „Söne, ſe an meine Börſte, verbarm dick awer den Sunder, de Hemmel Börſte.“ — Erſt in Dante, Petrarca, Arioſto und Taſſo, in Chaucer und Shakeſpear kam die wahre Poeſie wieder zu Ehren. Bei dieſen Dichtern war der Wunderglaube eine poetiſche Licenz, hier hatte er keine doctrinelle Abſicht. Dante ſchilderte die Unterwelt, ohne daß man ſagen kann, er hätte dem Briten Beda geglaubt, daß ein Mönch Furſäus, Nachts aus dem Körper verzückt, Himmel, Hölle und Fegfeuer bereiſ't habe, geleitet von einem Engel; daß derſelbe ſodann gegen Tag in ſeinen Körper wiedergekehrt und an Wangen und Schultern Merkmale des Feuers gefunden habe.

Wenn der arturiſche Sagenkreis beſonders in kirchlichen Intereſſen wurzelte, ſo concentrirte ſich der karolingiſche mehr in politiſchen. Beide Sagenkreiſe haben ſich aber ſchon ſehr früh aus England und Frankreich nach Deutſchland verbreitet. Die Sucht, den Bewohnern jenſeits des Kanals und der Vogeſen nachzuahmen, ſchreibt ſich ſchon aus den älteſten Zeiten her. Schon im eilften Jahrhundert erhebt der Abt Siegfried von Görz bittere Klagen über die thörichte Nachäfferei der Franzoſen. (Vergl. Rühs Handbuch der Geſchichte des Mittelalters 2. Th. S. 310.) England ſchickte nicht nur frühe ſeine Apoſtel nach Deutſchland, ſondern mit dieſen auch ſeine hierarchiſchen Abſichten. So haben, um auch hiervon nur ein Beiſpiel anzuführen, Prieſter aus England die Abgabe der Zehnten an die Geiſtlichen auch in Deutſchland allgemeiner gemacht, nachdem ſie früher freiwillig an die Könige entrichtet wurden. So bittet auch Alcuin Karl den Großen in einem an ihn gerichteten Briefe, einige Zöglinge nach England ſchicken zu dürfen, auf daß ſie dieſes Landes Blumen nach Gallien brächten, daß nicht nur in York ein verſchloſſener Garten, ſondern auch zu Tours ein Abbild des Paradieſes mit aller ſeiner Herrlichkeit wäre. (S. Leben Kaiſer Karl's des Großen von Dippolt S. 103.)

Indem ich mich hart und unwillig gegen die Bearbeitungen ausländiſcher Sagen ausgeſprochen habe, wollte ich keineswegs dadurch in Abrede ſtellen, daß ſich auch vielerlei poetiſche Schönheiten in denſelben vorfinden; aber man wird ihrer, theils um des vielen Unnatürlichen, Abgeſchmackten, oft auch um des Obſcönen willen, theils der Abſichtlichkeit wegen, niemals recht froh. Auch das Schöne iſt nicht ungetrübt, und man meint ordentlich einen frater falsarius dahinter näſeln zu hören. Mit dem frater falsarius verhält es ſich aber folgendermaßen. Die Kapuziner befürchteten, ihre Vocalmuſik möchte zu viel Vergnügen gewähren, ob ſie gleich durch die Naſe ſangen, und die Regel befahl, daß ſtets ein Bruder dabei falſch ſinge, der frater falsarius hieß.

I.

Sagenkreis urdeutſcher, volksthümlicher Dichtungen.

Dieſen Dichtungen liegen vorzüglich oſtgothiſche und longobardiſche Sagen, oder fränkiſch-burgundiſche zum Grunde. In einigen, wie z. B. im Nibelungenliede, ſind beide Sagen verbunden. Dieſer Kreis ſteht auch im Zuſammenhange mit der nordiſchen Wilkina- und Niflunga-Sage.

Hauptgedichte des oſtgothiſchen Kreiſes.

1. König Rother.

Dieſe Dichtung ſteht im Zuſammenhange mit Byzanz. Rother (vielleicht Rotharis, Rothhaar), ein römiſcher König, entführt aus Conſtantinopel die Tochter Conſtantin's des Großen. Der Sohn beider iſt Pipin, Vater Karl's des Großen. (Ausg. in v. d. Hagen's und Büſching's deutſchen Gedichten des Mittelalters I. Berlin, 1808. 4.)

2. Das Heldenbuch.

Dieſe Sammlung beſteht aus folgenden ächt nationalen Dichtungen, die ihren Vereinigungspunkt größtentheils in Dietrich von Bern finden.

2 – 4. Kaiſer Otnit, Hug- und Wolf-Dietrich.

Otnit, Kaiſer in Lamparten (Lombardei), entführt mit dem Beiſtande des Zwergenkönigs Alberich des Königs von Syrien Tochter Sydrat. Dieſer ſendet ihm dafür Drachen ins Land, die ihn auch zuletzt umbringen. — Wolf-Dietrich, heimlich erzeugt, wird von ſeinen Brüdern unter dem Vorwande unehelicher Geburt aus Conſtantinopel vertrieben. Von einem wilden Weibe bethört und wieder bezaubert, kämpft er erſt mit Otnit, wird dann ſein Freund und rächt, nachdem er von einer Fahrt nach Jeruſalem zurückgekehrt iſt, ſeinen Tod an den Drachen. Er heirathet Otnit's Wittwe, beſiegt ſeine Brüder und befreit die gefangen gehaltenen Dienſtleute. Zuletzt geht er in ein Kloſter und kämpft vor ſeinem Ende mit Geiſtern. Dieſe drei Gedichte ſind Haupttheile des alten ohne O. u. J. in Folio und 1590 in Folio und in Quart gedruckten Heldenbuchs. (Ausg. des Otnit von Mone. Berlin 1821. 8.)

5. Der kleine Roſengarten, oder König Laurin,

ſchließt ſich in Beziehung auf die Macht der Zwerge dem vorigen an. (Ausg. Kunech Luarin von K. Ettmüller. Jena, 1829. 8.)

6—8. Dietrich's Flucht vor den Hunnen, die Schlacht bei Raben, Dietrich's und ſeiner Geſellen Kämpfe

umfaſſen die Sagen von Dietrich von Bern. Die Hauptmomente der Dietrichſage ſind folgende: Dietrich, Sohn Dietmar's, Königs zu Bern, aus dem Geſchlechte der Amelungen, wird von Hildebrand erzogen, beſteht in deſſen Begleitung in erſter Jugend vielfache Abenteuer — Kämpfe mit Drachen, Rieſen und Zwergen — und folgt dann ſeinem Vater in der Herrſchaft. Ermanrich, König in Rom, vertreibt ihn aus dem Reiche und nöthigt ihn zur Flucht an den Hof des Hunnenkönigs Etzel. Mit Hilfe der Hunnen unternimmt er es, ſein Reich wieder zu erobern. Zwar Sieger in der blutigen Schlacht bei Raben (Ravenna), wird er doch durch ſeinen Verluſt an Kriegsmannen zum Rückzuge genöthigt. Nach Ermanrich's Tode kehrt Dietrich in ſein Reich zurück. Der alte Hildebrand findet ſeinen Sohn Hadubrant. Noch im hohen Alter beſteht Dietrich manche Waffenthat, bis er auf wunderbare Weiſe der Erde entrückt wird.

9—12. Etzel's Hofhaltung und der große Roſengarten vor Worms, Dietleib u. a.

zeigen ebenfalls Dietrich's Kampfesherrlichkeit und machen auf verſchiedene Weiſe die Verbindung mit dem burgundiſchen Kreiſe.

13. Gudrun

verſetzt uns an die Höfe von Dänemark, Irland und der Normandie. Dieſes treffliche epiſche Gedicht aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, nimmt ſeiner innern Vorzüge wegen die nächſte Stelle neben den Nibelungen ein. Es beſteht aus mehreren mit einander verknüpften Theilen. Der erſte ſchildert, wie Hagen, Sohn Sigebant's, Königs von Eyrland, von einem Greifen geraubt wird, in der Wildniß aufwächſt, dann nach ſeiner Heimath zurückgeführt wird und, zum ſtattlichen Helden herangewachſen, die Regierung von Eyrland erhält. Der zweite erzählt, wie Hilde, die Tochter König Hagen's von Irland, vom König Hettel von Dänemark geraubt wird. Dieſer zeugt mit ihr die Gudrun. Gudrun wird geraubt von Harthmuth, König der Normandie, und, da ſie ſich ihm nicht fügen will, als Magd gehalten, bis ihr um ſie werbender Geliebter, Herwig von Seeland, ſie erlöſ't und ſich mit ihr vermählt.

(Nr. 6—13 in Hagen und Primiſſer's Heldenbuch. Berlin, 1820. 1825. 2 Th. 4. Gudrun, Nordſeeſage. Nebſt Abhandlung über das mittelhochdeutſche Gedicht Gudrun und der Nordſeeſagenkreis von San-Marte. 1839.)

Hauptgedichte des burgundiſchen Kreiſes.

Der nordiſche Sigurd erſcheint hier als Siegfried von Niederland. Die Hauptmomente der Sage ſind folgende. Siegfried, Sohn des Königs Siegmund in den Niederlanden, zeichnet ſich ſchon in früheſter Jugend durch Thaten aus. Ein Sieg über die Nibelungen macht ihn zum Herrn ihres Landes und Schatzes (Nibelungenhort); er erlegt den Lindwurm und wird, mit deſſen Blute ſich ſtreichend, mit einer Hornhaut bis auf eine unbenetzte Stelle bepanzert. Daher ſein Name, der hörnerne Siegfried. Er zieht zu den Burgunden am Rhein und wirbt um Chriemhilde, die Schweſter Günthers, des Königs zu Worms. Dieſem erwirbt er die durch Stärke und Schönheit berühmte Königin Brunhilde auf Iſenland und erhält zum Lohne die Chriemhilde zur Gattin. Bei einem Beſuche beider zu Worms gerathen eines Tags die Königinnen in Streit über die Vorzüge ihrer Männer, und Chriemhilde erzählt, durch welche Liſt ihr Gemahl Siegfried die Brunhilde bezwungen habe. Brunhilde darob von Rachſucht erfüllt, treibt ihren Dienſtmann Hagen zur Ermordung Siegfried's an. Dieſer wird von jenem durch Hinterliſt auf der Jagd getödtet. Chriemhilde iſt in ihrer Trauer troſtlos und verſchmäht jeden neuen Liebesantrag. Um jedoch ihre ſtillgenährte Rache zu befriedigen, gibt ſie endlich den dringenden Bitten ihrer Brüder nach und folgt der Werbung des Hunnenkönigs Etzel (wahrſcheinlich Attila). An deſſen Hof ladet ſie die Burgunder mit verſtellter Freundlichkeit zu einem großen Feſte ein und läßt ſie von den Hunnen überfallen und umbringen. Dieſe Sage macht den Inhalt des Epos:

1) Der Nibelungen Noth aus. Durch das Ganze zieht ſich ein ahnungsvoller Zug.

Conſtruction der Dichtung.

Die Dichtung beſteht aus drei Hauptmaſſen. Erſtens: Siegfried's Thaten bis zu ſeinem Tode; ſeine Liebe zu Chriemhilden; ſeine König Günther geleiſteten Dienſte; der Zwiſt Brunhilden's und Chrimhilden's; darüber Brunhilden's Anſtiften ſeines Todes durch Hagen; die Ermordung Siegfried's; die Gelangung des Nibelungenhorts nach Worms. Zweitens: Chriemhilden's Leben und genährte Rachſucht; ihr Wittwenſtand, Etzel's Werbung, ihre Heirath, Einladung der Burgunder nach Ungarn und Reiſe dorthin. — Drittens: Die Kataſtrophe; das Feſtmahl; Kampf der Hunnen und Burgunder; der Mannen Dietrich's und der Burgunder. Zuletzt Untergang aller Burgunder; König Günther und Hagen fallen durch Chriemhilde; dieſe wird deßhalb vom alten Hildebrand erſchlagen.

2) Die Klage. Eine ſpätere ungeſchickte Fortſetzung der Nibelungen ohne Geiſt und Stoff.

3) Hörnern Siegfried enthält die Jugendgeſchichte Siegfried's (in Hagen's und Primiſſer's Heldenbuch. Th. II.).

Das Lied der Nibelungen, wie es gewöhnlich, oder das Buch Chriemhilden, wie es in beſſeren Handſchriften nach der Hauptheldin benannt wird, kann mit vollem Rechte als das bedeutendſte, kunſtgerechteſte Denkmal der altdeutſchen Literatur angeſehen werden. Der Stoff des Epos iſt uralt und die erſte poetiſche Darſtellung gehört zweifelsohne einer weit früheren Zeit an, als die, welche ihm die jetzige Form gegeben. Die naturgemäßen Schilderungen, das lebendige Colorit, die einfachgroßen Vermittelungen der tragiſchen Kataſtrophe, die treffende Charakteriſtik der verſchiedenartigen Perſönlichkeiten, Sitten und Gebräuche des hunniſchen Zeitalters tragen das unverkennbare Gepräge einer unmittelbaren Anſchauung, ſind keine von der Willkür und Laune aus unſicheren Ueberlieferungen geformte Dichtungen. Alle dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert ihrem Entſtehen nach angehörende Poeſien ſchweben zwiſchen Himmel und Erde, ſind mit Wundern, unnatürlichem Beiſchmack, und Gott weiß, mit welchen unglaublichen Albernheiten gefüllt; wir können daher mit Gewißheit annehmen, kein Dichter dieſer Zeit, weder ein Heinrich von Oſterdingen, Walter von der Vogelweide, Wolfram von Eſchenbach, noch Conrad von Würzburg ſind als die Schöpfer des Liedes anzuſehen, höchſtens kann einer dieſer Kunſtdichter es in die jetzige Form gebracht haben. Doch ſelbſt dieſe letztere Annahme verliert an Wahrſcheinlichkeit, wenn man bedenkt, daß ſchwerlich einer dieſer Dichter Selbſtverläugnung genug gehabt hätte, um nicht mehr vage Romantik, Chriſtenthum und Abenteuerlichkeit einzuflechten. Das Lied der Nibelungen ſteht einzig und ſpecifiſch verſchieden von allen übrigen Dichtungen da; in ihm findet ſich noch der rechte Sinn für das Wunder, nicht das Jagen nach Wunderlichkeiten. Selbſt im Grotesken ſind die Züge der Natur treu aufgefaßt. Welch ein Abſtand — um ein Beiſpiel ſtatt vieler anzuführen — zwiſchen den Nibelnngen und König Rother! Man halte uns die der Geſchichte widerſprechenden Züge und Angaben des Epos als Einwendung gegen die Möglichkeit einer mit jener gleichzeitigen, oder ihr auf dem Fuß nachfolgenden Abfaſſung deſſelben nicht vor; die Geſchichte aller Völker und aller Zeiten zeigt uns zur Genüge, daß ſich ein der Geſchichte ſelbſtändig gegenüber behauptender Mythus um die Namen großer Erſcheinungen ſpinnt. Der Hunnenkönig Attila, der gothiſche Dietrich, der Lorbardenkönig Rotharis traten als bedeutende Perſönlichkeiten ſo ſehr in den Vordergrund ihrer Zeit, daß ſie leicht ſchon bei Lebzeiten wie Friedrich der Große und Napoleon ſogar in unſrer nüchternen, proſaiſchklugen Tagen dem Reich der Sage anheimfallen konnten. Die Sage waltet frei und ſcheut es nicht, ſich die Geſchichte zu unterwerfen. Die Burgunder ſind von Attila im Hunnenlande nicht aufgerieben worden, das Nibelungenlied läßt ſie aller Geſchichte zum Trotz dort untergehen. Dieſer Umſtand allein könnte hinreichend beweiſen, wie vergebens die Verſuche derjenigen Forſcher ſind, welche das Geſchichtliche aus den Nibelungen herauszufinden ſuchen, wenn auch der Mangel an geſchichtlichen Anhaltspunkten in jener Zeit nicht die Schwierigkeit einer Vergleichung erſchwerte. Zu welchen coloſſalen Irrthümern würde dieſe Behandlungsweiſe nicht führen! Ich will nur auf die Jedem in die Augen fallenden Verſtöße gegen die Zeitgeſchichte in einer jüngern engliſchen dramatiſchen Dichtung, des Marloweſchen Fauſt, aufmerkſam machen. Marlow läßt Wittenberg, den

Aufenthalt ſeines Helden, in den Niederlanden liegen, deren damaligen Aufſtand gegen die ſpaniſche Oberherrſchaft er für eine Sache des deutſchen Reichs anſieht. Weniger erklärlich iſt der Verſtoß, wornach der in dem Stück vorkommende deutſche Kaiſer den Namen Karl führt, da doch während der durch den „alten Philipp,“ durch „Parma's Prinzen,“ durch die Belagerung von Antwerpen u. dgl. ſo genau bezeichneten Periode, die überdieß dieſelbe iſt, worin der Dichter ſelbſt lebte, Rudolph II. regierte. Letzterer würde ſeiner bekannten Liebe zu geheimen Künſten nach, auch wirklich ſehr gut zu der Rolle getaugt haben, die Marlow jenem Karl zutheilt; gleichwohl muß man beinah annehmen, dem Dichter ſchwebte hier in Folge einer nahen Zeitverwirrung der längſt verſtorbene Carl V., der Vater des „alten Philipp,“ vor; denn allerdings erzählt die Volksſage, Fauſt habe Karl V. den Geiſt Alexander's des Großen erſcheinen laſſen, wie überhaupt das Leben des berühmten Magier's unter die Kaiſer Maximilian I. und Karl V., nicht aber in die gegen ein halbes Jahrhundert ſpätere Zeit des Kampfs in den Niederlanden fällt. Ebenſo bezieht ſich das vorkommende kaiſerliche Verſprechen, den mächtigen Zauberer auf St. Peter's Stuhl zu ſetzen, am Schicklichſten auf den Kampf Karl's mit Clemen's VII., da von dieſem Krieg an bis zu Marlow's Tod keine äußere Zwiſtigkeiten zwiſchen einem Kaiſer und einem Papſt vorkommen; nur tritt hier wieder die eigenthümliche Confuſion ein, daß der bei dieſer Gelegenheit erwähnte Bruno, ein Zeitgenoſſe Marlow's, der während der Studienjahre des Letztern England beſucht und in Oxford disputirt hatte, erſt gegen den Tod Karl's V. geboren wurde. (S. Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes, 1ſten Febr. 1837 Nr. 10). Sehr wahr iſt, was Grimm in der Beurtheilung des Hildebrandliedes in dieſer Beziehung geſagt hat: „Man hat nie, wenn man bloß vom Geſchichtlichen in der Betrachtung des Epos ausgeht, etwas anders zu erwarten, als Widerſprüche im Chronoligen, und Hinderniſſe, die ſich ſelbſt durch einige gewagte Vorausſetzungen nicht ausgleichen laſſen. Eine Annäherung zur Geſchichte bleibt dabei immer unverkennbar, d. h. man fühlt es wohl, daß ein wahrer Kern dahinter ſtecke, den man nicht verachten ſoll, aber nie auf dem Wege der gewöhnlichen Zuſammenſtellung finden wird. Meiſtens wird dann das herrliche Epos dargeſtellt als Lüge und Erfindung, die es doch nie ſein kann, während es ſich dagegen ſträubt, daß man ſeinen größeren Geiſt in engere Gefäße menſchlicher Wiſſenſchaft gieße; wenn wir ſie verſiegeln wollen, iſt jener über den Rand gefloſſen. Fragt es ſich nach dem Urſprunge einer Sage, ſo muß es darauf mehr ankommen, den ganzen Eindruck zu faſſen und zu unterſcheiden, daß ſie liebt, auf ein einziges Haupt den Glanz langer Jahrhunderte zu ſammeln oder auch den Reichthum einer einzigen großen That wieder auszutheilen unter mehrere Geſchlechter." Wir haben in dieſer Rückſicht Recht, ſtrenge gegen den Hiſtoriker, nicht aber gegen den Dichter zu ſein, der es fühlt, wie ſelten ſich ein geſchichtlicher Stoff poetiſch und treu behandeln laſſe; wir werden nicht anſtehen, gegen Hieronymus Campanella zu proteſtiren, der für den Hiſtoriker die Regel aufſtellt, nach welcher es ihm erlaubt iſt, eine an ſich trockene Geſchichte, mit Fabeln auszufüllen; wir thun Einſprache gegen Arbeiten wie die in dieſem Sinne abgefaßte plattdeutſche Sachſenchronik, wo uns die allerabſurdeſten Mährchen mit der größten Beſtimmtheit erzählt werden; aber wir fügen uns gern dem altherkömmlichen Vorrechte der Dichter, uns mit eigenen Combinationen zu täuſchen. Noch abgeſchmackter als die hiſtoriſchen, ſind indeſſen die allegoriſchen und mythologiſchen Deutungen unſers Gedichtes. Alle dieſe Beſtrebungen kommen uns eben ſo ſpitzfindig abgeſchmackt wie der Verſuch vor, die nordiſche Mythologie nach naturphiloſophiſchen Grundſätzen zu erklären. Das Lied der Nibelungen will naiv, wie es gedichtet, aufgefaßt werden.

„Das Lied der Nibelungen, bemerkt Ludwig Bauer in einer wenig gekannten trefflichen Abhandlung über daſſelbe, gehört dem Gebiete des Naiven an. Zu der naiven Darſtellungsweiſe eignet ſich allerdings ein *gegebener* Stoff am Beſten. Denn der *erfundene* trägt in jedem Falle die Eigenthümlichkeit des Erfinders an ſich, fällt zu ſcharf innerhalb eines beſtimmten Ideenkreiſes und kann nie eine gewiſſe Abſichtlichkeit verläugnen. Und unter den gegebenen Stoffen iſt wiederum die *Sage* das natürlichſte Element für die naive Dichtung. Das geſchichtlich Nahe iſt noch im Bereiche der Leidenſchaft, und kann daher noch nicht objectiv aufgefaßt werden. Das geſchichtlich Ferne iſt zu ſehr dem Leben entfremdet, als daß die reine Darſtellung deſſelben ergreifen könnte. Die Sage hingegen enthält eben nur ſo viel Hiſtoriſches, um das Eigenthum eines Volkes zu bleiben: das ſchroff Individuelle von Zeit und Oertlichkeiten wird durch den langen Gebrauch abgeſchliffen und läßt nur die Beſtimmtheit einer Erinnerung zurück, die uns deutlich als ein Einſt vorſchwebt, ohne daß wir ſie zu datiren, oder in das, was vorher und nachher geſchah, einzureihen vermöchten. Und ſolche Lichtpunkte in ungewiſſer Ferne ſind es eben, auf welchen die Phantaſie am liebſten verweilt. Am brauchbarſten iſt die Sage, ſo lange ſie lebendig iſt; und lebendig iſt ſie, ſo lange ſich Dichtung und Wirklichkeit noch nicht ſtrenge geſchieden haben und die Sagenwelt, ihrer poetiſchen Seite nach, noch fortbeſteht, mit Einem Worte, ſo lange das Erzählte *geglaubt wird*. Für den Aufgeklärten hat die Sage, an ſich betrachtet, keinen Werth; er muß ihr alſo erſt eine Bedeutung leihen, d. h.: er kann ſie nicht naiv behandeln. Verſucht er dies gleichwohl, ſo muß er den Glauben an ſie vorgeben, und dann wird er ſeinen Zweck nie vollkommen erreichen. Man merkt es dem Dichter ſogleich an, wenn er unwiſſender ſcheinen will, als er iſt. Homer und Virgil bewegen ſich in demſelben Mythenkreiſe; aber in dem kindlichen Geiſte des Erſtern ſpiegeln ſich die Götter als Perſonen, während ſie in dem pragmatiſchen Kopfe des Römers zu Kunſtmaſchinen herabgeſunken ſind. Deßwegen ſuchen wir auch in unſrer Zeit vergeblich nach einem naiven Dichter, und weil wir keinen ſolchen haben, gibt es der Dichter deſto mehrere. Der ſentimentale Dichter kann durch das Feuer ſeiner Empfindungen, durch einzelne große Gedanken und durch den Reichthum ſeiner Kenntniſſe manchen Fehler gegen die Kunſt verdecken, und manches, was ihm mangelt, erſetzen. Der naive Dichter muß Genie haben und kann den Mangel deſſelben durch nichts erſetzen. Je mehr er an ſeinen Stoff gebunden, je weniger Spielraum ihm übrig gelaſſen iſt, deſto ſichtlicher wird jeder Fehler, den er begeht, und deſto mehr fällt er ihm zur Laſt. Er muß ſich mäßigen, muß Herr ſeines Stoffes ſein, muß ein Ganzes ſchaffen; ſo wie es an einem dieſer Erforderniſſe fehlt, wird er unvermeidlich in's Seichte und Langweilige gerathen. Der nämliche Fall würde bei dieſem und jenem unſrer Dichter eintreten, wenn man ſie in eine Lage bringen könnte, wo ſie von ihren Encyklopädien verlaſſen wären. Mancher poetiſche Quell, der jetzt ſprudelnd in die Welt hineinrauſcht, würde nach Abzug dieſer Zuflüſſe kaum mehr für den gewöhnlichen Hausbedarf hinreichen. Das Nibelungenlied beruht auf einer uralten deutſchen Sage, die, als das Epos entſtand, noch lebendig und ſo tief in das Volksleben verwachſen war, daß ſie ſich allmälig mit demſelben fortbildete. Sie ſpielt in Attila's und Dietrich's Zeit und hat doch das ganze, erſt viel ſpäter entwickelte Ritterthum, in ſich aufgenommen. Die Hauptbegebenheiten verſetzen uns in die Epoche der Völkerwanderung, und doch kommt auch ein Biſchof Pilgerin von Paſſau vor, der, wie wir beſtimmt wiſſen, erſt 991 geſtorben iſt. Und auch umgekehrt, das Epos iſt gedichtet worden, als jeder Ritter ſich beſtimmt fühlte, gegen die Ungläubigen zu fechten, und doch erſcheinen in demſelben Chriſten und Heiden, neben und unter einander, in freundlicher Beziehung. Durch dieſes Ineinanderfließen verſchiedener Zeiten und Sitten erhält die Sage etwas Schwebendes, einen mythiſchen Anſtrich, wie ſie denn auch an mehreren Punkten wirklich in's Wunderbare hinüberſpielt. Es iſt ausgemacht, daß ſich kein vollkommenes Epos ohne eine ſolche Zugabe denken laſſe. Denn das

Epos muß naiv ſein und ſich auf die Darſtellung des Gegebenen beſchränken. Wenn denn alſo das Ideale nicht unmittelbar und als Gegenſatz des Wirklichen hervortreten darf, ſo vermiſcht es ſich mit dem Leben und erſcheint als das Unbegreifliche. Dahin gehört in unſerm Gedichte der unerſchöpfliche Schatz der Nibelungen, bewacht von dem Zwerge Aldrian; die Tarnkappe oder das Otterfell, von welchem bedeckt Siegfried unſichtbar wird und die Kraft von zwölf Männern erhält; Brunhildens unmäßige Stärke, deren Beſitz an ihre Jungfrauſchaft gebunden iſt, und der Umſtand, daß Siegfried nur an Einer Stelle auf dem Rücken zwiſchen den Schultern, verwundet werden kann. Als er ſich nämlich in dem Blute des von ihm getödteten Drachen badete, war ihm ein Lindenblatt auf eben dieſe Stelle gefallen. Durch das Mythiſche werden mehrere erfolgreiche Begebenheiten motivirt. Mit Hülfe der Tarnkappe bezwingt Siegfried die Brunhilde, während ſie von Günther überwältigt zu ſein glaubt. Weil bei Siegfried's Tode die Tarnkappe verloren gegangen war, kann Aldrian den Hort nicht mehr beſchützen, und durch die Herausgabe des Horts an Chriemhilde wird Hagen zu der früher beſprochenen Gewaltthat veranlaßt. Aber weiter erſtreckt ſich der Einfluß des Wunderbaren nicht. Begebenheiten werden durch daſſelbe herbeigeführt, aber die

Handlungen in ihrem ganzen Umfange werden nur aus dem Charakter der Perſonen und nach den Geſetzen der menſchlichen Seele entwickelt.“

Ueber den Geiſt, über die eigenthümliche Beleuchtung des Gedichts, drückt ſich unter Andern Bauer folgendermaßen aus: „Gleichwie in Shakeſpear's Julius Cäſar der Geiſt des gemordeten Eroberers die ganze Tragödie fortwährend beherrſcht, ſo ſchreitet der Geiſt des gemordeten Siegfried's durch unſre ganze Epopee hin. Kein andrer füllte ſeine Stelle aus: er iſt der Unvergeßliche, und die zweite Hälfte des Gedichts ſchildert nur das große Opfer, das ſeinem zürnenden Schatten gebracht wird. Siegfried war ein vollendeter Ritter: voll Ehrgeiz und doch gutmüthig, trotzig gegen Männer und züchtig gegen die Frauen, und bei allem Durſt nach Siegen unbekümmert um die Beute. Wir können daher mit Recht ſagen, in Siegfried's Perſönlichkeit ſei der Geiſt des Ritterthums in den Geiſt des Gedichtes übergegangen. Aber das Allgemeine des Ritterthums iſt überall mit dem Stempel der Nationalitat bezeichnet. Aus dem deutſchen Charakter hat der Dichter durchgängig ſeine Motive gegriffen. Jede Lüge äußert nachhaltende, verderbliche Folgen (V. 3523). Der Grund warum die Anfangs nur gereizte Brunhilde auf einmal ſo unverſöhnlich grollt, iſt der, weil Chriemhilde ihr vorwirft, ihre Ehe mit Günther ſei nicht heilig gehalten worden. Für Ehe und Religion kennt unſer Dichter nur Einen Ausdruck, und für den Reichthum ſeiner Könige keinen andern Maßſtab, als den ihrer Freigebigkeit. Der gaſtliche Ritter iſt ihm auch der tugendhafteſte. Für das größte Glück hält er es, einen Freund an der Seite zu haben, auf deſſen Treue man bauen kann. Furcht ſcheint ihm in jeder Lage etwas Entehrendes. Es iſt Pflicht, die Gefahr zu beſtehen, und lobenswerth, ſie aufzuſuchen. Seine Deutſchen ergötzen ſich, indem ſie den Krieg nachahmen. Ihre Könige finden beherzten Widerſpruch im Rathe, aber folgſame Arme auf dem Schlachtfeld. Die Burgunder wiſſen, daß ſie alle gerettet ſein werden, wenn ſie ſich dazu verſtehen, den einzigen Hagen auszuliefern (V. 8513). Aber lieber wollen ſie in dem angezündeten Saale lebendig verbrennen, als an ihrem Kampfgenoſſen einen Verrath begehen. Günther und Hagen, von allen ihren Freunden entblößt, durch langwierige Kämpfe erſchöpft, blutend und hoffnungslos, können ſich in Einem Augenblick Leben und Freiheit ſichern, wenn ſie ſich dem edelmüthigen Dietrich ergeben. Aber ſie halten es für Wahnſinn, ein Schwert abzuliefern, das ihnen nicht ſowohl zur Vertheidigung des Lebens, als zur Behauptung der Ehre beſtimmt zu ſein ſcheint.“

Eine meiſterhafte vergleichende Beurtheilung gibt uns **Gervinus** in ſeiner Geſchichte der poetiſchen National-Literatur. „Vergleichen wir die Nibelungen," heißt es daſelbſt I. 264 ff., „mit den ritterlichen Epen der Zeit, ſo erſcheinen ſie von jeder Seite ehrwürdiger und poetiſcher. Es ſind nicht zufällige Begebenheiten, die hier neben einander geſtellt und durch einander geworfen ſind, ſondern es iſt, zwar nicht ſtreng eine einzige epiſche Handlung, ſondern eigentlich zwei getrennte dramatiſche, aber es ſind doch eben Handlungen, deren Anfang, Mitte und Ende, deren Entſtehen und Fortbildung ſo verfolgt wird, daß alle einzelnen Ereigniſſe einfach und nothwendig aus einander entſpringen, daß weniges von äußerer Maſchinerie, nichts von Willkür des Dichters, nichts von ſeiner Betrachtung oder ſeiner Empfindung erſcheint, daß alles, jeder Umſtand, jede Begebenheit, jede Verſchlingung und Löſung aus den handelnden Charakteren und aus dem Gegenſtande ſelbſt fließt, der ſich vor uns wie von ſelbſt darſtellt, ohne daß wir dabei an den Dichter oder an uns ſelbſt ſtörend erinnert würden. Mit dem griechiſchen Epos verglichen führt uns das Gedicht mehr auf unſer Inneres, verglichen mit dem ritterlichen führt es uns aus uns heraus; gegen das Antike wirkt es mehr auf die Empfindung, gegen das Ritterliche auf die Phantaſie; gegen das Alte verliert es an Fülle der Geſtalten und an Reichthum der Verhältniſſe, worin es gegen das Romantiſche gewinnt; gegen jenes ſteht es an reicher Menſchenkenntniß eben ſo im Schatten, wie gegen dieſes im Licht; dem Homer gegenüber ſchadet ihm die Heroenſitte, die roher und nicht ſo gleichmäßig gebildet iſt, wie die achäiſche, den britiſchen Romanen gegenüber wird es dadurch gehoben, weil ſich gegen die verfeinerte Rohheit dort die gute Simplicität der Natur zeigt. Weder iſt die menſchlich reine Natur der Achäer, noch die Wunderlichkeit der Tafelrunde hier; weder die Luftgeſtalten der bretagniſchen Gedichte, noch die feſten Formen des Griechen; weder die kleinlichen Verhältniſſe jener, noch der gewaltige Umfang der Verhältniſſe bei dieſem; weder die hiſtoriſche Helle hier, noch der undurchdringliche Nebel dort. Wir folgen nicht einem einzelnen Helden, der uns ein dürftiges Intereſſe abgewinnt, durch Begebenheiten, die durch Sonderbarkeit und Fremdartigkeit reizen wollen, ſondern wir ſtehen, wie es das ächte Epos verlangt, in einer Welt von Menſchen, die nicht die Laune bewegt, ſondern der Zwang der Verhältniſſe, die nicht mit Chimären im Kampfe liegen, ſondern mit dem Fatum, die nicht blind in Abenteuer ſtürzen, ſondern in ein großartiges Verhängniß von einer außer ihnen liegenden Gewalt geſtürzt werden. Hätten wir das alte Gedicht übrig, in dem jener Fluch auf dem Nibelungenhorte ruht, ſo würden wir noch beſtimmter das aus dem

Dunkel treffende Schickſal der Alten erkennen, das jetzt in unſern Texten mehr in den handelnden Perſonen ſelbſt liegt, obwohl wieder, wie wir ſehen werden, ſehr merklich verſchieden von der Art, wie auch Parcival ſein eignes Geſchick mit ſich trägt. Bei Homer erſcheinen die Figuren, die gleichſam die Träger des Schickſals ſind, eine *Helena* und *Paris*, mehr im Hintergrunde, aber *Chriemhilde* und *Hagen* ſtehen hier gerade hervor vor den Andern. Sie reißen durch Eigenwillen ſich und Freunde und Feinde in das Verderben, und wie ihre Handlungen den Verhältniſſen gegenüber wechſelſeitig dieſe und dieſe ſich ſelbſt aus dieſen entwickeln, iſt mehr in tragiſcher als in epiſcher Weiſe geſchildert, iſt aber, wenn wir uns dies einmal gefallen laſſen, ganz vortrefflich. Wie *Chriemhilde*, nachdem ihr *Siegfried* ermordet worden iſt (denn dieſen erſten Theil laſſe ich gern aus der Betrachtung weg), im erſten Schmerz ſich verſöhnlich zeigt, ſich wirklich verſöhnt, bis dann der verhängnißvolle Schatz wieder anfängt hereinzuſpielen (deſſen Bedeutung noch überall ſich erkennt), wie dann das treu bewahrte Gefühl für den todten Gatten, das keinem neuen Gefühle weichen will, dem *Gedanken der Rache* weicht, zu der ihr die Möglichkeit in der Ehe mit *Etzel* geboten wird, wie nun der weiblichſte Charakter allmälig abgelegt wird, wie das Weib, das früher die unbeſonnenſte Offenheit, die größte

Hingebung, die zarteſte Verſöhnlichkeit beſaß, nachtragend (lancräche) über Racheplane jahrelang ſinnt, wie ſich dieſe Racheſucht bei ſteigender Macht und Anſehen nährt, wie ſich endlich im losgebrochenen Unheil, das zunächſt nur auf den einen Mörder berechnet war, ſich allmälig in größerem Grimm und, nachdem ihr Kind gefallen war, in völlig blinde Wuth bis zum eigenhändigen Brudermord verliert, dies alles iſt zwar nicht mit jenen tauſend individuellen Zügen charakteriſirt, aber doch in großen Umriſſen deutlich gezeigt, und beweiſ't, wie frühe uns unſre ganze Eigenthümlichkeit darauf hinwies, die äußeren Geſtalten unſrer poetiſchen Geſchöpfe aus der inneren Form errathen zu laſſen, ſtatt daß das griechiſche Epos aus jenen dieſe errathen läßt, was dem Begriffe des Epos eben ſo zuſagt, wie jenes dem Drama. Ihr gegenüber ſteht dann Hagen in einem Gegenſatze, den kein Genius erſter Größe vortrefflicher hätte ausbilden können. Der trotzige Mann ſucht von dem Augenblick an, wo ſeine Ahnung und die Weiſſagung des bevorſtehenden Schickſals ihn grimmig, wild, gottlos und rückſichtslos macht, alles auf, was ihn und ſeine Geſellen recht tief in das unvermeidliche Geſchick ſtürzt, als wolle er wenigſtens ihren Fall ſo koloſſal als möglich machen. Er verſucht den Mord des zur Rettung beſtimmten Kaplans, er zertrümmert das Schiff, er trägt in ſeinen Mienen die Furchtbarkeit, die Rüdiger's Tochter bleich macht, als ſie ihn küſſen ſoll, und die Reizbarkeit, die ihn den Helm feſter binden läßt, als Chriemhilde den Giſelher allein zum Willkommen küßt, er unterläßt nichts, was ſie reizen kann, er zeigt ihr Trotz und Geringſchätzung und erinnert ſie gefliſſentlich an Siegfried, er geſteht ihr den Mord, er regt die Hunnen ſelbſt zu Argwohn und Spannung auf und beginnt, nachdem die Loſung gegeben war, mit dem Mord von Chriemhildens Sohn, der den Schaden unheilbar macht. Wie ſich nun unter dem Kampfe und unter der Verwüſtung ſelbſt ſein Charakter groß erhebt, in dem Maße wie Chriemhilde ſinkt, wie er dem Rüdiger edel gegenüber erſcheint, wie er Dietrich's ehrenvolles Anerbieten ausſchlägt und jetzt geſtählt iſt, ſich ſelbſt mit dieſem zu verſuchen, dies iſt ſogar in der Ausführung theilweiſe eben ſo vortrefflich, wie der letzte Theil der Nibelungen überhaupt immer darum ausgezeichnet worden iſt, weil das hereingebrochene Unheil ſich bis zum letzten Momente ſo trefflich ſteigert, daß, nachdem ſchon die ungeheuerſten Niederlagen erfolgt ſind, noch auf den Kampf der Berner Helden alle Lebhaftigkeit, alle höchſte Wildheit der Kampfſchilderung geſpart iſt, wo dem faſt ermüdeten Leſer durch die wohlthuende Kürze, mit der der Fall der Wackerſten erzählt wird, ein neues Grauen bereitet wird, das endlich der ſchauderhafte Untergang Günther's und Hagen's noch überbietet."

Ich kann es mir nicht verſagen, noch folgende Parallelen zwiſchen dem Liede der Nibelungen und der Iliade (Werlich in der Iſis, Jahrg. 1819 2. Bd. S. 1802) hierherzuſtellen.

„Schöne Frauen, Helena dort, Chriemhilde hier, ſind die Quelle aller Bewegungen und alles Unheils. Schönheit, Prachtliebe, Stolz, doch feine und zarte Sitte, wirkliche Kunſtfertigkeit, Heldenliebe und Beziehung ihres ganzen Seins auf dieſelbe, machen ſie gleich. Ganze Heldenſtämme und Schaaren von Recken, ja halbe Nationen, fallen durch ihren Leichtſinn, durch ihre Begehrlichkeit, durch ihre Rachſucht. Die deutſche Chriemhilde würde zwar ihren Gemahl nicht vergeſſen haben und mit einem andern gezogen ſein (die deutſchen Frauen waren keuſcher), aber die Rachſucht über den Verluſt des Geliebten ſteht dem griechiſchen Leichtſinn der Helena im Gleichgewicht; letztere denkt nicht an die Folgen und läßt das Gräßliche geſchehen, erſtere veranlaßt es, um ihrem gekränkten Gefühle genug zu thun. Ein Hauptzug der unähnlichen Aehnlichkeit.

Habe ich wohl ganz Unrecht, wenn ich das Weſen im König Etzel mit Priamos und, ohne auf den Ausgang der Geſchichte Rückſicht zu nehmen, die Hunnen mit den Trojanern vergleiche? Des Priamos Altersſchwäche und Etzel's im Schatten Stehen, Aengſtlichkeit, Zurückziehung, wo alles wogt und kämpft, — beider Hofhaltung und Gepränge ꝛc. erinnern unwillkürlich an einander. Selbſt das Zuſchauen des Kampfes von Ezel und Chriemhilde hat mit Priamos und Helena's Beobachten des Kampfes von Trojas Mauern herab viel Aehnliches.

Siegfried iſt offenbar das Seitenſtück zum Achill. Gewaltiger Held, wie dieſer, unverwundbar bis an einer Stelle, wie dieſer, im Schutze des Ueberirdiſchen, wie dieſer. Die Nebelkappe und Venus ſind hier, nach Verhältniß der Volksanſicht, ſich gleich. Das Schwert Balmung iſt aus Vulkan's Schmiede. Der unmittelbare Verkehr mit den Göttern in der Iliade und die Menſchlichkeit derſelben, mit Allmacht verbunden, offenbart ſich im Nibelungenliede, nach der Eigenthümlichkeit des deutſchen Volks, nach deſſen damaligen Religionsanſichten und den noch hereinſtrahlenden Jugendträumen, — im Alberich, im Nibelungenlande mit ſeinem Wunderberge, in den weiſſagenden Meerfrauen, der goldenen Wünſchelruthe, Brunhildens Gürtel ꝛc., der Nebelkappe, dem Balmung. Es iſt durchaus dieſelbe Idee: Beiſtand des Ueberſinnlichen, die Grundkräfte, unter der Allmacht des Schickſals, dem jenes ſelbſt noch unterworfen bleibt.

Sollte nicht Ulyſſes ein treffendes, in der Kraft aber wie ein Ajax, überwiegendes Seitenſtück an Hagen gefunden haben? Eben ſo bewandert in allen Landen, Sitten, Gebräuchen, Welthändeln, eben ſo verſchmitzt, trotzig, kräftig, rathfertig, gewandt. — Stehen ihm nicht ein Diomed, Ajax ꝛc. durch Dankwart, Volker ꝛc. an der Seite? — Jedermann achtet und fürchtet ihn ob jener Eigenſchaften. Ueberhaupt iſt die durchgeführte Charakterzeichnung Hagen's der unverfängliche Probirſtrich dieſes Meiſterwerks. Hagen, dieſes kräftige Weſen, das mit kühner Hand in die Räder des Schickſals greift, ihm trotzig entgegentritt, die furchtbarſten Knoten ſchürzt und furchtbar wieder auflöſ't, frech mit dem Tode ſcherzt, und im hohen Gefühle Selbſtkraft, nie Furcht kennt, nie Gefahr ſcheut, wenn nur Waffen ihn umgeben; aufgeregt nur Freude und Hochgenuß in Häufung der Gefahren findet und höhnend dazu auffordert, um ſeinen unmäßigen Thatendrang unmäßig zu befriedigen; der nur einmal bangte, als er bei der Hochfahrt zu Brunhilden, ob der ihm widrigen Sitte, die Waffen ablegen mußte und die übermenſchlichen Kräfte Brunhildens aus den herbeigetragenen ungeheuern Speeren, Schilden und Steinen erkannte, aber ſeinen Muth und Hochſinn augenblicklich empfing, wie man ihm ſeine Waffen wiedergab; der mit den Waffen in der Hand wußte, daß er ſiegte oder mit einem ſelbſtgethürmten hohen Leichendenkmale glorreich endete, beides für ihn gleich; der erſt die Wahrheit der Weiſſagung durch den bezweckten Tod des Pfaffen prüft, dann die Fähre als unnütz ſelbſt zerſtört und kühnen Muthes dem Unvermeidlichen entgegeneilt: — daß dieſes ungeheure Weſen durch Frauen-Hand und von derſelben, die er ſo gräßlich betrübt hatte, jedoch mit hoher Verachtung des Todes und des ihm angebotenen unrühmlichen Rettungsmittels, fällt, — und ſeine ſchimpfliche Todesart ſelbſt von einem ſeiner Freunde augenblicklich an der Königin gerächt wird, iſt ein Schlußſtein dieſes Kunſtgebäudes, der ewig unübertroffen daſteht.

Die ſchönſte Parallele findet ſich in dem gezeichneten Heldenthume beider Völker. Selbſt unbefangen von aller Vorliebe für unſer Volk, möchte ich behaupten, daß die Helden des Nibelungenliedes faſt noch kräftiger und muthtrotziger ſind, als die Griechen, denen die Götter ſo nahe an der Seite ſtanden. Der Kampf auf der Treppe zu Ezel's Saale, und im Saale ſelbſt, iſt jeder Kampfſchilderung des Homer an die Seite zu ſetzen; ſie läßt ſogar nichts zu wünſchen und zu fordern übrig. Das gegenſeitige Achten der Heldenkraft und des Heldenthums, hier Ritterthums, zwiſchen Freund und Feind, welches ſelbſt im Kampfe ſich ausſpricht; das Anreden, Warnen, Freunderkennen, Schonen (wie man z. B. Dietrich von Bern erlaubte, mitten im Rachegewühle, welches im Saale brauſ'te, Ezel und Chriemhilde abzuführen, und wie

Rüdiger dem Hagen ſeinen Schild gibt) iſt ſich, nach beider Völker Eigenthümlichkeit, völlig gleich. Das Anerkennen der Kraft und des perſönlichen Verdienſtes, abgeſehen von aller Nationaltrennung oder Feindſchaft, — iſt eine herrliche Erſcheinung, und macht das griechiſche Heldenthum, ſo wie das Ritterthum gleich anziehend, und ſcheint mir eine der wichtigſten Bedingungen zur Möglichkeit ſolcher Gedichte zu ſein; denn gerade aus ihm geſtalten ſich die ſchönſten Entfaltungen.

Günther — Agamemnon, — Gernot — Menelaus, — Dietrich von Bern, der Günther und Hagen zuletzt bezwingt, — Aeneas ꝛc., überall Seitenbilder, welche hohe Aehnlichkeiten verrathen. Wie in der Iliade, treten auch in dem Liede der Nibelungen, dort in Geſängen, hier in Abenteuern, Helden um Helden als Hauptbild näher hervor und machen, den bewirkten Eindruck und die Haltung des Ganzen fortbehauptend, einander Platz. Gleicher Fleiß iſt auf die Auszeichnung, Ausführung und Colorirung der Lage und Verhältniſſe verwendet. Man verlebt alles mit in der größten Nähe. Wenn auch Homer's treffende und ausführliche Vergleichungen häufiger eintreten und anziehen, ſo blitzen doch die ſeltenen Gleichniſſe des Nibelungenliedes nicht minder kräftig, erhellend und erfreuend herein.

Selbſt die geſchilderten Sitten haben viel Aehnliches; beſonders wenn man ſich einen Seitenblick in die Odyſſee erlaubt: die gewöhnliche Abgeſchiedenheit und Verborgenheit der Frauen, ihre Kunſtfertigkeit in Webereien, vorzüglich der Gewänder; der hohe Werth, den die Helden und Ritter in die Prachtgewänder, von ſchönen Frauen-Händen gewebt, legen; die innere Einrichtung der Wohnungen, der Heldenſäle, Kammern, Laden, Schreine, als Behälter der Vorräthe an Koſtbarkeiten, Edelſteinen, goldenen Gefäßen, roher Seide und Gewändern; die Gaſtfreundlichkeit mit der hohen Freigebigkeit an Ehrengeſchenken; das ſtete Zuſammenſein der Helden und Ritter, ihr Trinken und ihre Gelage; der Frauendienſt, jedoch bei den Deutſchen überwiegend, die Jagdluſt, Prachtliebe, Beſchickung des Volks durch Boten, Unverletzbarkeit der Geſandten, Kampfſpiele, Art zu kämpfen, Waffenart, Schönheit der Waffen ꝛc., alles dieſes iſt ſo ähnlich, wie es nach der übrigen Verſchiedenheit dieſer Völker nur ſein kann.

Nur eine herrliche Geſtalt findet nirgends, ſelbſt nicht durch einen Seitenblick auf die Königin der Amazonen, ihr Gleichniß; ich meine Brunhilde. Sie ragt vor allen hervor. Ihr hohes, kräftiges, göttergleiches Maidethum, das auf eine ſo ſchändliche Art untergeht, ein Raub der Schwäche, und dem Hohne Preis gegeben wird, erweckt eine glühende Theilnahme. Schon die einzige Zeichnung der Brunhilde würde den Dichter des Nibelungenliedes unſterblich machen. Die Schilderung der Frauen und der zarteren Verhältniſſe, z. B. das Durchblicken der keimenden Liebe Chriemhildens zu Siegfried, ihr erſtes Sehen und Sprechen; die Ankunft Brunhildens zu Worms; ferner der einzige Kampf in Brunhildens Brautkammer; — wie Volker und Hagen vor dem Saale des Königs Ezel Nachtwache halten, und erſterer, troß der ungeheuern Spannung Kunde der Gefahr, in der ſie ſchweben, ſeine Fiedel ſo lieblich ſtreicht, und ſeine wegemüden Genoſſen zum erquickenden Schlaſe bewachend einlullt; der Sühne-Verſuch des gar edlen und herrlichen Rüdiger; die Jagd, bei der Siegfried erſchlagen ward, ꝛc., ſo wie überhaupt die ausgeführteren Characterzeichnungen, bei welchen Volker, als gleich großer Held und Tonkundiger, ebenfalls einzig erſcheint, — mögen eine rühmliche Eigenthümlichkeit des Liedes der Nibelungen ſein."

Welche formelle Aenderung unſre Dichtung in ihren einzelnen Beſtandtheilen erfahren haben mag, was auch von ſpätern Bearbeitern hinzu- und hineingedichtet worden iſt, ſo leidet doch, wenn man die innere, planmäßige Einheit im Auge behält, der Gedanke Fr. Aug. Wolf's über die Entſtehung der Homeriſchen Geſänge auf dieſelbe keine Anwendung. Nur Einer konnte den unter dem

Volke verbreiteten Sagenſtoff zur epiſchen Abrundung herausarbeiten. Als ein untrüglicher Beweis, daß die Nibelungen in ihrer jetzigen Geſtalt nicht älter als gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts ſind, kann die mehrmalige Erwähnung Wiens, als der Hauptſtadt von Oeſtreich, angeſehen werden. Wien iſt erſt im Anfang der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts (1162) gebaut worden. Die Abfaſſung der Nibelungen kann aber auch nicht jünger als das erſte Jahrzehend des dreizehnten Jahrhunderts ſein. Dies beweiſ't die Beſchaffenheit der drei Handſchriften, und ganz beſonders die Erwähnung des Liedes von Zeitgenoſſen. Im Parcival und Titurel wird unzweideutig darauf angeſpielt. Der Parcival iſt aber noch bei Lebzeiten des Landgrafen Herrman von Thüringen, der 1215 ſtarb, geſchrieben worden. — Als Verfaſſer betrachtete man lange Konrad von Würzburg, bis neuere Unterſuchungen ſein Verdienſt auf das des Herausgebers beſchränkten. A. W. v. Schlegel ſchloß aus innern Gründen auf Meiſter Klinſor oder Heinrich von Oſterdingen. Chriemhildens Rache, die Klage und Bruchſtücke aus dem Nibelungenliede gab zuerſt Bodmer, Zürich 1757, in Quart heraus. Vollſtändig, aber fehlerhaft erſchien das Ganze in Müller's Sammlung Th. I. Hierauf herausgegeben von F. H. v. d. Hagen. Berlin, 1810. 3. Ausg. Breslau, 1820. Schulausgabe mit Einleitung und Wörterbuch von Zeune. Berlin, 1815. 12. Gloſſar zum Nibelungenliede von Arndt. Lüneburg, 1815. Die Nibelungen, herausgegeben von F. N. Herrmann. 3 Th. Leipzig, 1819. Bruchſtücke aus einer Handſchrift des dreizehnten Jahrhunderts. Freiburg, 1819. Der Nibelungen Not mit der Klage, in der älteſten Geſtalt, von K. Lachmann. Berlin, 1826. 4. — Ueberſetzungen von v. d. Hagen. Berlin, 1807 (moderniſirt); proſaiſch von A. Zeune. Berlin, 1814; metriſch von J. G. Büſching. Leipzig, 1815; und von Simrock. 1827. 16; umgebildet von J. v. Hinsburg. München, 1820.

II.

Sagenkreis Karl's des Großen und ſeiner Helden.

Die Hirten und Sennen um Bordeaux, Pau und Toulouſe wiſſen noch heute von Roland's Schleuder, von der Wundergrotte der Montagne griſe und der Notre Dame de Héas zu erzählen. Die Unterrichtetſten ſprechen von der Geſchichte ihres Landes, als hätten ſie ſolche in des Erzbiſchofs Turpin Roman oder aus dem Arioſt zuſammengeleſen, wenn dies möglich wäre. Keiner von dieſen Leuten kann leſen, von Schreiben haben ſie kaum einen Begriff. Alles, was ſie wiſſen, iſt durch Tradition und uralte Volksſagen auf ſie gekommen, zumal Ronceval nahe liegt, und ſich von da ihr reichſter Sagenkreis ausſpinnt. Wenn man Alt und Jung mit Freude und Luſt will reden hören, ſo frage man nach Roland's Geſchichte, nach den Haimonsſöhnen, nach dem braven Roger und den Zauberern Atlant und Merlin. Mit Herzinnigkeit glauben ſie feſt an ihre Sagen, was dieſen noch einen größern Reiz gibt. So lange kann ſich eine Sage lebendig erhalten, die an Oertlichkeiten gebunden iſt, die in ihrer Abgeſchloſſenheit nicht durch die Einflüſſe der Kultur ihrer mündlichen Ueberlieferung entfremdet wird. Dieſe dem ſüdfranzöſiſchen Boden angehörige Sage iſt indeſſen nicht nur früh durch deutſche Bearbeitungen uns angeeignet worden, ſondern die Dichtung hat auch früh verſucht, die Burgſchlöſſer am Rhein dadurch zu verherrlichen, daß ſie einige derſelben mit den Namen Siegfried und Roland in Verbindung brachte. Bekannt iſt die Sage, welche den Tod Roland's, des kühnen Neffen Kaiſer Karl's des Großen, in die Burg Rolandseck verſetzt, die er erbaut haben ſoll, um ſeiner Geliebten nahe zu ſein, welche, durch die falſche Nachricht von ſeinem Tode getäuſcht, in dem auf einer Rheininſel nahe dabei liegenden Kloſter Nonnenwerth den Schleier genommen hatte. Karl gehörte eben ſo gut den Deutſchen, als den Franzoſen; der Rhein wußte von ſeinen Wunderthaten zu erzählen. Die Trennung zwiſchen den Nationalitäten war ja auch damals noch nicht ſcharf. Es iſt daher natürlich, wenn er allerwärts gefeiert wird. Hierzu kommt, daß Karl zwei Elemente in ſich vereinigte, die ſich zum Singen und Sagen beſonders eigneten: das politiſche und religiöſe. Karl der Große war gleichſam der erſte Peter von Amiens mit dem Schwert in der Hand. Die Idee, die Lehre des Friedens mit geſtählter Fauſt zu verbreiten, die im Beginne der Kreuzzüge eine gewaltige, zeitbeherrſchende Macht wurde, konnte nicht füglicher als an einem nationalen Helden, an dem großen Kaiſer, an dem Heidenbekehrer, an dem Sarazenenbezwinger angeknüpft werden. Karl und ſeine Paladine wurden ſo als chriſtliche Helden im Gegenſatze zu den ältern deutſchen, die noch im Dämmerlichte zwiſchen der alten und neuen Lehre ſtanden, von den Tonangebern der Zeit in die Höhe gehoben. Die Kirche blieb nicht hinter dieſem Beſtreben zurück. Wie Griechenlands Heroen durch die Apotheoſe, ſo wurde Karl durch die Canoniſation in den Kreis der neuen Götter, der Heiligen erhoben. Als Hauptquelle der ſich um ihn nach und nach bildenden Sagendichtungen iſt die angeblich von Turpin, Erzbiſchof von Rheims, abgefaßte Chronik anzuſehen, die aller Wahrſcheinlichkeit nach in die Zeiten der Kreuzzüge fällt. Dieſer Sagenkreis hängt durch Rother und Flos und Blankflos mit dem Heldenbuche zuſammen. Rother iſt, wie bereits früher bemerkt, der Vater Pipin's und Großvater Karl's. Flos und Blankflos ſind die Eltern der Bertha, der Gemahlin Pipin's und Mutter Karl's; Valentin und Namelos ſind Söhne der Phila, Pipin's Schweſter, und des Chryſoſtomus, Königs von Ungarn. Die Dichtungen dieſes Kreiſes ſind folgende:

Die Roncevalſchlacht, oder das Rolandslied,

vom Pfaffen Konrad, handſchriftlich zu Heidelberg und gedruckt bei Schilter Thes. II. Konrad hat nach ſeiner Angabe dieſe Dichtung in franzöſiſchen Büchern gefunden, daraus zuerſt ins Lateiniſche überſetzt und dann deutſch bearbeitet. Das Ganze iſt noch nicht gedruckt, aber eine Ausgabe von W. Grimm zu erwarten. Das Gedicht gehört dem letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts an.

Wilhelm von Oranſe, Wilhelm Markgraf von Narbonne und der ſtarke Rennewart

heißen die drei Theile eines großen Rittergedichts, deſſen zweiter Theil Wolfram von Eſchenbach zum Verfaſſer hat, während der erſte, eine Erweiterung deſſen, was Eſchenbach zu Anfang ſeines Gedichts ganz ſummariſch erzählt, und der dritte, eine Fortſetzung, in welchem Wilhelm des Heiligen ſpäteres Leben und Mönchsthum beſchrieben wird, von Ulrich von Thürheim herrühren. Die beiden erſten Theile ſind herausgegeben von W. J. C. G. Caſparſon. Kaſſel, 1781 und 1784. 2 Th. gr. 4.

Das löbenliche buoche von Floren und Blantſcheflur oder Flos und Blankeflos,

von Herrn Flecke, dem guten Konrad. Dieſe Erzählung war ſehr beliebt; ſie iſt auch niederſächſiſch (bei Bruns S. 217 ff.), lateiniſch, franzöſiſch und italieniſch bei Boccaz bearbeitet. Aus einer Berliner Handſchrift bei Müller Th. II. gedruckt. Vergl. auch Eſchenburg S. 211 ff.

Nameloß und Valentin,

von einem Unbekannten. Das niederdeutſche Gedicht iſt ſpätern Urſprungs, abgedruckt in N. Staphorſt Hamburgs Kirchengeſchichte Th. I. B. 4 S. 231—263. Vergl. darüber deutſches Muſeum Jul. 1784, und Bragur Bd. 2. S. 441 ff.

Karl der Große von dem Stricker,

wahrſcheinlich Bearbeitung eines ältern Romans, von welchem ſich uns nur des Pfaffen Konrad's erwähntes Fragment bei Schilter Thes. II. erhalten hat. Auch dieſe Bearbeitung findet ſich in Schilter Thes. T. II. p. 241 sqq.

Die Geſchichten von Malagis, Reinald von Montalban, Ogier von Dänemark und den Haimonskindern,

in Heidelberger Handſchriften.

Ein von Gervinus gemachter Auszug aus Malagis mag zeigen, in welcher Verirrung und Geſchmackloſigkeit die Dichter ſich damals befanden; mag zeigen, wie ſelbſt die beſſeren poetiſchen Ahnungen, die hin und wieder aufblitzen, von dem Abſtruſen verdeckt und verſchlungen werden. Bueno von Egermont vermählt ſich mit Druwane, der Schweſter des Grafen von Montpellier. Am Hochzeittage geht ſie im Geleite von Armen, Krüppeln und Bettlern zur Kirche, in Folge eines Gelübdes, das ſie in der Zeit ihrer erſten Liebe zu Bueno gethan hatte; es geſchehen Wunder, eine Stimme verkündet ihr den Lohn ihrer Tugend in ihrer Nachkommenſchaft, eine Hand ſegnet ſie, die Kranken werden geſund, die Glocken läuten von ſelbſt, die zuvor ekeln Bettlerleiber verklären ſich. Einſt auf einem Turniere, wo ſich die ſchwangere Druwane mit befand, brachen Sarazenen unter dem Grafen von Palermo, deſſen Tochter Roſa gefangen an Bueno's Hof war, in's Land, im Tumulte des Ueberfalls gebiert Druwane Zwillingsknaben; ſie ſelbſt wird kaum von ihrem Gatten gerettet; der eine ihrer Söhne war von ihrer Schweſter Yſane in Obhut genommen, dieſe aber mit ihm gefangen worden; mit dem andern, der mit einem wunderkräftigen Ringe im Ohre bezeichnet war, war Roſa in den Wald geflohen. Yſane ward das Weib des Königs von Mayorca, der von ihr erhaltene Knabe ward an den Heidenkönig Yvorin von Montbrant verkauft; dieß ward Vivien, Haimons Vater. Roſa aber ward im Wald von Löwen zerriſſen, das von ihr geflüchtete Kind aber, kraft des Ringes, erhalten und von der zauberkundigen Oriande gefunden und erzogen. Dieß iſt Malagis. Malagis wuchs bei Oriande auf und galt als Sohn ihres Bruders, des Nigromanten Baudri. Zufällig geräth der Junge an ſeines Pflegevaters Bücher, und wird von Oriande in der geheimen Kunſt ſo geſchickt unterrichtet, daß er ſchon nach zwei Jahren den Baudri überflügelt, und dieß beweiſt er zuerſt, als jener bei einem Mahle Haſen und Kaninchen auf den Tiſch bringt, die Malagis von zwei Windſpielen hetzen und tödten läßt. (Dergleichen jetzt ſo beliebte Scenen erinnern an das Gaſtmahl, das Albert der Große dem Könige Wilhelm 1254 in Kölln gab und bei dem er ſeine magiſche Kunſt gezeigt haben ſoll.) Gleich bei dieſer Gelegenheit nun macht Oriande ihrem Bruder grobe Vorwürfe, das Kind ſei geſchickt wie ein Wieſel, er aber dumm wie ein

Eſel, an dem man es oft ſehe, daß er jung mit ſeinen Sprüngen die Leute beluſtige und dann ſtets fauler werde (dergleichen pflegt dann hier ſehr in's Natürliche ausgemalt zu werden); und zugleich veranlaßt es, daß ſie dem Knaben ſeine wahre Herkunft ſagt. Gleich bei demſelben Mahle beginnt das Spiel wieder; Baudri läßt einen Kapaun vor Malagis lebendig werden, aber dieſer zwingt ihn nieder, ſtellt ihn als Braten her und läßt ſiegreich ein gebratenes Huhn vor Baudri auffliegen. Wieder fährt Oriande ihren Bruder an: wäret ihr weiſe, Herr Affenſchwanz, ihr bekenntet eure Eſelei. Wirklich erkennt Baudri den Jungen als ſeinen Meiſter, doch zieht ſich dieſer beſcheiden zurück und nennt den Baudri ſeinen Herrn. Das widerräth ihm Oriande; er ſolle ſich in's Galgens Namen nicht wegwerfen, ſie ſei in's Teufels Ehre Frau im Lande, und Er ſei Herr. In dieſer Art begegnet auch ſpäter Oriande ihrem Bruder jedesmal, ſo oft er den Mund öffnet, ſpart kein Schimpfwort der gemeinſten Art, noch die ſchmutzigſten Zoten und Unflätigkeiten. In dieſem Tone geht nachher ſein Ritterſchlag vor ſich; Oriande ſchlägt ihn zum Ritter, indeß nur ſelten ſonſt Frauen in Romanen Ritter ſchlagen und ſchwerlich je in der Wirklichkeit; ſie gibt ihm dabei einen Schlag auf den Nacken, daß ihm Hören und Sehen vergeht, und unter dem Lachen der Anweſenden gefleht er, Gott ſolle es wiſſen, der Schlag ſei ihm in's Herz geſchrieben, er werde ihn nie vergeſſen. Nachher reiſen beide Zauberkünſtler nach Paris zu dem großen Meiſter Yvert, Malagis Ohm. Mit Hülfe des trefflichen Buches dieſes Meiſters bringt es Malagis dahin, daß er alle Teufel der Hölle, ſelbſt den Beelzebock, den ſeit Salomon Niemand bändigte, bezwingt. Unter den Meiſtern in Paris erregt Malagis das höchſte Aufſehen, ſelbſt König Karl will Proben ſeiner Kunſt ſehen, nimmt es aber nachher übel und läßt Malagis feſtſetzen. In Geſtalt eines teufliſchen Geſpenſtes bewegt er den König, ihn frei zu laſſen; dann, aus dem Lande verbannt, ſchafft er eine Inſel auf der Seine und trotzt dem König, den er Graubart und Erznarr ſchimpft, er gebe nicht eine Schlehe um ſein Gebot; als Engel erſcheint er dem König auch von da und vexirt ihn, und fährt ſpäter mit Yvert nach Baudris Heimat. Wie hier dem Chriſtlichen und Ritterlichen arg mitgeſpielt wird, ſieht man ſogleich. Wie gleichgültig die Ritterthaten dem Dichter ſind, ſieht man an der Vorliebe und großen Freude, mit der die Zauberſpäße des Helden ausgeführt werden, der ſelbſt zwar ſeine Unkunde in der Aſtrologie bekennt, aber doch recht gut jene bekannte Sprache dieſer Künſte führt, die ſtets mit tiefen und hohen Worten um ſich fährt, immer nach etwas klingt, ohne etwas zu ſagen, immer etwas zu wiſſen ſcheint, ohne nur etwas zu ahnen; und die etwas erklären will, indem ſie alles umnebelt.

Unterdeſſen wächſt Vivien bei König Yvorin von Montbrant, erzogen von deſſen Tochter Beaflur, heidniſch auf, und es entſpinnt ſich nachher (wie auch zwiſchen Oriande und Malagis), troß des ungleichen Alters, ein Liebesverhältniß. Ein Sultan von Perſien verlangt Beaflur mit Heeresmacht zum Weibe, oder einen Wettkampf zwiſchen einem ihrer Ritter und ſeinem Rieſen Brayſin. Als Vivien auszieht gegen dieſen, erſcheint ihm ein Engel, und Chriſtus ſelbſt belehrt ihn über Gott und ſeine Eltern. Nach erlangtem Siege wird Beaflur heimlich ſein Weib, ihr Vater aber, dem dieß verrathen wird, ſendet ihn mit einem Uriasbriefe an den Grafen von Palermo, der ihn als den Sohn ſeines Feindes von Egermont in den Kerker wirſt. Von da aber befreit er ſich auf eine kühne, abenteuerliche und auch faſt zauberhafte Art, und ſtößt dann auf einen Kriegszug des Königs Anthenor von Hispanien, der auszieht, um Orianden zu rauben; Vivien nimmt Dienſt bei ihm und gilt als des Heiden Yvorin Sohn. So landen ſie vor Baudris Burg Roſeflur, wo gerade Malagis abweſend iſt, um das Roß Bayard zu gewinnen, und wo in ſeiner Abweſenheit Yvert von Vivien gefangen, Baudri verwundet und die Burg hart bedrängt ward.

Das berühmte Roß Bayard lag im Vulcan, von Satans Bruder bewacht, von Schlangen gefüttert, mit mehr als menſchlichem Verſtande, aber nicht mit Sprache begabt, von übernatürlicher Größe und Kraft. Malagis hatte es mit ungeheuern Kämpfen erſt einem Drachen abzugewinnen, dann koſtete es die größte Beſchwer, das angekettete Roß ſelbſt zu bändigen, bis es endlich Friede machte, Thränen an den Augen zeigte und ſich ergab. Der kleine flinke Diener der Oriande, Spiet, war dem Malagis bei dieſen Kämpfen behülflich geweſen, er war nachher mit der Botſchaft des Siegs zu Oriande gelaufen, ſah wie ſich dort in Roſeflur indeß die Sachen verändert hatten, und rannte mit dieſer neuen Nachricht ſogleich zu Malagis zurück, den er über Bayard's Kopf herabgefallen findet, weil gleich der erſte Satz des Roſſes 40 Fuß weit war. Alles dieß iſt mit einer großen Anſchaulichkeit und mit einem Detail der Begebenheiten und kleinern Vorfälle erzählt, wie es nie in den britiſchen Romanen vorkommt. Malagis läßt nun den Bayard in Spiet's Hut, der zwar bei dem Thiere nicht in großer Gunſt ſteht, weil er dem Malagis abgerathen hatte, ihm vielen Wein zu geben; er ſelbſt geht als kranker Bettler zu dem Belagerer Anthenor und heißt ihn abziehen im Namen Gottes, deſſen Bote er ſei, und Yvert frei laſſen. Anthenor läßt ihn mit Yvert an einen

Pfahl binden, dort aber macht Malagis ſich und Yvert los, ſenkt den König in einen Schlaf, bindet ihn nackt an ihre Stelle, ſetzt ihm einen Filzhut auf, gibt ihm eine Kerze in die Hand und läßt dann den nackten Chor ſeiner Ritter um ihn herum einen Tanz aufführen. Nach andern Vexationen der Belagerer und Kämpfen mit ihnen ſoll es zum entſcheidenden Kampfe zwiſchen den Brüdern Vivien und Malagis kommen, allein Bayard bewegt ſich nicht, denn er kennt den Vivien und kniet vor ihm nieder; Malagis kämpft mit einem andern Roſſe, beide Brüder ſind ſich gleich an Kraft und erkennen ſich zuletzt. Bis hierhin haben wir ſo ziemlich die neuen Situationen in dieſem Werke alle kennen gelernt; von jetzt an krankt es an der ähnlichen Dürftigkeit der britiſchen Romane, es wiederholt ſich ſelbſt ohne Aufhören, und es iſt z. B. im Reinald das Wiederholen ganzer Stellen mit denſelben Worten bis auf fünf Male getrieben. Gleich hier werden dem Vivien von Malagis die alten Zauberſpäße bei Tiſche vorgemacht; gleich nachher wiederholt ſich der Kampf beider in dem des Anthenor und Malagis.

Von Roſeflur geht jetzt die Scene zu einer andern Belagerung, zu der von Egermont. Dort nämlich war Vivin's Weib Beaflur, dem weggeſandten Gatten nachfolgend, hingelangt, war dort mit einem Knaben (Haimon) niedergekommen, und ward jetzt von ihrem

Vater Yvorin dort geſucht. In der Burg aber iſt niemand als ihre Schwiegermutter Druwane; Bueno, ihr Gatte, war nach Montpellier gegangen, um dort ſeinem Schwager beizuſtehen, der von König Karl in's eilfte Jahr belagert ward, wo wir denn eine dritte Belagerung in Ausſicht haben. Der kleine Spiet (die Krot heißt er immer) ſollte nach Egermont die Ankunft der beiden wiedergefundenen Söhne der verwaiſten Druwane anſagen, und findet genau wie früher, als er vom Vulcan nach Roſeflur ging, die Belagerer, macht ſich mit ſeiner Gabe, ſich unſichtbar zu machen, über dieſe luſtig, genau wie ſchon damals, und eilt zurück, um die Lage von Egermont den Helden anzuſagen. Unterwegs aber findet er in dem Feenſchloſſe ſeiner Mutter einen unverſehenen und unverſchuldeten Aufenthalt, und ſo kommt es, daß Boten aus dem bedrängten Montpellier (wo auch Bueno ſelbſt von Karl war gefangen worden) die Brüder beſtimmen, dorthin ihre Hülfe zu wenden, ehe ſie nach Egermont gingen. Sie werfen ſich nach Montpellier, Malagis wirft den Roland, und den König, den Bayard wie eine Fiſchſchuppe ſchüttelt, worüber ſich nachher Roland luſtig macht; bei einem Ausfalle nachher wiederholen ſich dieſe Unfälle. Nachts einmal kommt Malagis mit Vivien in's Lager, ſie tragen den ſchlaftrunknen Roland und Karl fort, Vivien geräth ſo in's Lachen, daß er erſt den Roland und dann den König hinfallen läßt, ſo daß der ſtets ernſte und pathetiſche Zauberer fürchtet, er werde ihnen die Hälſe brechen. All das, was hier nun geſchehen iſt, träumt dem König, und erwacht erzählt er die ganze Geſchichte noch einmal her, und ſolche ganz plumpe Wiederholungen, namentlich beim Werben von Botſchaften, kommen jetzt ſehr häufig nicht allein in dieſem, ſondern auch in andern Gedichten, und machen durch ihre Weitſchweifigkeit Langeweile, ſo gute epiſche Wirkung ſie machen könnten bei wohlthätiger Kürze. Der gefangene König will nichts von Friede hören, und droht noch dazu; Malagis ſagt ihm, er thue wie ein Hund, der bellt und nicht beißen kann; und Vivien, er ſolle ſeine Lunge ſchonen, er rede wie ein geborner Geck, nicht einen Hellerwerth gebe er um ihn. Es folgt eine Epiſode, wo Malagis und der lachluſtige Vivien nach Paris gehen und der Königin ähnliche Poſſen ſpielen, wie ſie ſchon da geweſen waren. In Montpellier wird aber hernach Friede gemacht, ſo daß Malagis davon mit ſeinem eigenen Willen ausgeſchloſſen bleibt.

Jetzt kehren wir zur Belagerung von Egermont zurück. Der junge Haimon hatte dort einen glücklichen Kampf mit einem Rieſen aus dem Belagerungsheer beſtanden, der ganz in dem alten ſpaßhaften und rieſigen Geſchmacke gehalten iſt. Trotz ſeines Sieges aber will ihm Yvorin die Bedingungen nicht halten, ſondern ihn fangen laſſen; er ſchlägt ſich herum und da gerade kommt Spiet, von der Feenburg ſeiner Mutter losgekommen, und hilft ihm unſichtbar mit ſeiner Keule. Haimon aber wird abgeſchnitten und gefangen, Spiet gibt ihm ſeinen unſichtbar machenden Ring, ſo daß Haimon nach Egermont entkommt, dafür aber wird nun Spiet gefangen und ſoll gehängt werden. Zu rechter Zeit offenbaren ſich nun auch an ihm Zauberkräfte, er löſ't mit einem der gewöhnlichen Zaubergebete ſeine Bande und bringt den König Yvorin auf einen Wagen nach Egermont, gerade wie Malagis den Karl nach Montpellier. Zwiſchen den Gefangenen und denen in Egermont gibt's nun ganz jene nämliche Scenen in Montpellier, Haimon hat Luſt, ſeinem Großvater den Kopf zu ſpalten, Spiet macht die luſtige Perſon wie dort Malagis. Nur im Fortgang wird Yvorin durch Verrätherei befreit, fängt nun ſeinerſeits ſeine Gegner und will ſie hängen laſſen. Spiet rettet ſich durch ſeine Künſte, Haimon ſteht ſchon auf der Leiter des Galgens, da wird er gerettet durch die ankommenden Malagis und Vivien.

Nun hat der Dichter die Freude, Spiet und Malagis ihre Kunſt gegen einander ſpielen zu laſſen. Dießmal wird der Witz gröber. Ein Hirſch erſcheint, der die Frau in der Geſellſchaft bezeichnen ſoll, die Nachts unerlaubtes Minneſpiel treibe, er deutet auf eine alte Amme von achtzig Jahren; ſo bezeichnet er noch an einem Pfaffen eine Eigenſchaft, welche die ſittliche Cenſur heutzutage zu drucken verbietet, und mehreres der Art folgt. Spiet zeigt ſich dabei eigentlich als der Ueberlegene, als der zum Lieblingshelden Gewordene.

Jetzt geht die Geſchichte noch auf Druwanens Schweſter Ylſane über. Ihr Gatte, der König von Mayorca, mißhandelt ſie, weil ſie Chriſtin bleibt. Ein Heereszug geht alſo auf die Kunde davon hin. Auf dem Weg tödtet Spiet ſeinen Vater, ohne Gewiſſen, weil er ein Heide iſt, und beſiegt einen Oheim. Die Manieren ſind dabei gut morolfiſch oder eulenſpiegeliſch. Wieder macht dann Haimon und Spiet eine Pilgrimexpedition, ähnlich der früheren des Malagis und Vivien nach Paris. Der Heidenkönig wird übrigens erſchlagen und Ylſane Spiet's Frau, der aber bald nachher ſtirbt von Bayard's Huf beim Wettlauf mit ihm getroffen; Vivien aber bleibt in einer Seeſchlacht und Beaflur ſtirbt über ſeiner Leiche. Später wird auch noch der Friede zwiſchen Malagis und Karl hergeſtellt; „es waren aber Wolfshaare darin.“

III.

Sagenkreis von Artus und der Tafelrunde.

Dieſer Sagenkreis wurzelt in Wales und Bretagne, iſt aber erſt durch franzöſiſche Vermittelung von deutſchen Dichtern bearbeitet worden. Artus oder Arthur, der britiſche König, welcher ſich im Kampfe gegen die Angelſachſen ausgezeichnet, iſt der gefeierte Held. Er ſoll im ſechsten Jahrhundert in Südwallis regiert und zwölf ſeiner Ritter ſo gleichmäßig geliebt haben, daß er für ſie eine runde Tafel machen ließ, damit kein Sitz vor dem andern ſich auszeichne und an Rang und Bedeutung den andern übertreffe. So wie Karl der Große, iſt auch er als Muſter und Vorbild des Ritterthums beſungen worden. Zu dieſem Sagenkreiſe gehören:

Wigalois, der Ritter mit dem Rade,

von Wirnt von Grafenberg (Herausgegeben von Georg Fr. Benecke. Berlin 1819. Eine proſaiſche Auflöſung des Gedichts erſchien in Frankf. 1564). Der Inhalt iſt folgender. Am Hofe des Königs Artus lebte Artus Schweſter-Sohn Gawein, ein ſtattlicher Ritter. Vor der Burg des Königs zu Karidot erſcheint einſt ein fremder Ritter; dieſer bietet der Königin einen Gürtel zum Geſchenk an. Der Gürtel wird von der Königin ausgeſchlagen. Darüber ergrimmt, fordert er die Ritter zum Kampfe und beſiegt ſie, einen nach dem andern. Dieſes Schickſal trifft auch zuletzt den wackern Gawein. Gawein wird von ihm gefangen in ein fremdes Land auf ſeine Burg gebracht und gaſtfreundlich behandelt. Zuletzt erhält derſelbe ſogar die Nichte des Ritters, Florie, zur Gattin. Doch Gawein, von Sehnſucht nach Artus Hofe getrieben, verläßt nach einem halbjährigen Aufenthalt daſelbſt ſeine junge Gattin, mit dem Verſprechen der baldigen Rückkehr. Er kommt auch glücklich zur Tafelrunde, kann aber ſpäter das unbekannte, von Bergen eingeſchloſſene Land, wo ſeine Gemahlin lebt, nicht wiederfinden. Dieſe gebar ihm inzwiſchen einen Sohn Wigalois. Als dieſer zum Jüngling erwachſen, beſchließt er ſeinen Vater aufzuſuchen und nimmt von ſeiner Mutter Abſchied. Am Hofe des Königs Artus angelangt, wird er gaſtfreundlich aufgenommen und zum Ritter geſchlagen; doch er erkennt nicht den Vater, noch wird er von dieſem erkannt. Von König Artus wird er nun bald beſtimmt, Larie, der jungen Königin von Korentin, die von Roaß, einem wilden Heiden und Zauberer ihres Vaters und Landes beraubt worden, zu Hilfe zu ziehen. Er muß viele Abenteuer beſtehen, bevor es ihm gelingt, zu ihr zu kommen und ihre

Beſchützung zu übernehmen. Nach vielen Fehden und unaufhörlichen Zügen tödtet er endlich den wilden Roaß, erſchlägt, unterſtützt von Gawein und andern Rittern, die übrigen Feinde und erobert das Land. Larie wird darauf ſeine Gattin, mit welcher er fortan ruhig und glücklich auf der Burg Korntin lebt. Seine Mutter Florie aber war in der Zwiſchenzeit aus Gram über Beide, über den verloren geglaubten Gemahl und Sohn geſtorben. Wigalois iſt um das Jahr 1212 nach einem franzöſiſchen Vorbild von Wirnt von Grafenberg gedichtet.

Iwein, der Ritter mit dem Löwen,

von Hartmann von der Aue (herausgegeben von Benecke und Lachmann. Berlin, 1827. 8). Der Inhalt des Gedichts iſt folgender. Am Hofe des Königs Artus erzählt Kalogreant in Gegenwart der Königin und andrer Ritter, unter dieſen Iwein, ſein Abenteuer, das er auf einer ſeiner Fahrten an einem Zauberbrunnen beſtanden, und wie er da von dem Herrn des Landes beſiegt und ſeines Pferdes beraubt worden ſei. Iwein beſchließt, den Brunnen im Walde aufzuſuchen und das Abenteuer zu beſtehen. Er erlebt dieſelben Wunder, ſchlägt aber den Herrn, der zum Kampfe herangerückt iſt, in die Flucht, verfolgt den bis auf den Tod Verwundeten bis zu deſſen Burg und wird daſelbſt gefangen. Eine Dienerin der Königin, Lunete, macht ihn durch einen Zauberring unſichtbar und rettet ſein Leben vor der Wuth der Leute des erſchlagenen Herrn Askalon. Iwein ſieht die trauernde Wittwe Laudine, verliebt ſich in ſie und gewinnt ſie durch Lunetens Bemühung als Gattin. Als Herr der Burg und des Landes zieht Iwein Artus und deſſen Rittern entgegen, als ſie den Brunnen beſuchen, kämpft mit dem ſchmähſüchtigen Keii, wirft ihn in Sand und gibt ſich darauf Artus zu erkennen. Nachdem Iwein ſeine Gäſte auf der Burg bewirthet, nimmt er auf Gaweins Rath von ſeiner Frau Abſchied, mit dem Verſprechen, in einem Jahre wiederzukehren, und zieht mit dem König und ſeinen Rittern fort. Unter Turnieren und Abenteuern vergeht der beſtimmte Zeitpunkt ſeiner Heimkehr; da erſcheint Lunete vor Artus und verkündet im Namen ihrer Herrin, daß Iwein als ein treuloſer Mann ihre Huld verloren habe. Wahnſinnig aus Liebe, läuft Iwein in einen Wald und lebt da nackend und wild von dem erlegten Wildpret eine geraume Zeit. Drei Frauen der Dame Mariſon finden ihn ſchlafend, erkennen ihn an einer Wunde und heilen ſeinen Wahnſinn mit einer Salbe der Fee Morgan. Darauf befreit er ihre Herrin durch einen ſiegreichen Kampf von einem Feinde. Als er von ihrer Burg weiter zog, fand er in einem Walde einen

Löwen im Kampfe mit einem Wurme und erſchlug dieſen. Der Löwe wurde darauf ſein unzertrennlicher Gefährte. Er gelangte in ſeinem Lande an den bekannten Zauberbrunnen und findet Lunete in der Kapelle eingeſperrt. Dieſe ſollte auf die Anklage des Truchſeß und ſeiner zwei Brüder verbrannt werden. Iwein verſpricht für ihre Unſchuld gegen die drei Ankläger zu kämpfen; doch verbietet er ihr, ſeinen Namen zu nennen. In einer nahen Burg ſucht er Herberge und erſchlägt am andern Morgen den Rieſen, welcher die Tochter des Burgherrn zur Frau haben wollte. Am nämlichen Tage kämpft er auch ſiegreich für Lunete, bleibt von ſeiner Gattin unerkannt und zieht wieder ſeines Weges. Ihn ſucht eine Grafentochter auf, daß er für ſie am Hofe des Königs Artus gegen ihre ältere Schweſter, die ſie ihres Erbtheils beraubt, kämpfen möchte. Auf ihrer Reiſe nach Karidot kehren Iwein und die Jungfrau auf einer Burg ein, wo er mit zwei Rieſen kämpfen muß, ſie mit Hülfe des Löwen überwindet und dreihundert gefangene Jungfrauen befreit. Am Hofe des Artus angelangt, kämpft Iwein mit Gawein, der für die ältere Schweſter in die Schranken tritt, ohne daß ſie ſich gegenſeitig erkennen: zwei Tage bleibt der Kampf unentſchieden; da entdecken ſie einander ihre Namen, der Streit wird ausgeglichen, und am Hofe des Königs iſt allgemeine Freude. Endlich kehrt Iwein zu ſeiner Gattin zurück und gewinnt durch Lunetens Beihülfe ihre Hand wieder.

Hartmann zog den Stoff der Dichtung aus dem Yvain des Chretien de Troyes und vollendete ihn noch vor dem Ende des zwölften Jahrhunderts.

Wigamur, der Ritter mit dem Adler.

Wigamur, ein Held der Tafelrunde, wird von einem Meerungeheuer erzogen, zieht nach dem Hofe des Königs Artus, hat auf dem Wege ein Abenteuer mit einem wunderbaren Brunnen, erlegt einen Geier, den er mit einem Adler kämpfend findet, und wird nun von letzterem auf ſeinen Reiſen begleitet. Der Dichter iſt unbekannt. Die Dichtung iſt abgedruckt in der Sammlung deutſcher Gedichte des Mittelalters von v. d. Hagen und Büſching (1. Bd. Berlin, 1808). Ein ausführlicher Auszug findet ſich in Eſchenburg's Denkmälern altdeutſcher Dichtkunſt. Bremen, 1799.

Triſtan und Iſolde,

in einer ältern Bearbeitung von Eilhart von Hobergen, und dann von Gottfried von Straßburg und ſeinen beiden Fortſetzern Ulrich von Türheim und Heinrich von Friberg. Dieſe Dichtung ſchildert die Jugendſchickſale und Thaten des Ritters Triſtan und ſeine verhängnißvolle Liebe zur ſchönen Iſolde. König Mark von Cornwall ſchickt nämlich ſeinen Neffen Triſtan nach Irland, um für ihn um die Hand der ſchönen Königstochter Iſolde zu werben. Die Werbung gelingt, und Triſtan ſoll die Braut über das Meer nach Cornwall bringen. Beim Abſchiede gibt die Mutter der ſcheidenden Tochter heimlich einen Liebestrank für Mark mit, um ſich dadurch der bleibenden Liebe ihres Gemahls zu verſichern. Unterwegs wird der Zaubertrank unglücklicher Weiſe verwechſelt, Triſtan und Iſolde trinken, ohne es zu wiſſen, aus dem verhängnißvollen Becher und entbrennen von nun an gegen einander in glühender Liebe, die durch alle Leiden, Trennungen und Schickſale ungeſchwächt fortdauert, und deren heiße Sehnſucht erſt durch den Tod geſtillt werden kann. Erſt nach dem frühen und ſchnellen Tode der beiden Liebenden erfährt der König Mark die Urſache ihrer unglücklichen Neigung, wird mit ihnen ausgeſöhnt und läßt beide neben einander beerdigen und auf ihr Grab einen Roſenſtrauch und eine Weinrebe pflanzen.

Die beſte Ausgabe des Triſtan von Gottfried von Straßburg, nebſt den beiden Fortſetzungen Heinrich's von Friberg und Ulrich's von Türheim, beſitzen wir von v. d. Hagen: Gottfried's von Straßburg Werke, mit Einleitung und Wörterbuch. Breslau, 1823. 2 Bde. 8.

Lancelot vom See,
von Ulrich von Zazichoven. Um 1192. (Ungedruckte Handſchrift zu Wien.)

Sagenkreis des heiligen Grals.

Dieſer Sagenkreis ſteht mit dem vorigen in Verbindung. Der heilige Gral (der Name wird von Sang **real,** Sanguis realis oder Sanctus cruor abgeleitet) iſt die ſmaragdene Schüſſel, aus welcher Chriſtus mit ſeinen Jüngern bei der Einſetzung des Abendmahls geſpeiſ't, und in welche Joſeph von Arimathia das aus den Wunden des Gekreuzigten fließende Blut aufgefangen haben ſoll. Der Santo Catino, den die Genueſer im heiligen Lande gefunden haben wollen, und der 1806 von den Franzoſen mit andern Koſtbarkeiten nach Paris gebracht worden, iſt ein tiefes, heiliges Sinnbild von myſtiſch-allegoriſcher Bedeutung, das höchſte Ziel, nach dem ein chriſtlicher Ritter ſtreben ſoll, und das er nur erreicht, nachdem er Tadel und Mühen erduldet, große Gefahren überſtanden, übernatürliche Werke der Kraft und des Muthes vollbracht, alle Rohheit abgeſchliffen, Erkenntniß der Welt und ſeiner, edle Sitten, Ehrenhaftigkeit, Großmuth und Menſchlichkeit gewonnen und in Demuth und mit Entſagung unabläſſig nach jenen getrachtet hat. Der Tempel, in welchem das Heiligthum aufbewahrt wurde, befand ſich Anfangs in Spanien in einer unbekannten Gegend, und nur die Auserwählten konnten den Zugang zu demſelben finden. Wolfram von Eſchenbach hat dieſen Sagenkreis, in welchem orientaliſche, ſpaniſche und ſüdfranzöſiſche Sagen zuſammengefloſſen ſind, in ſeinem

Parcival und Titurel

bearbeitet. Er benuzte die Dichtungen des Provenzalen Kyot als Quelle.

Den Inhalt des Gedichts geben wir nach einem Auszuge des Herrn Dr. W. B. Mönnich.

Gamuret will keinem Herrn als dem höchſten dienen und geht deßhalb auf Abenteuer. Er kommt nach Mohrenland, rettet eine Königin und wird mit ihr vermählt. Die Frucht ihrer Ehe iſt Feirefis, ein Knabe, ſchwarz und weiß wie eine Elſter, halb von des Vaters und halb von der Mutter Farbe. Auf ſeinen Zügen kommt **Gamuret** ſodann nach Spanien, und rettet und heirathet hier die ſchöne weiße Königin Herzeloide, die ihm den **Parcival** gebiert. **Gamuret** fällt gegen die Heiden. **Herzeloide** zieht mit ihrem Sohn in eine Wildniß, fern von allen Menſchen; denn ſie will ihn hüten, daß er nie ein Held werde, damit er nie ſo unglücklich ende wie ſein Vater. So wuchs das Kind auf, mit ſeiner eigenen

Herkunft unbekannt. Ihm war geſtattet, ſich Pfeile und Bogen zu ſchnitzen, mit denen er den Vögeln nachſtellte;

Doch ſchoß er einen ihrer nieder,
Der kurz vorher ſo ſüße Lieder
Geſungen noch: ſah man den Kleinen
Mit Schmerzgebehrden um ihn weinen.
Er wuſch am Fluß ſich alle Morgen.
Noch wußte nicht ſein Sinn von Sorgen;
Doch wenn der Vögel holder Sang
Ihm dann zu Ohr und Herzen drang,
Da ſchwoll die kleine Bruſt ihm: hin
Lief weinend er zur Königin, —
Doch fragte ſie, was ihm geſchehn?
So wußt' er Rede nicht zu ſtehn,
Wie's Kindern oft ja noch geſchieht.

(Nach San Marte's Ueberſetzung. Magdeburg. Kreuz. 1836.)

Herzeloide, ſtets um ihn beſorgt, forſchte dieſem Weſen nach, und da ſie fand, wie der Vögel Geſang ſeinen Buſen mit ſolchem Sehnen und ſolcher Wehmuth erfüllte, ſchwur ſie allen Vögeln Haß, und befahl, ſie zu tödten. Der Knabe aber bat, ihnen Frieden zu geben; denn nur ſchöner ſchienen die nun zu ſingen, die dem Verderben noch entflohen waren. Einmal ſieht Parcival zufällig im Wald einen Ritter, er hält ihn für Gott, von dem ihm ſeine Mutter erzählt hat. Der Ritter aber lacht und ſagt ihm, auch er ſolle ein Ritter werden, er möge nur zum König Artus gehen. Da läßt es dem Knaben keine Ruh mehr, er will fort; die Mutter aber, die ihn nicht länger halten kann, ſtattet ihn zu ſeiner erſten Fahrt wie einen Narren aus und gibt ihm ganz verkehrte Lehren mit auf den Weg, damit er überall ausgelacht, verſpottet und zu einer baldigen Rückkehr genöthigt werden möge.

In Narrentracht reitet er aus und einen ganzen Tag lang am Ufer eines kleinen Baches entlang, da ihm die Mutter geſagt, er ſolle über kein dunkles Waſſer reiten. Endlich ſcheint ihm der Bach hell genug zu werden, und er wagt darüber zu ſetzen. Dann ſieht er ein ſchlafendes Frauenzimmer in einem Zelt. Seine Mutter hat ihm den Rath gegeben, nur gleich bei Frauenzimmern dreiſt zu ſein und ihnen Ring und Kuß zu rauben. Er fällt alſo ohne Weiteres über die ſchöne Jeſchute her, küßt ſie und nimmt ihr mit Gewalt ihren Ehering, weßhalb ihr zurückkehrender Gemahl, Herzog Orilus, ſie alles Schmuckes beraubt, auf einen dürren Klepper ſetzt und dem Parcival nachjagt. Dieſer iſt weiter geritten und hat die bei der Leiche ihres von Orilus erſchlagenen geliebten Schianatulander weinende Sigune gefunden, die er an Orilus zu rächen gelobt. Endlich naht er ſich dem Artushof, findet aber vor den Mauern den ganz rothen Ritter Ither, der den gaſtlichen Becher des Königs in den Schooß der

Königin ausgeleert, den Becher ſelbſt geſtohlen und alle Ritter der Tafelrunde frech zum Kampf herausgefordert hat. Mit einer Botſchaft deſſelben kommt Parcival zu Artus, und wird wegen dieſer Botſchaft und wegen ſeiner Narrenkleidung verlacht und verachtet, beſonders von dem böſen Keye, ſetzt ſich aber bald in Reſpect, indem er in dieſer Tracht und mit ſeinen ſchlechten Waffen den rothen Ritter überwindet. Von da kommt er zu dem alten Ritter Gurnemanz, der ihn in Ritterſitten und Religion unterweiſt, ihn die Narrentracht ablegen läßt und ihm Lehren gibt, die denen ſeiner Mutter gerade entgegen ſind. Insbeſondere ſoll er bei Frauen ſittſam und bei Männern nicht vorlaut ſein, ſoll nicht nach Ring und Kuß ſtreben und nicht kindiſch nach allem haſchen, denn Beſcheidenheit und Schweigen ziere den Mann.

So neugeſchaffen kommt Parcival zu der Prinzeſſin Konduiramur, deren Schönheit ihn aufs Tiefſte rührt, bei der er aber ein beſcheidenes Schweigen beobachtet. Sie ſelbſt muß den Anfang machen. Als der Jüngling noch im ſüßen Morgenſchlaf liegt, fühlt er ſich durch leiſes Seufzen und heiße Thränen, welche auf ſeine Wange herabträufeln, geweckt. Die Augen aufſchlagend, ſieht er die Herrin des Hauſes, nur mit einem weiß ſeidenen Hemde bekleidet, und einen Sammetmantel über die Schultern geworfen, knieend über ihn gebeugt. Parcival bittet ſie aufzuſtehen, denn ſo knieen dürfe ſie nur vor Gott; ſie ſetzt ſich nun zu ihm auf das Bett, erzählt die Bedrängniß, in die Klamide ſie verſetzt, doch ſchwört ſie, daß ſie vom höchſten Thurme ſich werde herabſtürzen, ehe ſie ihm ihre Hand reiche. Morgen früh ſolle von Neuem der Sturm auf die Stadt beginnen, wenn ſie ſeinem Willen ſich nicht füge. Innig bewegt, ſichert ihr Parcival zu, ihr beizuſtehen, wie er mag, und getröſtet ſchleicht die Fürſtin, an ihren ſchlafenden Dienern vorbei, wieder in ihr Gemach zurück. Sogleich rüſtet ſich Parcival zum Streit und beſiegt erſt den Seneſchal Klamides, dann dieſen ſelbſt und ſchickt ſie beide als Gefangene an Artus Hof. Er ſelbſt aber heirathet die befreite Prinzeſſin, und beide ſind ſo unſchuldig, daß ſie die Ehe erſt am dritten Tage vollziehen. Parcival iſt ſehr glücklich mit Konduiramur, verläßt ſie aber, um ſeine geliebte verlaſſene Mutter wiederzuſehen.

Parcival, in dumpfes Sinnen verloren, überläßt dem Roß die Zügel, das ihn pfeilſchnell über Stock und Stein eine weite Strecke trägt, bis er gegen Abend zum See Brumbane gelangt, auf welchem mehrere, nach ihrem Ausſehen zu urtheilen, reiche Ritter in einem Kahne fiſchen. Aus den Mienen aber ſpricht Schmerz und düſterer Gram. Auf Parcival's Frage nach einer Herberge weiſt der Aelteſte, ein ehrwürdiger Greis, ihn nach einem Schloſſe, wo er ihn ſelbſt heut Nacht noch wiederzuſehen hoffe. Nachdem der Jüngling noch einen Theil des Waldgebürgs zurückgelegt hat, ſtellt hoch auf einem Felſen mit vielen Thürmen die bezeichnete Burg ſich dar, kühn und feſt gebaut, ſo daß kein Heer, das durch die Luft auf Flügeln ſich nicht hinaufſchwingen kann, ſie jemals erſtürmen wird. Auf Parcival's Ruf und die Empfehlung des greiſen Fiſchers wird die Zugbrücke niedergelaſſen, und er reitet in den Burghof, den aber hoher Raſen bedeckt, ein Zeichen, daß ſelten hier fröhliches Ritterwerk begangen werde. Eine zahlreiche Ritter- und Dienerſchaft empfängt zuvorkommend den Gaſt. Man bringt ihm wohlriechende Waſſer zum Waſchen und koſtbare Kleider, womit er geſchmückt wird. Als am Spätabend der Wirth, eben jener greiſe Fiſcher, vom See zurückgekehrt iſt, wird Parcival zu ihm in einen prächtigen Saal, den hundert Kronleuchter und unzählige Kerzen erleuchten, geführt; Polſterbetten laden ringsum zur Ruhe ein, herrliche Teppiche liegen davor ausgebreitet, in marmornen Kaminen brennt ſüßduftendes Aloeholz; es herrſcht eine Pracht, wie ſie noch kein menſchliches Auge erblickt hat. In einem Lehnſtuhle am Hauptkamine, in Pelze dicht gehüllt, ſitzt der Wirth, doch vermögen ſie nicht, den furchtbaren Fieberfroſt zu lindern, der, wechſelnd mit der glühendſten Hitze, ihn ſchüttelt; an unheilbarer und der ſchmerzvollſten Krankheit leidet der unglückliche Mann, der den Gaſt bittet, neben ihm Platz zu nehmen.

Zahlreich war verſammelt die Ritterſchaft
Im feſtlichen Saal; da brach die Haſt
Der Jammer plötzlich. Ein Knapp trat her,
In der Hand einen blutgerötheten Speer,
Im Kreis herum ihn ſchweigend tragend.
Die Ritterſchaft erhub ſich klagend,
Der tiefes Leid und düſtern Schmerz
Des Speeres Anſchaun goß in's Herz.
Der Knapp, zur Pforte wieder gewandt,
Durch die er gekommen, d'rauf verſchwand.
Nun an des Saales and'rem Ende
That auf ſich eine ſtahl'ne Thür,
Und zwei Jungfrauen traten behende
Hervor, mit Schleier und Blumenzier
Im langen glänzend blonden Haar.
Auf gold'nen Leuchtern brennende Kerzen
Trug das anmuthvolle Paar,
Wohl Lieb' entzündend, wenn bei den Schmerzen
Des kranken Gebieters für dieſe Triebe
Der ſehnenden Bruſt noch Neigung bliebe.
Ihm folgte ein zweites, ein Tiſchgeſtell
Von Elfenbein tragend; roſig hell
Flammte ihr Mund; ein Gürtel golden
Umſchloß die Scharlachkleider der Holden,
Die dann von den Hüften in weiten Falten
Hernieder wallten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Es neigten die Vier ſich erſt beſcheiden,
Und vor den Wirth hinſetzten die Beiden
Das Geſtell. — Anderer Jungfrauen Vier
Mit Kerzen traten aus der Thür,
Und wieder Vier, die einen Stein,
Hellſtrahlend wie der Sonne Schein,
Hertrugen, einen Granatjachant,
Wie man noch nimmer auf Erden fand.
Gegen den Wirth ſich neigend, bewegten
Die Acht ſich her, und die Letztern legten
Auf das Geſtell von Elfenbein
Den plattgeformten glänzenden Stein,
Und traten mit niedergeſchlagenem Blick
Dann zu den erſten Vieren zurück.
Es hatten dieſe vier Jungfraunpaare
Ein zierlich Blumengewinde im Haare,
Und ſammtne Gewande, mit Gürteln umſchloſſen,
Doch grüner wie Gras, das friſch entſproſſen.
Vier Jungfrauen abermals erſchienen
Mit brennenden Kerzen, und hinter ihnen
Sah man zwei Fürſtentöchter kommen,
Die fern hieher zum Dienſt entnommen.
Auf weißen Tüchern brachte das Paar
Zwei ſcharfe ſilberne Meſſer dar;
Die legten ſie vor dem König nieder
Und kehrten mit Zucht ſich neigend wieder
Zu den andern, die vor ihnen kamen.
Von der koſtbarſten Seide, Plialt mit Namen,

Und von Stoffen aus Ninive
War ihr Gewand, ſo weiß wie Schnee. —
Endlich aber nahte die Königin;
Von ihrem Antlitz ging aus ein Licht
Wie bei des neuen Tags Beginn
Die Sonne durch die Wolken bricht.
Auf einem Kiſſen von grünem Achmardi,
Dem feinſten arabiſchen Seidenſtoff,
Trug ſie, was in Menſchenbuſen hie
Die Wonne des Paradieſes troff,
Und was von dem höchſten Wunſche der Erden
Gewünſcht nicht kann, gedacht nicht werden, —
Den heiligen Gral. Urepanſe hieß
De Joie, von der er ſich tragen ließ.
Der Gral aber war von ſolcher Art,
Daß höchſte Keuſchheit der bewahrt,
Und frei jedes Tadels die mußte ſein,
Die zur Pflegerin ſich erleſen der Stein.
Sechs Lampen von lauterem Glaſe — nicht
Von Armuth eben zeugte ihr Licht —
Mit brennendem Balſam trugen dem Grale
Voran ſechs liebliche Jungfräulein.
Vor den König ſetzte die heilige Schaale
Die Königin nieder, und in die Reihn
Der achtzehn Erſten mit ernſtem Neigen
Der herrlichen Krone-tragenden Maid
Zur Rechten und Linken ſich zierlich reiht.

Nun werden hundert Tafeln aufgedeckt und mit koſtbarem Tiſchgeſchirr beſetzt. Eine große Pagen- und Dienerſchaar reicht die Speiſen umher und bedient knieend den König, Parcival und die Gäſte. Herrlich, wie die Vorbereitungen zu dem Mahle, iſt das Mahl ſelbſt; denn die wunderbare Kraft des Grals ſpendet den Bewohnern der Burg alles, was irgend an Speiſe und Trank begehrt werden mag; ſo wie der Wunſch danach ausgeſprochen iſt, ſteht es da vor dem heiligen Gefäße. Parcival ſieht wohl die Wunder um ihn her und iſt vom höchſten Staunen ergriffen, doch die Lehre von Gurnemanz bindet ſeine Zunge, und er wagt nicht, nach der Urſache oder Bedeutung von allem dieſem zu fragen, indem er fürchtet, dem Wirth durch ſeine Fragen zu nahe zu treten, und hofft, auch ohne dies zu erfahren, wie es um die Wunder hier ſtehe. Inzwiſchen bringt ein Knappe ein prächtiges Schwert, das der gütige Wirth dem Gaſt überreichen läßt: „es ſey von trefflicher Art, und er werde ihm für die Gabe danken, wenn er erſt deſſen ſeltene Kraft erprobt habe.“ Weh, daß auch jetzt Parcival nicht fragte, denn durch die Ueberreichung des Schwertes ward er dazu aufgefordert. Durch die Unterlaſſung der Frage brachte er über ſich und den Wirth namenloſen Jammer. Das Mahl ward nun aufgehoben; Urepanſe und die Jungfrauen entfernen ſich in demſelben Zuge, wie ſie gekommen, und die Geſellſchaft erhebt ſich. Als Parcival ſich zur Nachtruhe empfiehlt, ſieht er durch eine halbgeöffnete Thür in einem Nebengemache auf einem Polſterbett den allerſchönſten alten Mann liegen; wer dies aber war, davon ein ander Mal. Am Morgen darauf kommt Niemand mehr, ihn zu bedienen; vielmehr ſchimpft, da er wegreitet, der Thürmer hinter ihm her. Da reitet er beſtürzt weiter. Von einer Linde herab tönt eine ſüßklagende Stimme. Es iſt Sigune, die in den Zweigen des Baumes ihrem geliebten Schionatulander noch immer in den Armen hält. Von ihr erfährt Parcival, daß er auf dem geheimnißvollen Schloſſe Montſalvaz geweſen, wo der alte König Titurel gewohnt. Sein Sohn Amfortas leide an einer unheilbaren Krankheit, könne aber nicht ſterben, weil die Kraft des heiligen Grals ihn erhalte. Er könne aber nicht gerettet werden, außer durch einen Ritter, der ihn um ſein Leid und um die Wunder des Schloſſes frage, und ſeit Menſchengedenken ſei kein Ritter auf das Schloß gekommen, weil keiner hinkommen könne, der dahin wolle. Parcival ſieht nun, was er verſäumt, und iſt voll Gram. Unterwegs findet er die leidende Jeſchute und verſöhnt ſie mit ihrem Gatten Orilus, den er bezwingt und ebenfalls an Artus Hof als Gefangenen ſchickt. Als er ſelbſt dahin will, findet ſich ein Falke zu ihm, der eine wilde Gans in der Luft abfängt. Als dieſe niederſtürzt, fallen drei Blutstropfen in den Schnee, und Parcival wird dadurch in ein tiefes Sinnen verſetzt.

Konduiramur, hier liegt dein Bild.
Wie hier das Blut den Schnee mit Roth
Gefärbt, der ſeine Weiße ihm bot, —
Konduiramur, ſo zart und licht,
Trägt roth und weiß dein Angeſicht.
Lebendig malt dem trunk'nen Sinn
Ihr Antlitz auf den Schnee ſich hin;
Zwei Tropfen malen ihre Wangen,
Der dritte glänzt von ihrem Munde:
Ein Bild, wie jenes, da mit Bangen
In morgenlicher Dämmerſtunde
Die Königin zu Belripar
Ihm hülfeſtehend genahet war.
Warm trug er ſie in treuer Bruſt,
Und ſchwärmend in der Liebe Luſt
Mit Sinnen und Gedanken hing
Dem Traum er nach, der ihn umfing. —

Wie verſteinert hält Parcival mit aufgerichteter Lanze, in Sinnen verſunken, vor dem Bilde; ſo gewahrt ihn ein Knappe des Hofes, der ſo eben ſich zum Aufbruch rüſtet. Mit Geſchrei ſtürzt er ins Lager und bringt die Kunde, daß unſern ein Ritter auf Kampf warte; die ganze Tafelrunde ſei durch dieſe Frechheit geſchmäht, wenn ihn niemand beſtehe. Segramors, der immer Streitbegierige, ſpringt wüthend auf und trotzt Artus die Erlaubniß ab, auf das Abenteuer einzugehen. Parcival, durch ihn geſtört, wirft ihn nieder und ſteht ſogleich wieder ſtarrend vor den drei Blutstropfen; einem zweiten Ritter geht es nicht beſſer. Endlich kommt der tapfere Gavein, merkt, was in des Helden Seele vorgeht und bedeckt die drei Blutstropfen mit einem Tuche. Da kommt Parcival wieder zu ſich und geht mit Gavein an Artus Hof. Da aber kommt die häßliche Kundrie, eine Art von Megäre, und flucht dem Parcival, weil er zu Montſalvaz, ſo thöricht ſtillgeſchwiegen. Hiermit ſchließt der erſte Theil des Gedichts, durch das Zuſammenkommen der Gefangenen und Befreiten am Hofe Artus ſich vollkommen abrundend. Nur der Schmerz und die Sehnſucht Parcival's bleibt übrig, um auf den zweiten Theil vorzubereiten.

Parcival wurde durch Gurnemanz Ermahnung zur Ehre ſo gut betrogen, wie durch ſeiner Mutter Narrenlehre. Er hat, indem er der edelſten Beſcheidenheit ſich bewußt war, doch einen Fehler, ſogar ein Unrecht begangen. „Was er heilig hielt, hat ihn in Elend und Schmach gebracht. Eben ſo natürlich ſpringt er daher von einem Aeußerſten zum andern über, von dem unbefangenen Kindesvertrauen zum Argwohn, von der Demuth vor Gott zur Gottesverachtung; denn noch iſt ihm die Erkenntniß nicht gekommen, daß Gott züchtigt, die er lieb hat, die wahre Grundfeſte und der Schlußſtein des chriſtlichen Glaubens. Wie er auch dieſe Erkenntniß erlange, ſich ſelbſt durch lange Erfahrung läutere, durch das feſteſte Ausharren in Verfolgung ſeines hohen Ziels ſich zu deſſen Erreichung würdig mache, wie endlich in der Stunde der Todesnoth die Kraft Gottes ſich ihm offenbart, und er am Ziele ſeines Strebens ſich findet, ehe er es ſelbſt ahnt, das wird in den folgenden Theilen des Gedichtes ſich weiter entwickeln, in welchen zugleich alle in dieſer wunderbaren Dichtung angeſchlagenen Töne ſich in die vollſtändigſte Harmonie auflöſen." Die Abenteuer Gavein's, die denen Parcival's zur Folie und Abwechſelung dienen, übergehen wir hier. Parcival findet auf ſeiner weiteren Irrfahrt zuerſt in einer Einöde eine Klausnerin, in welcher er Sigunen wiedererkennt, büßend am Sarge Schionatulander's. Weiter kämpft er mit einem Ritter, mit dem er ſich in einen tiefen Abgrund ſtürzt, aber davon kommt. An einem heitern Morgen begegnet er einem greiſen Ritter. Dieſer tadelt ihn, daß er in Waffen daherreite; ob er denn nicht wiſſe, welch ein heiliger Tag heut ſei, an dem es ſich nicht zieme, der Ritterſchaft nachzugehen. Parcival antwortete trübe: „Herr, ſchon lange kümmert es mich nicht mehr, welcher Tag des Jahres ſei, oder wie die Zahl der Wochen geht. Ich diente einſt zwar

Einem, der heißt Gott. Ich diente ihm treulich, und nimmer wankte mein Sinn an ihm, bevor er ſo läſterlichen Spott über mich verhängte. Ich hörte von ſeiner Hülfe, aber an mir iſt ſie verzagt.“ Der Greis entgegnete ſtreng auf dieſe verzweifelnde Rede: „Redet ihr von dem Gott, den die Magd gebar, und glaubt ihr an ſeine Menſchwerdung und an das, was er heut um uns erlitt, ſo ſteht der Harniſch euch ſehr übel an. — Es iſt heute der Charfreitag, deſſen alle Welt ſich freuen und in Zerknirſchung feiern mag; denn an dieſem Tage ward die hohe Treue offenbar, die Gott an uns beging, da man ihn zu unſerer Erlöſung an das Kreuz ſchlug.“ Da ergriff den Parcival zum erſten Mal der Gedanke an die Allmacht und Treue Gottes. Er beichtet bei einem heiligen Einſiedler. Dieſem eröffnet er, die größte Sorge komme ihm daher, daß er den Gral nicht finden könne, und darnach bekümmere ihn am meiſten die Sorge um ſein liebes Weib. Letztere lobt dieſer, denn die Liebe der Ehegatten ſei Gott ein Wohlgefallen; den Gral zu ſuchen, ſei aber ein vergebliches Bemühen, und hier erfährt nun Parcival erſt vollſtändig, welche Bewandtniß es mit dem Gral habe. Der heilige Gral nämlich iſt ein Stein der wunderbarſten und geheimnißvollſten Art. Als im Kampfe Lucifer's und der rebelliſchen Engel gegen Gott und die treu gebliebenen himmliſchen Heerſchaaren eine Anzahl von

Engeln unthätig und parteilos bei dem Kampfe blieb, wurden ſie nach dem Sturze Lucifer's von Gott verdammt, dieſen Stein, der aus der Krone Lucifer's gefallen war, zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend zu tragen, bis zur Stunde der Erlöſung der ſündigen Menſchheit. Da nun brachten ſie ihn auf die Erde, und zu einem köſtlichen Gefäße umgewandelt, diente er zu der Schüſſel, aus welcher Chriſtus das Oſterlamm verzehrte, und in welcher Joſeph von Arimathia das Blut des Heilandes auffing. Als das Chriſtenthum nach dem Weſten Europas hin ſich mehr auszubreiten begann, trug ein Engel auf Gottes Befehl den Gral zu dem jungen und frommen Königsſohne Titurel, der von nun an mit ſeinen Nachkommen Hüter und Pfleger des heiligen Grals ſein ſollte. Nachdem lange Jahre Titurel dieſem erhabenen Amte vorgeſtanden hatte, trat er das Königreich ſeinem Sohne Frimutel ab, der darauf im Kampfe für den Glauben Chriſti ſeinen Tod fand. Nun fiel das Reich und die Pflege des Grals auf ſeinen älteſten Sohn, Amfortas; von ſeinen übrigen vier Kindern widmete ſich Treurizent dem Dienſte des Grals; die älteſte Schweſter, Joiſiane, wird mit dem Herzog Kyot von Katalonien (den wir ſchon bei Konduiramur antrafen) vermählt, dem ſie eine Tochter Sigune gebiert, deren Geburt ſie aber nur wenige Stunden überlebt. Die zweite Tochter, Herzeloide, war dem König Kaſtis zur Ehe gegeben, hat aber ſchon am Tage der Vermählung den Gatten verloren. Später errang ſie im Turnier zu Kanvoleis Gamuret zum Weibe, durch den ſie Mutter Parcival's ward. Die jüngſte Tochter Frimutel's, Urepanſe de la Joie, iſt noch unvermählt; ſie lebt bei ihrem Bruder Amfortas auf Montſalvaz, und nur von ihr läßt ſich, nach Joiſianens Tode, der heilige Gral tragen. Dieſes Amtes iſt nur die reinſte und keuſcheſte Jungfrau würdig; jedem andern Sterblichen iſt das Gefäß unantaſtbar. Wunderbar ſind die Kräfte des Steins. Alle Charfreitage kommt eine weiße Taube vom Himmel, die eine Oblate auf ihn legt. Dieſe gibt ihm die Kraft, über alles, was die Erde nur erzeugt, zu gebieten; daher erhalten die Bewohner von Montſalvaz und die Tempeleiſen ihre köſtliche Zehrung. Wer den Stein ſieht, kann an dem Tage, an dem er ihn ſah, nicht ſterben; zweihundert Jahre lebt der in rüſtiger Jugendkraft, dem ſein Anſchauen alle Tage zu Theil wird; ſein Haar ergraut nicht, und ſeine Haut ſtrahlt immer im ſchönſten Glanze. Eine zahlreiche Ritterſchaft dient dem Gral und wehrt jeden Ungeweihten von dem Walde ab, in deſſen Mitte Montſalvaz liegt. Eine Inſchrift, die zu Zeiten am Rande des Gefäßes erſcheint, und ſobald ſie geleſen iſt, verſchwindet, zeigt die Namen der Knaben und Mädchen an, die der Gral zu ſeinem

Dienſte fordert. Aus den entfernteſten Landen werden ſie herbeigerufen, und glücklich die Eltern, deren Kindern dieſe Freude zu Theil wird! denn ſo wie ſie auf Erden von jeder Todſünde befreit ſind, wird ihnen im Himmel ewige Wonne. Vermählt auf Montſalvaz zu leben, iſt nur dem Könige des Grals geſtattet, damit das Herrſchergeſchlecht ſich fortpflanze. Wird aber ein fremdes Land herrenlos, und ſehnt es ſich nach einem Fürſten, ſo zeigt der Gral in ſeiner Schrift den Namen des Ritters, der dahin als König ziehen ſoll. Dort darf er ſich vermählen, aber nicht ſeine Herkunft melden. Die Jungfrauen auf Montſalvaz dürfen zwar auch ſich vermählen, müſſen dann aber die Burg verlaſſen. Nie dürfen Hochfahrt und Unzucht dem reinen Gefäße nahen. Keuſch, züchtig und demüthig müſſen der König und alle Gralsdiener und Frauen ſein. Wehe, daß dieß jemals Amfortas vergaß, weßhalb er es mit grenzenloſem Jammer büßen muß. Denn als in dem jungen Könige bei der Blüthe ſeiner Jahre die Minne lebendig ward, zog er aus auf Abenteuer, durch Ritterthaten um Minneſold zu dienen; „Amur“ war ſein Kampfgeſchrei, doch nicht rein von unkeuſchem Sehnen blieb ſein Herz. Einſt ſtieß er auf einen fremden Ritter aus ferner Heidenſchaft, der ſich hier das Königthum des Grals erſtreiten wollte; Amfortas rennt ihn an und tödtet ihn, wird zugleich aber von ſeinem Speere verwundet, deſſen vergiftete Spitze in der Wunde abbricht, die unheilbar ſich zeigt. Das Uebel ſteigt mit jedem Tage; ein giftiger Eiter entquillt ihr unaufhörlich; alle natürliche und übernatürliche Mittel werden aufgeboten zur Heilung: Waſſer aus den vier Flüſſen des Paradieſes, das Reis, das die Sibylle dem Aeneas zum Schutz in die Hölle mitgegeben hatte, des Pelikans Blut, mit dem er ſeine Jungen nährt, das Herz des Mägde-Reinheit prüfenden Einhorns, und der Karfunkel, der ihm unter ſeinem Horn wächſt, Drachenwurzel; alles vergebens. Eine geringe Linderung der namenloſen Schmerzen gewährt dem unglücklichen König nur die vergiftete Lanze ſelbſt; denn lag er im heftigſten Fieberfroſte, und ſenkte man die Spitze derſelben in die Wunde, ſo erwärmte ſich ſein Blut von der Hitze des Giftes; um das Eiſen jedoch legte ſich jedesmal Eis an, das nur durch die zwei ſilbernen Meſſer, die wir auch zu Montſalvaz vortragen ſahen mit der blutigen Lanze, abgeſchabt werden kann. Auch iſt's dem Leidenden Erquickung, auf dem See Brumtane, wo Parcival ihn zuerſt antraf, zu fahren, wo die Süße und Linde der Luft den Kranken ſtärkt und labt. Endlich ließ der Gral die Worte leſen: Kommt ein Ritter nach Montſalvaz und fragt unaufgefordert und vor Ablauf der erſten Nacht, wie der König zu dieſem Leide gekommen ſei, ſo ſolle es ein Ende haben. Die Krone des Grals aber gehe dann auf den Retter über.

Treurizent zog ſich nun in die Wüſte als Einſiedler zurück und betete Tag und Nacht zu Gott, den erſehnten Ritter nach Montſalvaz zu ſenden; er gelobte Gott für die Rettung des Bruders eine ewige Entſagung von aller Ritterſchaft an, und entſchlug ſich alles Fleiſches und Weines; doch vermehrt wird dadurch nur die Klage der Tempeleiſen, denen nun auch die Hoffnung geraubt ward, daß Treurizent ſich des halbverwaiſ'ten Reichs annehmen werde. Täglich tragen ſie den König vor den Gral, um durch deſſen Anſchauen den Tod von ihm abzuwehren. Endlich betritt ein Ritter die Burg, aber in Einfalt unterläßt er die Frage. So erklärt ſich der Jammer Sigunens, da Parcival ihr ſeine Anweſenheit zu Montſalvaz, und daß die verhängnißvolle Frage unterlaſſen ſei, mittheilt; ſo die Verwünſchung Parcival's durch die treue Gralsbotin Kundrie la Surziere. Treurizent bemerkte am Sattelzeuge des Pferdes Parcival's eine Turteltaube, das Zeichen der Tempeleiſen, und fragte ihn, ob er Lähelin ſei, der kürzlich hier einen Tempeleiſen erſchlagen habe. Parcival verneint es, doch fällt ihm nun der Mord Ither's von Gahevieß ſchwer auf das Herz. Treurizent bebt bei deſſen Benennung zurück, denn nun weiß er erſt, wen er vor ſich ſieht, Herzeloidens Sohn, ſeinen eigenen Neffen. Aber Parcival ſtürzt nur aus Leid in neues Leid; denn er erfährt nun auch, daß er in Ither ſeinen leiblichen Vetter erſchlagen, daß er das Herz ſeiner Mutter durch ſein Scheiden von ihr gebrochen hat, daß er der Drache geweſen, den ſie an ihrer Bruſt geſäugt, der ihren Leib zerfleiſcht und dann durch die Lüfte entflohen ſei, wie der Traum es ihr zeigte; und, „Wehe," ruft er, „ewiges Wehe über mich! Auch das Königthum des Grals kann mich nun meinem Jammer nicht entreißen; Wehe, wie ſchwere Schuld habe ich auf mich geladen! Amfortas kann mir nimmer vergeben, den ich ſo treulos in ſein Elend zurückſtieß."

Auf ſeinen weiten Fahrten begegnet Parcival dem Gavein und kämpft lange mit ihm unerkannt, bis ſie einander in die Arme ſinken. Ein ander Mal kämpft Parcival eben ſo unentſchieden mit einem Mohrenkönig. Dieſer Heide hat übernatürliche Kraft durch die koſtbaren Steine, die er an ſich trägt, Parcival aber ſchöpft alle ſeine Stärke aus dem Gedanken an ſeine geliebte Konduiramur, doch will er unterliegen, da beſinnt er ſich eines Beſſern und denkt nur noch an Gott, von ihm allein die Kraft leihend, und ſein Gegner wird ſieglos; da auf einmal erkennt er, daß der Heide ſein Bruder Feirefis iſt. Sie kehren beide an Artus Hof zurück. Hier erſcheint auch Kundrie, die Gralsbotin, wieder, wegen ihres Fluchs den Parcival um Verzeihung bittend. Er verzeiht ihr, und ſie erhebt ſich plötzlich in ſchöner Majeſtät und ſagt: „Die Planeten, die die Welt umſchweben und des Firmamentes Zaum ſind, erzeigen an die Seligkeit; ſie nehmen den Kummer von dir, der Gral und des Grals Kraft führt dich in heiliges Leben; du haſt der Seele Frieden dir zurückerſtritten, und deinem Leib die Freude wieder errungen.“ Parcival erwacht wie aus einem ſchweren Traume; Freudenthränen entfließen ſeinen Augen; ohne daß er es ahnte und wollte, da er am wenigſten auf ſein hohes Ziel Bedacht nahm, in der Stunde der Todesnoth, als das Schwert des Bruders über ſeinem Haupte geſchwungen war, und er mit aller Kraft ſeiner Seele und dem feſteſten Vertrauen zu Gott um Hülfe rief, da erhörte der barmherzige Helfer ſein Gebet und verkündete ſeine Weihe in der Schrift des Grals. Parcival beſchließt, ſogleich nach Montſalvaz aufzubrechen. Einen Begleiter darf er mit ſich nehmen, und zu dieſem erwählt er Feirefis. Kundrie führt die beiden Brüder auf dem nächſten Wege gen Montſalvaz, wo gerade jetzt Amfortas wieder an den heftigſten Schmerzen leidet. Das Heer der Tempeleiſen zieht ſeinem neuen Gebieter zum Empfange entgegen, und als er nahe iſt, ſteigen die Ritter vom Roſſe, um ihn in Ehrfurcht zu Fuß zu begrüßen, und Parcival's Gruß däuchte ihnen ein Segen. Drei Stunden betet er inbrünſtig vor dem heiligen Gefäße zu Gott und zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit, dann richtet er ſich auf, tritt vor Amfortas hin, und fragt mit frommer Zuverſicht: „Oheim, was wirret dir?“ Und der durch Sanct Silveſter einen Stier vom Tode lebendig hieß von dannen gehen, und der dem Lazarus gebot aufzuſtehen, derſelbe half, daß Amfortas geſund ward und genas. Und ein Glanz ging nun von ihm aus, wie die Sonne durch Nebel bricht, daß Abſalon, David's Kind, von Askalon Vergulat, Gamuret und ſelbſt Parcival nur im trüben Schein gegen ihn daſtehen, und der Glanz ihrer Haut vor jenem zu verſchwinden ſcheint. Parcival wird nun feierlich zum König gekrönt und in ſein Amt eingeſetzt, wie der Gral es geſchrieben hat. Inzwiſchen iſt Konduiramur, auf die erſte Nachricht von Parcival's Erhöhung, mit ihren beiden kleinen Söhnen, Kardeiß und Lchenangrin, von Pelripar aufgebrochen, um nach Montſalvaz zu ziehen. Sie iſt bereits bis zum Plimizol gelangt, und hat auf demſelben Platze, wo Parcival's Sinne einſt von den drei Blutstropfen im Schnee gefangen genommen wurden, Nachtherberge genommen. Parcival eilt dem geliebten Weibe, das er in fünf und einem halben Jahre nicht geſehen hat, entgegen, ſpricht jedoch vorher bei Treurizent, dem Einſiedler, an, der ihn zur wahren Gotteserkenntniß mit guter Lehre geführt. Auf wohlbekanntem Wege reitet er die Nacht durch weiter, und mit Tagesanbruch findet er ſich auf dem Plimizol. Kyot von Katalonien, der Oheim ſeiner Gattin, empfängt ihn und führt ihn ſogleich in deren Gezelt. Schlummernd liegen vor ihm auf den ſchneeweißen Decken die holden Drei, mit lichten, vom Schlaf gerötheten Wangen; ſchöner wie die Blutstropfen ihm ehbevor hier das Antlitz des geliebten Weibes vorbildeten, findet er jetzt das phantaſtiſche Bild verwirklicht. Bei der Rückkehr nach Montſalvaz gedenkt er Sigunens. Er findet die treue Magd, allein der Gram hat ihr Herz gebrochen, todt liegt ſie über dem Sarge ihres Schionatulander hingegoſſen. Auf Montſalvaz vermag Feirefis den heiligen Gral nicht zu ſehen; der ſchöne Greis, den Parcival zuerſt durch eine Seitenthür geſehen, der alte König Titurel erklärt dieſe Blindheit aus dem Heidenthum des Feirefis, der ſich ſofort taufen läßt und die Hand der herrlichen Jungfrau Urepanſe erhält. Aus dieſem Bunde entſprießt der berühmte Prieſter Johannes, der myſtiſche Herrſcher im Morgenland. Parcival's Sohn aber, der junge Lohengrin, kommt von zwei Schwänen gezogen zu der Fürſtin von Brabant und lebt in glücklicher Ehe mit ihr, bis ihre unzeitige Frage nach ſeiner Herkunft ihn hinwegtreibt, doch läßt er ein Schwert, ein Horn und einen Ring dem herzoglichen Geſchlecht von Brabant, das von ihm abſtammt, zurück.

Der Titurel,

nach dem Provenzaliſchen des Kyot. Dieſe Dichtung iſt von Eſchenbach nach dem Parcival bearbeitet. Eſchenbach hält den Titurel für ſeine vollkommenſte Arbeit. Die urſprüngliche Dichtung liegt uns nur, leider, in wenigen Fragmenten vor; der vollſtändige Titurel wird dem Albrecht von Halberſtadt aus dem dreizehnten Jahrhundert zugeſchrieben. Die Dichtung führt ihren Namen nach Titurel, dem Sohne Titurisons, eines Königs in Frankreich, deſſen Ahnen aus dem Morgenlande ſich herſchreiben. Dem Kinde wird ſchon bei der Geburt von einem Engel verkündet, daß aus ihm ein Held werden würde, der durch ſeine ritterlichen Thaten ſich das Paradies erobern würde. Titurel wird in dieſem Sinne fromm und ritterlich erzogen und kämpft mit ſeinem Vater gegen die Heiden in Spanien. Hiernach wird er zum Hüter des heiligen Grals beſtimmt. Engel führen ihn in einen unzugänglichen Berg, wo Titurel eine Burg und einen prachtvollen Tempel anlegt, in welchen ſich der heilige Gral vom Himmel niederläßt. Titurel und ſeine Nachfolger ſind die Hüter deſſelben, bis endlich das Abendland ſeiner Sünden wegen nicht mehr würdig iſt, ihn zu beſitzen, und Parcival, Titurel's Großenkel, und die Tempeleiſen den heiligen Gral in das Morgenland führen, wohin auch der Tempel des Grals verſetzt wird. Dort in Indien bleibt er von den Tempeleiſen bewacht, aber kein Sterblicher kennt den Ort und die Stätte. Vorzüglich ſchön iſt die Schilderung der Liebe und Schickſale Schionatulander's und Sigune's, einer Enkelin Frimutel's, des Sohnes Titurel's. Mit einander von Herzeloide erzogen, wurzelt ſchon in früher Jugend eine tiefe Liebe in ihren Gemüthern, die mit den Jahren wächſt. Als Schionatulander den Ritterſchlag empfangen hatte, beſuchte er mit Sigune die Königin Herzeloide. Auf dem Rückwege von ihr ſehen ſie in einem Walde, wo ſie ein Gezelt aufgeſchlagen, einen Bracken ein angeſchoſſenes Wild verfolgen. Der Bracke hat ein köſtliches Halsband mit einer Inſchrift. Er wird von Schionatulander gefangen und Sigune gebracht. Sie will eben die Inſchrift des Brackenſeiles leſen, als ihr der Hund entſpringt; ſie iſt untröſtlich, bis der Geliebte ihr verſpricht, das Kleinod wieder zu gewinnen. Er zieht fort und gewinnt endlich nach vielen Abenteuern und Fahrten das Brackenſeil wieder, wird aber dafür im Zweikampf getödtet. Troſtlos über den Tod ihres jungen Gatten läßt Sigune den Leichnam einbalſamiren, führt ihn in einen wüſten Wald und trauert hier bis zu ihrem frühen Tod um den Geliebten. Die Särge der beiden Liebenden werden neben einander beerdigt und aus jedem erwuchs nachmals eine blühende Balſamrebe, die ſich oben mit einander verſchlang und vereinigte.

Wir beſitzen vom Titurel nebſt mehreren Handſchriften zu Dresden, Hannover, Heidelberg und München eine alte Ausgabe mit dem Parcival 1477, nur die ſpätere Umarbeitung enthaltend, das alte Bruchſtück in Docen's Miscellaneen, Th. II. S. 117 ff. Vergl. Docen's Sendſchreiben an A. W. Schlegel über den Titurel. Berlin, 1810. N. Ausg. von Karl Lachmann in ſeinem Wolfgang von Eſchenbach. Berlin, 1833, wo Schlegel's und Docen's Anſichten beſtritten werden. Lachmann hat es wahrſcheinlich gemacht, daß nur Wolfram der Verfaſſer dieſer älteren Bruchſtücke ſein kann und nichts weiter in dieſem Stoffe gearbeitet habe.

Lohengrin.

Dieſe Dichtung ſteht im engſten Zuſammenhang mit dem Parcival und Titurel; doch iſt in ihr die Sage auf deutſchen Boden verpflanzt; ſie iſt ſchon mit geſchichtlichen Thatſachen aus den Zeiten der ſächſiſchen Kaiſer verwoben. Die Dichtung iſt oft auch dem Wolfram von Eſchenbach zugeſchrieben worden, fällt aber gewiß in eine ſpätere Zeit. Den Hauptinhalt bildet die bekannte Sage von dem Schwanenritter. Elſan, die Herzogin von Brabant, welche nach des Vaters Tod von dem Ritter von Telramunt, deſſen Schutze ſie empfohlen war, unter dem Vorwande, daß ſie ihm die Ehe gelobt, zur Verheirathung mit ihm genöthigt wurde, ſuchte Hülfe bei Kaiſer Heinrich. Dieſer entſchied auf ein Gottesurtheil. Aber keiner wollte als Vertheidiger für die unſchuldig Angeklagte gegen den gefürchteten Gegner in die Schranken treten. Da läutet die Herzogin in der Angſt eine goldene Glocke, deren Klang an Artus Hof gehört wird. Zugleich verkündet eine Inſchrift des Grals dem König und den Rittern die Urſache der Glockentöne. Unter den Rittern wird Lohengrin zum Kämpfer für Elſan beſtimmt. Sogleich erſcheint ein Schwan mit einem Schiffe und führt ihn über Meer nach Brabant. In Mainz beſiegt Lohengrin vor dem Kaiſer den Ritter von Telramunt, dem das Haupt abgeſchlagen wird, und vermählt ſich mit der ſchönen Elſan, unter der Bedingung, daß ſie nie nach ſeinem Namen und Geſchlecht fragen wolle. Lohengrin begleitet dann den Kaiſer Heinrich auf ſeinen Zügen gegen die Ungarn, nach Rom und verübt überall Wunder der Tapferkeit. Auf einem Hoftage in Köln bricht Elſan ihr Verſprechen und fragt nach der Herkunft ihres Gemahls. Da entdeckt Lohengrin dem Kaiſer und der Kaiſerin und ſeiner Gattin Elſan ſeine Herkunft, ſeine Sendung durch den Gral und daß er durch ein unabänderliches Geſchick gezwungen ſei, zurückzukehren.

Bald erſcheint der Schwan mit dem Schiffe und Lohengrin ſegelt nach herzlichem Abſchied von den Seinen fort. Der übrige Theil des Gedichtes verliert ſich in die Geſchichte der folgenden ſächſiſchen Kaiſer und endet mit Heinrich II. und der heiligen Kunigunde.

Das Gedicht iſt aus einer vatikaniſchen Handſchrift bearbeitet von F. Glöckle, herausgegeben von J. Görres. Heidelberg, 1813.

Hiſtoriſche Gedichte.

An dieſe drei Hauptſagenkreiſe ſchließen ſich viele großentheils der wirklichen Geſchichte entlehnte Gedichte, welche berühmte Helden oder bedeutende Begebenheiten beſingen oder als Univerſalchroniken die Weltgeſchichte dichteriſch behandeln. Sie fallen ſchon in eine ſpätere Zeit, ſind zum Theil original und nicht nach ausländiſchen Muſtern bearbeitet.

Grave Ruodolph,

Bruchſtück eines romantiſchen Gedichts aus der Zeit der Kreuzzüge. Herausgegeben von Wilhelm Grimm. Göttingen, 1828.

Herzog Ernſt aus Baiern,

von Heinrich von Veldeck, nach ſeiner eignen Angabe, aus einer lateiniſchen Quelle. In v. d. Hagen's und Büſching's Sammlung, Bd. I. Herzog Ernſt's Erhöhung, Verbannung, Pilgerſchaft und Wiederkehr von T. A. Rixner. Amb., 1830.

Herzog Friedrich von Schwaben,

von Wolfram von Eſchenbach, nicht von G. von Erlabach, der nur Abſchreiber war, in Handſchriften zu Wolfenbüttel, Heidelberg u. ſ. w. Vergl. Bragur, Bd. VI.

Frauendienſt,

von Ulrich von Lichtenſtein. Aus der Münchener Handſchrift. Herausgegeben von L. Tieck. Stuttg, 1812.

Heinrich der Löwe,

vormals in Wolfenbüttel handſchriftlich, jetzt verloren.

Wilhelm von Brabant oder von Orlenz,

von Rudolph von Montfort, in Handſchriften zu Kaſſel und Heidelberg, Proben in Bragur, Bd. IV. S. 132 ff.

Albrecht's von Oeſtreich Ritterſchaft in Preußen,

von Conrad von Würzburg, in Handſchriften des Vaticans ꝛc.

Otto der Rothe,

Handſchriften zu Berlin und Heidelberg, geht auf Kaiſer Otto den Bärtigen.

Reinfried,

Herzog von Braunſchweig, in einer Handſchrift zu Gotha.

Herzog Leopold von Oeſtreich,

in Schilter's Thesaur. Bd. III. p. 561.

Herzog Friedrich von Oeſtreich

beſaß Gottſched in einer Handſchrift.

Herzog Wilhelm von Oeſtreich,

durch Hans von Würzburg 1314 gedichtet, handſchriftlich zu Gotha.

Landgraf Ludwig von Thüringen,

Gemahl der heiligen Eliſabeth, der 1228 auf ſeiner Reiſe nach Thüringen ſtarb, handſchriftlich zu Wien. Fragm. Gedruckt in Konrad Lachmann's Ehrengedächtniß des Landgrafen Heinrich von Heſſen S. 151 (Marb., 636 fol.) und in Rango's Pomerania diplom. p. 225—227 (Frcf. a. V. 1707. 4). Auch wohl unter dem Titel: Gottfried von Bouillon bekannt, angeblich von Wolfr. von Eſchenbach.

Gedicht von Heinr. Fürſten in Schwaben und Prinzeſſin Amelberg,

handſchriftlich zu Heidelberg.

Herzog Beliand oder Wittich von dem Jordan,

durch Meiſter Rüdiger von Hindlchofen, handſchriftlich zu Gotha und Heidelberg.

Irwin,

von Peter von Urach, handſchriftlich zu Bützow.

Die ſchöne Meliure und der Parthenopier,

gedruckt in Müller's Sammlung, Bd. III.

Eraklius,

gedichtet von Otte, Graf Mai und Beaflor und Darifant, nach ausländ. hiſtor. Sagen. Von Darifant eine Probe in Nyerup. Symb. p. 83—92.

Salomon und Markolf,

ein ſatyriſch-komiſches Gedicht, deſſen Stoff ein ſehr verbreiteter im Volke war und vielfach in Proſa und ſelbſt in niederdeutſchen Verſen bearbeitet wurde, gedruckt in v. d. Hagen's und Büſching's Sammlung, Th. I. Vergl. Eſchenburg's Denkmäler, S. 147 ff.

Die hierhergehörigen Reimchroniken ſind: 1) Die Kaiſerchronik, aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts, im Cod. Palat. 361. 2) Die von Rudolph, Grafen von Hohenems, auf Verlangen des Kaiſers Konrad IV. verfertigte Bibelüberſetzung, in welche er die zu ſeiner Zeit bekannten weltlichen Geſchichten einſchaltete. Nach deſſen Tode ſetzte ſie Heinrich von München fort, gedruckt in G. Schütz hiſtoriſchen Büchern des A. T. Hamburg, 779. 781. 2 Thle. 4. 3) Die auf Veranlaſſung des thüringiſchen Landgrafen, Heinrich Raspe († 1247), von einem Unbekannten verfertigte Bibelüberſetzung, handſchriftl. zu Kaſſel und Weimar. Vergl. über das vorhergehende und dieſes Werk Adelung's Magazin, Bd. I., St. 2, Bd. II., St. 3. 4) Joh. Enenkl, geb. 1227 zu Wien, aus freiherrlichem Geſchlecht, Domherr daſ., († 1250), ſchrieb in markomanniſch-fränkiſchen Reimen das Fürſtenbuch von Oeſtreich und Steyerland, herausg. von Hieron. Megiſer. Linz, 1618. N. A. 1740. 8. und abwechſelnd in Proſa und in Verſen eine Univerſalchronik, wovon Proben in *Pezii* Scriptor. rerum austriac. Bd. II., S. 636—646 und in Magnus Faus philologiſchem Verſuche über Enckel's Univerſalchronik. St. Neresheim, 1798. 5) Gottfried Hagen, Stadtſchreiber zu Köln, ſchrieb in halb nieder- und halb hochdeutſchen Reimen eine Chronik von den Händeln der

Stadt Köln mit dem Erzbiſchofe, im J. 1270. 6) Nürnbergiſche Reimchronik vom J. 1298, wovon Proben in Oetter's Geſchichte von Nürnberg, 2tem Verſuch, S. 312 ff. 7) Ottokar von Horneck, ein Edelmann aus Steyermark, in Dienſten des Grafen Otto von Lichtenſtein, lebte von 1279—1330 und ſchrieb eine öſtreichiſche Chronik in 2 Theil. von 1250 — 1309, 1 Th. in *Pezii* Script. T. III. 2 Th. theilweiſe in *Eccard* Corp. hist. med. aev. T. II., p. 1455 und Wiedeburg's Nachrichten u. ſ. w., S. 85 ff. Vergl. T. Schacht, Aus und über Ottokar von Horneck. Mainz, 1821. 8) Nic. Jeroſchin, Kaplan des deutſchen Ordens, überſetzt des Peter von Duisburg lateiniſche Chronik vom Urſprunge des deutſchen Ordens im Jahre 1331, in deutſche Reime, handſch. zu Berlin.

Gedichte aus der antiken Götter- und Heldenſage.

Die antike Götter- und Heldenſage wurde wie ein Nationaleigenthum angeſehen und in demſelben Geiſte von den deutſchen Dichtern nach ausländiſchen Quellen bearbeitet, wie die deutſchen Sagen. Deutſches Leben und deutſche Geſinnung bildet die Grundlage dieſer Dichtungen;

ſelbſt die vaterländiſche Geſchichte iſt nicht ſelten mit der fremden Fabel verflochten.

Die Eneit (Virgil's Aeneis),

nach dem Franzöſiſchen des Chretien von Troyes von Heinr. von Veldeck, ged. in Müller's Samml, B. I.

Der trojaniſche Krieg,

von Wolfram von Eſchenbach, handſch. im Kloſter Gottwich, zu St. Gallen und Berlin. Vergl. Bragur IV. 1. S. 164, gedr. bei Müller, Bd. III.

Ovid's Verwandlungen,

von Albrecht von Halberſtadt, der noch 1212 am Hofe des Landgrafen von Thüringen lebte, handſch. zu Wien, iſt bisher nur in einer Umarbeitung des Georg Wickram von Kolmar, mit proſaiſchen Anmerkungen bekannt geworden. Mainz, 1545 fol., und noch öfter.

Der trojaniſche Krieg,

von Konrad von Würzburg, handſch. zu St. Gallen, Straßburg, Berlin, Wien u. ſ. w., Proben in *Oberlin* diatribe de Conr. Herbip. Argent. 782. 4. und derſelbe von einem Unbekannten, 1ſten bis zum 2545ſten V. in Müller's Sammlung, B. III.

Alexander der Große,

von Rudolph von Hohenems, Dienſtmann zu Montfort.

Derſelbe, von Ulrich von Eſchenbach, einem jüngern Bruder Wolfram's, handſch. in Wolfenbüttel.

Derſelbe, von Seyfried.

Kleinere erzählende Gedichte.

Dieſe beſtehen theils in heiligen Legenden, die man in den Kreis der Rittergedichte hinüberzuziehen ſuchte, theils in novellenartigen oder komiſchen und muthwilligen poetiſchen und proſaiſchen Erzählungen, die im Ganzen den Charakter der franzöſiſchen Fabliaux an ſich tragen und nicht ſelten auch aus dieſen geſchöpft zu ſein ſcheinen. Es muß hier genügen, wenn die vorzüglicheren durch den Druck bekannt gewordenen genannt werden. Man findet ſie großentheils in Gräter's Bragur, dem Coloczaer Codex, Müller's Sammlung, Eſchenburg's Beiträgen, Canzler's und Meißner's Quartalſchrift für ältere Literatur. Leipzig, 783—785. 3 Jahrgänge.

Legenden.

1) Das Leben der heiligen Maria, von Bruder Werelzer (um 1157), herausg. von Oetter. Nürnberg, 802. Vergl. Bragur III., S. 461, von Bruder Philipp, dem Cartheuſermönch. Vergl. Docen's Miſc. Th. II. 2) Der heilige Ulrich, Biſchof von Augsburg, durch Albertus. 3) Der heilige Gregor auf dem Steine, von Hartmann von Aue. 4) Leben der heiligen Veronika. 5) Leben der heiligen Eliſabeth, von Konrad von Marburg. 6) Leben der heiligen Katharina. 7) Leben der heiligen Margaretha. 8) Zeno oder von den heiligen drei Königen. 9) Der heilige Georg des Reinbot, von Docen in v. d. Hagen's und Büſching's Sammlung, Th. I. 10) Baarlam und Joſaphat, von Rudolph von Hohenems, herausg. von F. K. Köpke. Königsberg, 1818. 11) Der Kreuziger (über das Leiden Chriſti), verfaßt 1300 durch Johann von Frankenſtein, einen Mönch im Johanniskloſter zu Wien. 12) Der heilige Alexius, durch Conrad von Würzburg. 13) Von den beiden St. Johannſen, durch Heinzelin von Konſtanz. 14) Johann von Hildesheim's Legende von den heiligen drei Königen, bearbeitet von Guſtav Schwab. Stuttgart, 1822.

Novellenartige Gedichte und Schwänke.

1) Das Volkslied auf den thüringiſchen Landgrafen Ludwig den Springer, moderniſirt in *Joh. Vulpii* Ludovicus desiliens p. 73. (Altenburg, 713. 4.) 2) Der arme Heinrich, von Hartmann von der Aue, gedr. in Müller's Sammlung, Th. I. und herausg. von den Brüdern Grimm. Berlin, 1815. 3) Alexander und Antilope, in Canzler's und Meißner's Quartalſchrift, St. I., S. 95. 4) Von der Minnen, durch Gottfried von Straßburg, in Müller's Sammlung, Th. I. 5) König Anthyr, Romanze auf einen wendiſchen König, gedr. in Neumark's neuſproſſendem Palmbaum, (Nürnberg, 668) S. 120 und Gottſched's Neueſtem aus der anmuthigſten Gelehrſamkeit vom Jahre 1762, S. 585. 6) Konrad von Würzburg's Engelhardt und Engeldrut. Vergl. Eſchenburg's Denkmäler, S. 41, von der Birn, von der Minnen, Schwank von einem Chorherrn zu Würzburg, die falſche Beichte, der Welt Lohn, Kaiſer Otto, in Handſchr. zu Straßburg und Wien, zum Theil bei Müller, Th. III. Vergl. auch Bragur, Bd. VI., S. 148 und 171. 7) Gott Amur, in Müller's Sammlung, Th. I. 8) Die Mähre von der Stempe, der Bauern Kirchweih, der Sperber, gedr. in Bragur, Bd. VI. 9) Alexander und Ariſtoteles, Creſcentia, die

Wiener Meerfahrt, Pfaff Amis (Eulenſpiegels Vorfahr), abgedr. im Coloczaer Codex.

Didaktiſche Dichtungen.

Nach der großen Zerfloſſenheit und Willkür, in welche ſich die Epik immer mehr verlor, mußte das Bedürfniß nach einem kernhaften Inhalt um ſo fühlbarer werden, als ſich ein größerer Ernſt im Leben entfaltete, als ſich die untere Klaſſe der Geſellſchaft ſelbſtändiger regte. Das Phantaſtiſche, dem in früheren Zeiten wenigſtens eine theilweiſe Wahrheit zum Grunde lag, verlor nach und nach dem Leben gegenüber jeden Reiz, und mußte, inſofern es mit Richtungen zuſammenhing, die ſchon vielfach beſtritten wurden, eine Reaction hervorrufen. Die Huldigung und der Dienſt der Frauen ging allmälig in rohe Kampf- und Erwerbluſt über, aus Vaſallentreue geſtaltete ſich nach und nach ein Fauſtrecht. Der Gedanke der Verſelbſtändigung, das Ringen nach perſönlicher Freiheit zerſtörte die früher dageweſene, von den Hohenſtaufen gehegte Vorſtellung von der Einheit des deutſchen Vaterlands. Nach der alten limburgiſchen Chronik war es um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, unter Karl IV., daß die Deutſchen mit ihrer Kleidertracht auch ihre Sprache und Dichtkunſt veränderten. „Alle jene großen, äußeren Verhältniſſe — heißt es bei Gervinus im zweiten Theil ſeiner Geſchichte der poet. National-Literatur — oder alle jene inneren Tendenzen, die ein Epos oder epiſchen Charakter bilden, hören auf, und vereinzelte Abenteuer und charakterloſe Helden treten an die Stelle; man kehrt alſo zu jenem Stande der Dinge, wie er vor der Blüthezeit der Poeſie Statt hatte, zurück. Die Auflöſung aber geht mit der Zeit noch viel weiter; die epiſche Geſchloſſenheit, alſo das Epos ſelbſt, hört ganz auf, die einzelnen Lieder, aus denen wir das Epos allmälig emporwachſen ſahen, kehren im Siegfried und durch ein günſtiges Schickſal noch deutlicher im Hildebrandliede im funfzehnten Jahrhundert wieder und die letzten Reſte unſers Epos ſind in dieſer Periode eben ſo von hiſtoriſchen Volksliedern umgeben, wie in jenen uralten Zeiten, wo wir die Entſtehung des Volksepos aus Rhapſodien ſuchten. Die Poeſie bürgerte ſich von nun an immer mehr auch bei den untern Ständen ein. Je mehr ſich aber die Poeſie aus dem Salon entfernt, je mehr ſie aus der Maſſe hervorgeht und für die Maſſe wirkt, um ſo materieller wird ſie auch werden. Das Greifbare, Sinnliche, in die Augen Fallende wird ihr als am effectvollſten vorſchweben. Das Gemeine und Plumpe drängt ſich ein; der rohe Volkswitz bricht ſich Bahn; das Hohe und Niedere wird vermiſcht; das Erhabene in's Lächerliche gezogen; die Unterſchiede des Standes werden aufgehoben. Bei Steinmar iſt der Minnedienſt ganz in's Bäueriſche umgethan, man wirbt hier um gemeine Dirnen mit Geſchenken von Schuhen und Linnen und dergl. Dieſelbe Wirkung des Verſpottens, des wüſten Frauendienſtes erreicht der Tanhuſer mit dem Umgekehrten; er möchte ſeiner Geliebten einen Berg aus Galiläa bringen, auf dem Adam geſeſſen, als einen allerhöchſten Liebesdienſt; ſie verlangt von ihm einen Baum aus Indien, und den Gral und Paris Apfel, Venus Mantel und Noah's Arche. An einer andern Stelle nimmt derſelbe Dichter die gemeine Wirklichkeit gegen die geträumten Ideale dadurch in Schutz, daß er ganze Schaaren von Romanheldinnen gegen ſeine Tänzerinnen verſchmäht. Dieſer Gegenſatz ſtellte ſich immer ſchärfer heraus und das, was in früheren Zeiten für hoch und heilig gehalten, mußte jetzt als Unterlage zu mancherlei Schwänken und Späßen dienen. Schon im Lohengrin zeigt ſich der Uebergang zu dieſer Richtung. — „Bei den Feſtlichkeiten im Lohengrin, bemerkt Gervinus, geht es ohne phantaſtiſchen Prunk ab, man befindet ſich nicht weiter unter Recken und Rieſen, ſondern in Geſellſchaft von Biſchöfen, Aebten, Hofmeiſtern und Schenken, man unterhält ſich da fein bürgerlich im Tone von Vettern und

Baſen; man nährt ſich da ordentlich mit Speiſe und Trank; wenn man reiſ't, ſo nimmt man Geld mit und läßt ſich die Sparſamkeit empfohlen ſeyn, was uns Züge aus Rudolph's Wilhelm von Orleans zurückruft.“ Die größere Maſſe wird immer in der Poeſie ein Mittel der Belehrung ſuchen, und ſo kann es nicht fehlen, daß ſich von nun an die didaktiſche Richtung beſonders hervorthut. Da es hierbei weniger auf eine ſchwungvolle Phantaſie, als auf die Geſchicklichkeit ankommt, gewiſſe auf proſaiſchen Wegen gewonnene Lehren in eine poetiſche Form zu bringen, ſo war dadurch auch dem gelehrten Stande ein Mittel gegeben, auf die Maſſen zu wirken. Daß dieſer in den mehr für die Unterhaltung beſtimmten Dichtungen der früheren Zeit nur eine untergeordnete Stufe poetiſcher Entwickelung ſehen wollte, iſt leicht begreiflich. „Wer zu Verſtand gekommen, ſagt Thomaſin im welſchen Gaſt, der wird billig in anderer Weiſe belehrt, als die Kinder; er muß die unwahren Mährchen, mit denen man dieſe erzog, verlaſſen. Er tadle darum keinen Dichter von Abenteuern; denn ſie ſeien zur Lenkung der jungen Seele wohlthätig; doch nicht auch für ein reiferes Geſchlecht. Der Bauer, das Kind freue ſich an den Bildern im Buche, wenn es nicht leſen könne; der Pfaffe aber ſieht die Schrift an. So möge auch ein Mann thun, der tiefen Sinn nicht faſſen könne; der ſolle die

Abenteuer leſen und ſich daran vergnügen, denn er ſinde auch hierin, was ihn geiſtig beſſere. Wer aber Schwieriges zu verſtehen vermöge, der ſolle nicht ſeine Tage mit Mähren verlieren; der ſolle ſich der Bildung von Herz und Kopf widmen. Die Abenteuer ſeien mit Lügen geſchmückt; darum ſchelte er ſie nicht eben, denn ſie hätten „Bezeichnung der Zucht und Wahrheit;“ ein hölzernes Bild ſei kein Mann, jeder aber wiſſe, daß es einen Mann bedeuten ſolle; ſo bezeichnen auch die Abenteuer, was jeder thun ſolle.“ Dankbar alſo nimmt er die Ueberſetzungen aus dem Welſchen an, wollte aber doch noch dankbarer ſein, wenn man gedichtet hätte, was ohne Lüge wäre, davon hätte man größere Ehre gehabt.

Didaktiſches Geſpräch zwiſchen König Tyro von Schotten und Fridebrant ſeinem Sohn,

von einem Unbekannten. Es wird darin der Unterſchied zwiſchen einem guten und ſchlechten Prieſter nach einer Allegorie erklärt, gedruckt mit einem Commentar in Goldaſt Paraenet. vet. am Ende (Lind., 1604. 4.) Schilter's Thes. II. p. 51, in der Maneſſiſchen Samml., Th. II., S. 218. Ueberſetzt von Boeckh im 1ſten Bd. Bragur, S. 223 ff.

Der Winsbecke und die Winsbeckin,

nach Bodmer's unbegründeter Vermuthung, von Wolfram von Eſchenbach, enthält einen guten väterlichen und mütterlichen Rath an einen Sohn und eine Tochter in gefühlvoller Sprache, gedruckt in Goldaſt I. I. Schilter I. I. Maneſſiſche Sammlung II. S. 251 mit Erläuterungen in Bragur II. S. 233 — 288, beſonders herausgegeben mit metr. Ueberſ. und Erklärungen von Franz Heinr. Sparre s. l. 1760. 4.

Thomaſin von Zirkler aus Friaul, ſchrieb 1215 als Mann unter dreißig Jahren den

Welſchen Gaſt oder Sittenſprüche von Ferrara,

ein didaktiſches Gedicht von der Tugend oder der Verbeſſerung der Sitten, in Handſchriften zu Gotha, Ulm, Heidelberg, Wolfenbüttel. Proben im 2ten Bde. der Berliner Geſellſch. Schrift für deutſche Sprache. Berlin, 1795 Vergl. Bragur, Th. V. S. 131 ff.

Kleinere ſatyriſche und didaktiſche Gedichte,

von Walther von der Vogelweide (Meiſter's Beiträge I. 102), Meiſter Stolle (Wiedeburg's Nachrichten S. 13. 14), Walter von Mezze (Maneſſ. Samml. I. 163 — 166), Gottfried von Straßburg (Maneſſ. Samml. II. 183 — 185). Reinmar von

Zweter (Maneſſ. Samml. II. 122 ff.), Konrad von Würzburg (Maneſſ. Samml. II. 198 ff.), dem Schynnenberger (11 moraliſche Gedichte in der Jenaer Sammlung), Meiſter Rumelant von Schwaben (79 Strophen in der Jenaer Sammlung).

Viele einzelne Spruchgedichte von der Natur, Macht u. ſ. w. der Minne,

in Müller's Samml., B. III.

Mehrere kleine didaktiſche Gedichte und Fabeln

in Gräter's Bragur, B. I., II., IV., V. Docen's Miſc., Th. I. und II. Hagen's und Büſching's Muſeum, Bd. I.

Freidank's Beſcheidenheit,

ein von der Tugend, im moraliſchen Thun und Laſſen das gehörige Maaß zu halten, handelndes Gedicht. Ob Freidank der wirkliche Name des Verfaſſers oder Titel des Gedichts geweſen iſt, läßt ſich nicht entſcheiden. Gedruckt in Müller's Samml., Th. II. Nach der Ueberarbeitung durch Sebaſtian Brant erſchien es zuerſt s. l (Straßb.) 1508. 4. Dieſe Bearbeitung liegt den Ausg. 1513. 4.; Worms, 1539 fol., Frankf. 1576. 8., Magdeburg, 1588. 3. zum Grunde. Eine treffliche Ausgabe mit einer Vorrede über das Verhältniß der Handſch. unter einander, einer belehrenden Einleitung über den Dichter, ſeine Zeit, die von ihm verarbeiteten Stoffe, und den Geſichtspunkt, von welchem ſein Werk aufzufaſſen iſt, den Lesarten der Handſchriften und erklärenden Anmerkungen hat W. **Grimm** geliefert: Vridanke's Beſcheidenheit. Göttingen, 1834. 8.

Hugo von Trimberg, Schullehrer zu Thürſtadt bei Bamberg, ungefähr 1260—1309, ſchrieb zuerſt ein didaktiſches Werk unter dem Titel

der Sammler,

d. h. eine Sammlung moral. Sprüche und Vorſchriften, wovon aber noch bei ſeinen Lebzeiten Vieles verloren ging. Das Uebriggebliebene legte er bei ſeinem

Renner,

einem 1300 vollendeten umfaſſenden ſatyriſch-didaktiſchen Gedichte zum Grunde. Der Renner (beſtimmt durch die Welt zu rennen) iſt ein Gemiſch von Fabeln, Erzählungen und Sittenſprüchen voll kräftigen und geſunden Menſchenverſtandes; in Handſchriften zu Wolfenbüttel, Erlangen, Leipzig, Tübingen u. ſ. w. Die gedruckte Ausgabe, Frankf. a. M., 1549, fol., iſt ſchon moderniſirt. Vergl. Bragur I. S. 189, III. 465. Eine neue Ausgabe mit dem Titel: H. v. T. Fabeln, Erzählungen und Schwänke mit Worterklärungen. Tübingen, 1827.

Ein aldt Meiſtergeſangbuch,

Sammlung moraliſcher Gedichte des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, handſch. zu Jena. Vergl. Wiedeburg's Nachrichten, S. 1—76.

Ulrich Boner, Dominikanermönch zu Bern, iſt nach den neueſten kritiſchen Unterſuchungen Leſſing's, Eſchenburg's, Docen's und des Grafen von Mülinen der wahrſcheinliche Verfaſſer einer Sammlung von Fabeln, die unter dem Namen der

Edelſtein

bekannt ſind und einen wahren Schatz von Lebensweisheit, voll geſunden Gefühls, feiner Satyre und treuherziger Einfalt im Ausdrucke enthalten. Außer mehreren Handſchriften iſt in Wolfenbüttel ein Druck in kl. fol., 85 Fabeln enthaltend, s. l. & a. (Bamberg, 1461). J. G. Scherz gab in ſeinen Philosophiae moralis Germanorum med. aevi specimina XI Argent. 1704—1710. 4. 51 Fabeln, hierauf lieferte J. Oberlin Notizen und Proben in *Bonerii* Gemma Argent. 1782. 4.; dann gab Bodmer 94 Fabeln heraus: Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger. Zürich, 1757. Die beſten Ausgaben ſind von J. J. Eſchenburg Boner's Edelſtein in 100 Fabeln, mit Varianten und Worterklärungen.

Berlin, 1810, und von G. F. Benecke: der Edelſtein, gedichtet von Bonerius. Berlin, 1816.

Konrad von Ammenhauſen, Mönch und Leutprieſter zu Stein am Rhein, um 1337, ſchrieb ein

Schachzabelbuch,

handſch. zu Heidelberg.

Der Stricker ſchrieb moraliſche Erzählungen und Fabeln, handſch. zu Heidelberg, führt den Titel:

Die Welt.

Der ungenannte Benedictiner zu Mölk, ſchrieb moraliſche Gedichte und eine Ueberſetzung der

Sittenſprüche des Dionyſius Cato,

handſch. zu Mölk.

Hadamars von Laber und eines Ungenannten allegoriſche Gedichte

von der Jagd; die Lehren des Ariſtoteles,

handſch. zu Heidelberg.

Henkel's von Kemenat Gedicht

von der Schöpfung, dem Paradies, Sündenfall und der Erlöſung,

in Handſchrift zu Heidelberg.

Die zehn Gebote der Minne,
handſch. zu Heidelberg.

St. Tobias Segen und Kato des Meiſters Rath,
gedruckt in Eſchenburg's Denkmälern S. 275.

Die 15 Zeichen vor dem jüngſten Tage,
handſch. zu Jena.

Priameln,

eine Art kurzer Gedichte moraliſchen Inhalts, die ſich durch Nachdruck und Gedankenfülle auszeichnen; das urſprüngliche deutſche Epigramm. Der Name iſt das verdorbene **praeambulum**, d. i. ein Vorlauf, um die Leute zur Aufmerkſamkeit zu bewegen. Das Beſondere derſelben beſteht darin, daß zu mehreren Vorderſätzen am Ende ein gemeinſchaftlicher auf eine ganze Reihe von Vorderſätzen anwendbarer Nachſatz kommt, wodurch dieſe erſt näher beſtimmt werden. Sie gehören theils dieſer, theils der folgenden Periode an.

Dramatiſche Dichtungen.

Der Anſatz zu einem dramatiſchen Gedicht aus früheſter Zeit iſt uns in dem unter dem Namen des Krieges auf der Wartburg bekannten Wettgeſang erhalten. Er beſteht aus zwei Theilen: der erſte enthält den Kampf über den Vorzug der Fürſten von Oeſtreich oder von Thüringen — in ihm wird Heinrich von Oſterdingen beſiegt; — der zweite iſt aus Räthſeln und ihren Löſungen zuſammengeſetzt, welche Klinſor mit magiſcher Kunſt herbeiführt. Handſchriftlich befindet ſich die Dichtung unter dem Namen Klinſor's von Ungarland im Maneſſiſchen, unter Oſterdingen's und Wolfram von Eſchenbach's Namen im Jenaiſchen, und wieder unter Klinſor's Namen im Kolmariſchen Coder. Gedruckt iſt ſie in der Maneſſiſchen Samml. Bd. II. S. 1—16; das Fehlende von Docen in ſeinen Miſcellen aus der Jenaer Handſchrift ergänzt. Außerdem iſt ſie von Aug. Zeune herausgegeben: Der Krieg zur Wartburg nach Geſchichten und Gedichten des Mittelalters. Berlin, 1818. Vergl. Koberſtein über den Wartburger Krieg. Ebendaſelbſt, 1823. Der Singerkriec uf Wartburc, herausgegeben von L. Ettmuller. Ilmenau, 1830. Roſenkranz theilt in folgender Weiſe den Inhalt der Dichtung mit: „Wenn in den franzöſiſchen Tençons das Weltliche als Thema vorherrſcht, ſo iſt das Eigenthümliche des deutſchen Kampfes das Geiſtliche, indem die anfängliche Situation, der Preis der Fürſten, bald verlaſſen wird. Oſterdingen erhebt den Herzog Leopold von Oeſtreich über alle Fürſten, wogegen Eſchenbach, nachdem auch der König von Frankreich und der Fürſt von Henneberg genannt ſind, vor allen den Landgrafen von Thüringen preiſt. Von hier geht der Streit auf die Kraft der Dichter über, und die Gelehrſamkeit bricht hervor. Der wankende Oſterdingen ruft Klinſor zu Hülfe, der für ihn eintritt. Nun wird das Räthſel die Form des Kampfes, und wer in dieſem Spiel obſiegt, hat eben damit auch das Lob des Fürſten durchgeſetzt. Das Räthſel iſt ſymboliſcher und allegoriſcher Natur; es ſtellt das Allgemeine in einem Beſondern dar, ſo daß in dieſem die Anſchauung der Idee auf bildliche Weiſe enthalten iſt. Das Räthſel zu erfinden, muß man das Allgemeine, den Gedanken, der bunten Vorſtellung einbilden und in ihr die einzelnen Momente, die Merkmale, Eigenſchaften der Sache darlegen. Es zu löſen, muß man denſelben Proceß rückwärts durchmachen und die Farben der Vorſtellung wieder in den einfachen Gedanken, der ſie verknüpft, verwandeln können. Dieſer Uebergang des Begriffs der Sache in die Poeſie und der Poeſie in den Begriff iſt das Reizende des Räthſels; denn obwohl in ſeiner Aufgabe alle Beſtimmungen der Sache geboten werden, ſo befindet man ſich doch trotz dieſer Offenbarkeit erſt in der Dämmerung, noch nicht im Licht. Wer nun das Räthſel löſ't, empfängt damit das Recht, ſeinem Gegner wiederum ein Räthſel aufgeben zu dürfen.

Die Neigung zu dieſem Spiel iſt den Germanen nicht weniger eigen, als den deswegen berühmten Orientalen. In der Edda kommt dieſe Form öfter vor, im Fiolswins-, Alvis-, Fafnis-, beſonders im Wafthrudnismal, wo der allwiſſende Othin ſelbſt den Rieſen Wafthrudnir um die höchſten Geheimniſſe befragt. Wir haben noch ein ſehr altes Denkmal, das Tragemundeslied, in welchem ächtvolksthümliche Räthſelweisheit ſichtbar iſt. Der fahrende Mann, der in eines ſtolzen Knappen Weiſe fährt, mit dem Himmel zur Nacht bedeckt und mit Roſen umſtanden war, räth, daß der Wachholder ohne Blüthe gebiert, daß der Storch ohne Zunge iſt, daß die Fledermaus ihre Jungen ſäugt, und der Swarbenvogel ohne Magen iſt; ferner, daß die Sonne weißer denn Schnee, der Wind ſchneller als das Reh, der Baum höher als der Berg, der Ruß ſchwärzer iſt, als die Nacht; weiter, daß der Rhein ſo tief iſt von manchem Urſprung, daß die Frauen ſo lieb ſind von hoher Minne, die Matten grün von manchen Wurzeln, der Wald greis von manchem Alter, der Wolf weiſe von unnützen

Gängen, der Schild verblichen von mancher Heerfahrt, und daß dem ungetreuen Sibech manch guter Geſell entwichen iſt; endlich, daß die Elſter grün wie Klee, weiß wie Schnee und ſchwärzer als eine Kohle. Man könnte dieſe Räthſel Naturfragen nennen. Im Gedicht vom König Tyrol und ſeinem Sohn Friedebrant gibt der Vater dem Sohn in ähnlicher Weiſe zwei Räthſel auf von einem Baum und von einer Mühle. In den Gedichten der ſpäteren Minneſinger, bei dem Meißner, Raumsland, dem wilden Alexander u. a. kommen ebenfalls Räthſelfragen vor. Die, welche Eſchenbach und Klinſor einander aufgeben, ſind alle myſtiſch. Die Unſterblichkeit, Leben und Tod, Bekehrung von der Sünde, Gottes-Offenbarung, Macht, Gerechtigkeit und Gnade ſind ihr Inhalt. Eſchenbach wird immer als der Laie bezeichnet, Klinſor aber als der Meiſterpfaffe; jener iſt durch den Glauben, dieſer durch ſeine magiſche Wiſſenſchaft mächtig; jener iſt in ſich ſelbſt ſicher. Klinſor iſt im Bunde mit dem Teufel, und wie Ofterdingen auf ihn, ſo geht er wieder auf den Teufel Naſian zurück. Auffallend ſcheint uns, daß Klinſor nichts deſto weniger vom bitterſten Haß gegen die Pfaffen erfüllt iſt, ja, daß der Teufel, als er zuerſt zu Klinſor kommt, eine furchtbare Anklage gegen die Kleriſei erhebt und in ein hiſtoriſches Detail über den Ablaß eingeht, welcher eine Afterverſöhnung des Menſchen mit Gott, eine fromme Poſſe ohne die Realität des Heiligen ſei. Dieſen Teufel ſendet Klinſor in der Nacht zu Wolfram, um ihn zu verſuchen; aber Wolfram geht nicht auf ſeine aſtronomiſchen Fragen ein, bezeigt ihm den höchſten Verdruß, von ihm ſich beläſtigt zu ſehen, und bannt ihn mit dem Zeichen des Kreuzes von ſich, worauf er zu Klinſor zurückkommt und ihm im fortgeſetzten Kampf ſein Unterliegen weiſſagt. Den Ausgang ſelbſt wiſſen wir nicht, müſſen ihn aber nach Allem als den Sieg Eſchenbach's annehmen. — Schon aus dieſem leichten Umriß wird man ſehen, wie tief und allſeitig, wie ſo bedeutend für unſre höchſten Beziehungen der Kampf iſt. In ſeiner Führung wird von den Dichtern die Kenntniß der Sagen vorausgeſetzt und auf Dietrich, Eck und Laurin, auf den Wilhelm von Oranſe, Titurel und Lohengrin angeſpielt. Die Geſchichte wird hineingezogen, beſonders die des Kaiſers Otto IV.: die myſtiſche Gelehrſamkeit wird gefordert und geht der Streit in dieſem Gebiet vorzüglich auf den heiligen Brandanus zurück. Die Virtuoſität der Sprache und des Metrums iſt eine Bildung, welche ſich bei den hier verſammelten Dichtern von ſelbſt verſteht. Man hat die intereſſante Bemerkung gemacht, daß dieſer poetiſche Kampf auf derſelben Burg vor ſich ging, wo dreihundert Jahr darauf Luther die Bibel überſetzte und dem Teufel das Tintenfaß an den Kopf warf, und wo nach abermals dreihundert Jahren das für die politiſche Kriſis unſrer Zeit ſo denkwürdige Burſchenfeſt gefeiert wurde.

Oſterdingen hebt den Geſang an. Die Tugend des Fürſten von Oeſtreich will er auf die Wage legen, ob irgend ein Sänger ſie ihm mit der Milde dreier Fürſten aufwiegen könne; iſt das möglich, ſo will er ſich wie ein Dieb gefangen geben. Dagegen erhebt Walther den König von Frankreich und der Schreiber den Landgrafen Herrmann von Thüringen, welcher ſogar den Kaiſer Otto vom Reich geſtoßen habe. Oſterdingen ſetzt nun Reinmar von Zweter und Walther von der Vogelweide zu Kieſern oder Beurtheilern des Kampfes und redet den Schreiber an: „Eine Krahe ſprach zum edlen Falken: Herr Kukuk, ſeid ihr da? So, Herr Schreiber, habt ihr mir gethan, der ich euch viel zu kunſtreich bin; mein Knecht Dummbart ſoll Euch wie einen Thoren ſcheeren.“ Der Schreiber ſetzt ſeinen Muth entgegen und lobt den Thüringer, daß er ein Adler, die andern Fürſten aber nur Falken ſeien. Da drängt ſich Biterolf zornig ein und meint: „ein Kater habe ſich ſo zart gedünkt, daß er die Sonne, wenn ſie in der Frühe aufging, habe freien wollen; dennoch ſei er in ſeiner Art ein Thier verblieben, das Mäuſe fing; er preiſet den

Grafen von Henneberg, beſonders wegen ſeines Benehmens bei Mainz, wo man das Recht des Fuldaer Fürſten habe kränken wollen. Dagegen geſellt Ofterdingen dem Oeſtreicher den Brandenburger zu, weshalb Reinmar wieder den Thüringer lobt, daß, wenn alle Fürſten Engelnamen hätten, der Thüringer ihr Gott ſein würde, worüber Ofterdingen ſich auf das Urtheil der Welt beruft, welche nämlich ſage, daß die Tugend des Oeſtreichers der des Artus gleiche. Nun ſtürmt Eſchenbach dazwiſchen: „Heinrich von Ofterdingen, ſage, weißt du, wie Gott den Teufel um ſeines Uebermuths willen band? Soll ich dich binden im Lande meines Herrn? Ich, Wolfram von Eſchenbach, muß dich in Prieſters Weiſe bannen, ob du nicht vielleicht verzaubert biſt. Alle Frauen wären mir darum gram, ließ ich dir den Preis des Sanges. Den Thüringer Herrn gab Gott allen Fürſten zum Vorbild ihrer Würde. Heinrich von Ofterdingen, thu den Segen, bereite dich, denn viel Hagels Regen zieht dir von mir mit Donnerblicken nach.“ — Mit Anſpielungen auf den Wilhelm von Oranſe erwiedert Ofterdingen: „Herr Teramer, ſeid willkommen! Nun bedrängt euch die Heidenſchaft mit manchem Feldgeſchrei. Noch heute wag' ich einen Sturm, wie ihn der von Narbonne nicht gewaltiger aushielt, als er viele der Heiden niederſchlug, da er auf Aliſchanz genug der Helme zerſpaltete und der Lanzen viele zerbrach. Aus ſüßem Thau ſprang ein Froſch in heiße Gluth und unkundige Furth mühet manchen, der ſie ſuchen will. Dem Froſche thut Ihr gleich, denn Ihr ſuchet an mir, was Euch doch zu viel iſt. Walther, Reinmar, der Schreiber und Biterolf haben den Wahn der Gänſe, wenn ſie den Wolf merken und aus den Verzäunungen gehen wollen.“ Hierauf nimmt Walther ſeine Herabſetzung des Oeſtreichers als eine Uebereilung zurück und rühmt den Thüringer als den tagenden Morgenſtern, den Oeſtreicher aber als die Sonne, welche die trüben Wolken wohl verjagen könne. Um dieſer Wendung willen klagt Oſterdingen wegen Falſchheit und beruft ſich auf Klinſor von Ungerland. Die vier Meiſter wollen ſeinen Tod und ſchon ſoll der von den Sängern oft citirte Stempfel ſich dazu bereiten, als die Landgräfin es verhindert und Oſterdingen den Klinſor zur gerechten Entſcheidung herbeiholt.

Klinſor beginnt ſogleich mit ſcharfer Polemik gegen die Pfaffen, Eſchenbach mit aſtronomiſcher und anderer Gelehrſamkeit, von Zabulon's wunderbarem Buch, vom Galidrot und ſeinen Jungen, vom Zauberer Virgilius, von dem Geiſt Kleſtron, der durch die von Ariſtoteles überlieferte Zauberei in ein Glas gebannt wurde, von der durch Virgilius veranlaßten Expedition der Römer unter dem Hauptmann Fabian u. ſ. w. Klinſor erzählt zuletzt noch von Palakers, der Stadt des Zwerges Sinnels, welche in Indien am Lebermeer liege; dieſer Zwergkönig ſei einſt ſehr von den Krokodillen bedrängt und habe deswegen zu ſeinem Bruder Laurin um Hülfe geſandt. Hiermit endigt der Theil des Gedichts, der in der langen Strophe geſchrieben iſt.

Der in der kurzern Strophe gedichtete beginnt damit, daß der Schreiber und Biterolf den Herrn von Henneberg preiſen, welcher Wolfram zu Maßfelde zum Ritter geſchlagen habe. Gleich darauf ſehen wir den Teufel zu Klinſor kommen, dem er eine Schrift bringt. „Ein Brod,“ ſo ereifert ſich der Satan, „ein Brod, was Gott ſich ſelbſt gleich gemacht hat, wollen die Pfaffen nun verkaufen. Der Papſt iſt böſer als Judas, weil er Gott um einen Pfennig preis gibt. Was zuerſt frei war, haben ſich die Pfaffen zum Eigenthum angemaßt, Gott ſelbſt, Chrisma, Beichte, Oelung und Taufe. Wer jetzt dieſer Fünfe Eines haben will, muß den Pfaffen ihren Zoll geben, muß es um einen Pfennig von ihnen kaufen. Wehe dir, Pfaffe, daß du dich nach dem Mammon dürſten läßt, du ſchaffſt dir ſelbſt hier den Mord, und ſenkſt die Seele dort tief in die Hölle. Ich muß nun verſchwinden, Alles aber, Klinſor, was in dieſem Briefe ſteht, iſt wahr.“ Klinſor berichtet aus ihm, daß der Pfarrer zu Aſchaffenburg mit den Feinden Gottes, Anron und Rhadamant, alle dieſe Gräuel erſonnen habe, und daß der Pfarrer von Speier und Kerzendacht von Bunne ihm darin beigeſtanden hätten. „War, fragt er, Pilatus von Miſſethat frei? Er wuſch ſeine Hände und wollte am Tode, welchen er dem Sohn der Jungfrau ſchuf, unſchuldig ſein. Die Pfarren geben ihren hohen Preis; warum fragt Ihr nicht nach dem Leben der Pfaffen? Dem Pilatus muß man Euch gleich finden; ſteht Ihr dem verkehrten Wandel der Pfaffen bei, ſo wollt ich wähnen, daß Gott ein Lügner ſei. Aber eher ließ er das Himmelreich fallen. Du haſt nun Brücke und Steg; willſt du, Prieſter, dich ſelber ertränken und weißt doch die rechten Wege? Wer ſich ſelber ertödtet, deſſen wird nimmer Rath und der Hölle Abgrund hält manche Pfaffen, welche Gottes Gabe feil tragen. Kehre um von deiner Fahrt, wenn du das Himmelreich erjagen willſt, denn Gott wird um deinetwillen kein Lügner. Wäre alles Laub und Gras, Fiſche und Gries, Stein und Wald, was Petrus war, und riefen ſie immerwährend, und ſollten alle verloren ſein, die von Menſchen geboren ſind oder geboren werden, doch thäte Gott keine Lüge darum, daß er auch nur ſpräche: braun iſt weiß! Nein, er iſt ohne Lügen. Schauet in Euer Buch, Ihr Pfaffen! Verkauſt Ihr Gottes Gabe, ſo ſchenkt er Euch ſeinen Fluch, und Ihr fahrt zur Hölle mit ſehenden Augen!"

Hierauf legt Klinſor dem Wolfram das erſte Räthſel vor: Nimm das Buch, was der heilige Brandanus auf eines Ochſen Zunge fand und ſage mir wahr. Vier Manner fand er ſo ſtehen, daß ſie beſtändig Pfeifen an ihrem Munde hielten. Welchen Tanz wollten die Pfeifer machen? Wolfram gibt nach einem Hinblick auf Klinſor's Bündniß mit dem Teufel folgende Auflöſung: Die Pfeifer ſind Engel. Der eine ſagte durch ſein Horn dem Abt Brandanus, daß Gott ihnen dies geheißen habe, als er das Werde! aus ſeinem Munde ſprach. Wollten ſie nun die Hörner von ihrem Munde thun, bis daß er ſpräche: Blaſ't auf! ſo würden ſie ſeine Huld nie wieder gewinnen können. „Wehe, ſagte der Abt, ſollt ihr Eines Wortes wegen ſo lange ſtehen, bis aller Menſchen Ende nahet? Der Engel erwiderte: Du heißeſt den Tod eine Strafe, da er doch die Seele liebt? Das Fleiſch liegt eine Weile darnieder und die Würmer verzehren es; darnach aber erſteht es wieder und Leib und Seele gewinnen dann nie ein Ende. Sinneſt du nun, wie das Fleiſch wieder kommen ſoll? Wenn die Erde den Schall meines Hornes vernimmt, ſo muß auch des Meeres Grund es wieder bieten, und, wenn Gott zürnt, ſo iſt Maria die einzige Zuflucht. Wird das Horn geblaſen, ſo ſchlägt der Donner ſeinen Ruf in die Wolken, ſo zerbricht der Wiederhall alle Felſen. Ein Feuer wird ausgelaſſen, was Stein und Erde verbrennt, und die ſtarken Winde toben, daß die Gebirge zur Ebne ſich verkehren und die ganze Erde zu einer Fläche gedebnt wird. Im **Gericht** werden dann die Guten und Böſen zur Hölle und zum Himmel abgeſchieden.

Nun legt **Wolfram** dem **Klinſor** das zweite Räthſel vor von einem **Jäger**, der in einem Walde eine **Aeffin** mit zwei Kindern fand, von denen ihr das eine lieb, das andere leid war. Das liebe ließ ſie vor Müdigkeit fallen, das leide, was ſie beim Nahen des Jägers abwerfen wollte, klammerte ſich feſt an und weder Hund noch Jäger konnten die Fliehende erreichen. **Ofterdingen**, von **Wolfram** gereizt, wendet ſich an **Klinſor** und vergleicht ſeine Verlegenheit mit einem Drachen, welchen fünf Hunde verfolgen; dazu aber, daß er ihm helfen ſolle, habe er ihn von Ungerland hergebracht. **Klinſor** tröſtet ihn, daß der Teufel **Vaſiant** von Konſtantinopel ihn nicht verlaſſen werde und legt das Räthſel aus: Der Jäger, welcher die Menſchheit als ein hoher Kämpfer Gottes warnt, iſt der **Tod**. Seine Hunde ſind die mannigfachen Weiſen, wie er die Menſchen ſucht. Er hetzt den Menſchen, daß er die Sünde beichte und ſich beſſere; ſo warnt er erſt, dann hilft er den Hunden, das Wild zu fällen. Die Aeffin iſt der Menſch, der beim Annahen des Todes die Sünde gern von ſich würfe; aber das Kind des Leides, das ſündige Leben, klebt ihm zu feſt an und das Gute, das liebe Kind, entfällt ihm.

Klinſor gibt das dritte Räthſel auf, vom Kinde, was am Ufer des Sees ſchläft, und was wir oben ſchon beim Lohengrin kennen gelernt haben. Als zur Nacht der finſtere See ſtürmt, weckt der Vater das Kind; umſonſt — er gibt ihm einen Ruthenſchlag; umſonſt — er ſtößt in ein helles Horn; umſonſt — er faßt es beim Haar und gibt ihm einen Backenſtreich. Mit Jammer ſieht der Vater zu dem lieben Kinde nieder und wirft vergebens einen Flegel zu ihm hin. Da klagt der Vater, daß das Kind, ſtatt auf ſeinen werthen Boten, den Agathodämon, zu hören, den Rath eines Luchſes genommen, der es in falſchen Schlaf gewiegt habe. Da bricht der Damm, und mit Gebrüll dringt der See heran. Höhniſch meint Klinſor, daß ihm Wolfram den Sinn nicht werde deuten können, der ſchwerer, als eine Furth im Rheine, zu finden ſey. — Aber Eſchenbach entgegnet: „Klinſor, den Knoten löſe ich dir! In deines Sinnes Woge will ich ſchöpfen! Deine Strafe, finſterer Meiſter, dulde ich, verirre ich mich in deine Wildniß. Gott iſt's, der dem Kinde ruft. Jeglicher Sohn der Menſchen iſt dieſes Kind, und das Horn Gottes ſind die weiſen Meiſter und ſeine Prieſter. Den Ruthenſchlag läßt Gott an Freunden geſchehen. Groß Herzeleid iſt die erſte Strafe. Willſt du aber in Sünden fortſchlafen, dann ſendet er dir im Tod den Flegelwurf. Beichte und Reue will er von dir; wird er deſſen nicht gewährt, dann iſt die Hölle dein. Des Sees Damm iſt die Zeit, welche Gott dir zugemeſſen hat. Haſt du ſie verſäumt, ſo haſt du dir ſelber den Damm zerbrochen. Die Wellen ſind deine Jahre, die Tage die Winde, dein Engel Agathodämon; auf den Teufel deutet der Luchs hin: ſo hab' ich Furth im Rhein gefunden."

Darauf gibt Eſchenbach das vierte Räthſel auf: Ein König hat zwei Kinder, Jungfrauen, welche er vermählt und nach zwanzig Wochen krönen will. Der eine Gemahl mißhandelt ſeine Gattin auf empörende Weiſe, ſchlägt ſie mit Dornen und tritt ſie unter die Füße, weßhalb der König beiden die Krone weigert. Der andre wirft ſeine Gattin zwar auch erſt mit Koth, trägt ſie dann aber zu einem Brunnen und wäſcht ſie wieder rein, ſo daß der König ihnen günſtig iſt. — Die Löſung des Räthſels wird ſo angegeben: Der König iſt Gott, und die Jungfrauen ſind Seelen. Ohne Taufe iſt die Seele todt, wenn auch der Leib lebendig iſt; die Krönung aber bezeichnet die Taufe. Die Ungetauften ſind die Heiden; unkeuſche Worte ſind die Dornen, welche die Seele ſchlagen; die falſche Rede tritt ſie mit Füßen, und in den

Pfuhl wird ſie geſtoßen, wenn der Menſch der Sünde ſich hingibt und nicht an Beſſerung denkt. Denn weſſen Leben ſo verſteinen kann, deſſen ſchämt ſich Gott. Das Waſchen am Brunnen bedeutet die Reue und Strafe, mit welcher man durch den Prieſter die Sünde an ſich rächen läßt.

Hier nimmt Walther wieder regen Antheil. Jedoch iſt die Strophe von der Meiſterſchaft offenbar nicht in ſeinem, ſondern in Klinſor's Charakter. Es heißt darin: „Zu Paris fand ich gute Schule; zu Konſtantinopel iſt mir der Kern der Kunſt aus Meiſterpfaffen Sinn wohl bekannt; zu Bagdad kam ich auch zur Schule; vernahm zu Babylon hohe Kunſt und diente drei Jahr in Mahomed's Minne. Das war der Spott der Heidenſchaft u. ſ. w. Nun hat uns Gott einen Laien vorgelegt, der aller Wunder Gewalt hat, und gegen welchen ich meinen Sinn erzeigen will. Wer mir Grund findet, der iſt ein Meer Watender. Wolfram, ich laſſe dich nimmer frei; nun ſiehe zu, weſſen Kunſt die beſſere? Meine Kunſt muß alle deine Sinne zerſchellen; Leviathan und andere ſeiner Genoſſen ſollen mir ein Gaukelſpiel aus deiner Kunſt machen, ſo mir Jeſus, der Magd Kind!" — Nun legt er Wolfram das fünfte Räthſel vor und meint, daß darin die Angel ſeines Gehirns zerbrechen müſſe: Ein Würfel ſteht aufgerichtet mit vier Eſſen, von denen jedes ſeine beſondere Zierde hat; das Quater oder der Würfel allein hat drei und hält ſo die drei. — Eſchenbach erwiedert ſogleich: „So hieß ich nicht Wolfram, könnt' ich deine wilden Worte nicht zahm machen. Ja, was hülfe mir der heilige Brandanus! Er kam in die Finſterniß und nahm das Buch von eines Ochſen Zunge. Den Ochſen preiſe ich dir zu einem Eſſen; das andre Eſſen iſt ein Löwe, das dritte ein Aar, das vierte ein Menſch. So rühr' ich an deines Sees Grund!" — Klinſor iſt wüthend über Wolfram's Wiſſenſchaft und geht mit der Drohung ab, ihm zur Nacht den Teufel Naſian zu ſenden, der ihm alle ſeine Kunſt von Grund aus offenbaren ſolle; deßhalb ſolle er ſich hüten. Eſchenbach antwortet: „Was du und deine Teufelskünſte vermögen, das bring' uns her! Denn ich bezeuge hier, daß ich das Quater recht fand. Ariſtoteles und Daniel ſind meine untrüglichen Zeugen; Origenes nahm das Buch dem Brandanus aus ſeinen Händen, woher es nach Schottland kam. Er zage, wer hier den Rücken flüchtig wendet!"

In der Nacht kam der von Klinſor abgeſandte Teufel wirklich zu Eſchenbach und fragte ihn, wie das Firmament und die Planeten zuſammenhingen, wie der Polus Articus und der hohe Meiſterſtern Antarticus ſtehen, was Saturnus, wenn er in Oſten ſtehe, bedeute. — Ueber dieſe Frechheit des Teufels, ihn zu beſuchen, ward

Wolfram wüthend und ſprach: „Ich weiß nicht, was deine Frage meint, und kümmere mich nicht, wie es im Oſten, wie es im Weſten ſteht. Ich weiß nicht, wie jeder Stern in ſeinem Cirkel ſich bewegt. Der ſie erſchuf, hat den Gang der Geſtirne vereint. Dich hat Klinſor und ſeine Zauberei hergeſandt. Die Wunder, von denen du ſprichſt, ſind ſo hoch, daß ſie mir gänzlich unbekannt ſind. Jhrer waltet der Quater und die drei!“ — Der Teufel:

„Um was haſt du mich hergemüht?
Wolfram, nun ſiehe, wie mein Leben glüht!
Rührt' ich den Emſenberg in dieſem Zorn,
Er müßte wohl in Staub zerfallen ſchier.
Fahr' ich noch deinetwegen irr',
So wirſt du gar durch mich verlor'n.
Du biſt ein Laie, Snippenſnapp!
Laß Klinſor ſeine Meiſterſchaft.
Das Lied will ich hier ſchreiben.
Zwingt er mich wieder her mit ſeiner Worte Kraft,
Viel lieber möchteſt du alsdann mein dorten Bleiben.“

Eſchenbach: „Von deiner Mühe weiß ich nichts. Ich wollte, daß du wäreſt in des Meeres Grund, daß dich nimmermehr mein Auge ſähe. Der das Firmament aus ſich entlaſſen hat, in deſſen Hand alle Dinge beſchloſſen ſtehen, der ſchirme mich vor deiner Macht. Dein Kommen iſt mir unermeßlich leid, das bezeuge ich der Hehren, die

Den gebar, der ſie erſchuf und uns von der Hölle mit dem Ruf ſeines Todes erlöſ'te. Maria Magd, laß uns von Schulden kehren!" — Wolfram ſchlug ein Kreuz vor ſich. Der Teufel fuhr vor ihm hinweg, war heiß vor Zorn, förderte ſich, verweilte da nicht länger und fuhr zu Klinſor: „Bei dem ich war, das iſt ein ängſtlicher Mann; er ſtrich vor ſich die Läng' und auch die Breite. Darum komm' ich nicht mehr dar, wie ich mit dir bedungen. Selbſt mußt du zu ihm fahren. Doch iſt er ſo klug, daß du dich nimmer davor hüten kannſt, und daß es dir an deiner Ehre mißlingen muß.

Nun tritt (am andern Tage) Klinſor mit dem ſechsten Räthſel auf und will den als Meiſterpfaffen anerkennen, der ihm ſagen kann, wie Altiſſimus Lucifern machte. Nur wenige Meiſter wußten dies Geheimniß. Einer ſei in Griechenland, ein andrer in dem reichen Babylon, der dritte in Ungerland ſei er ſelbſt; nur in Paris möchte noch Jemand ſein, der ſich ihm vergleichen könnte, die Magd des Wirthes. — Da ſprach der Landgraf: „Das will ich ſelber ſchauen; bringt uns die Pferde, ich will darum keiner Boten warten." Die Fürſtin ſprach: „Ich will auch dahin," und ging mit ihren Frauen hinab. — Klinſor erkennt indeſſen Wolfram's Stärke an und geſteht, daß er, wäre dieſer Laie nicht, ihrer aller Kunſt erſchöpfen wolle. Wie er Heinrich von

Ofterdingen, ſo ſchirme er die Uebrigen. Zwiſchenhin fragt er, wie Felicia, das Kind der Sibylle, und Juno, die mit Artus im Gebirge ſind und auch Fleiſch und Bein haben, wie andre Menſchen, wie dieſe leben; woher Artus ſammt ſeiner Maſſenie Speiſe, Trank, Kleider, Harniſch und Roſſe hernehme. Auch habe Artus, ſeit er von der Welt ſchied, Kämpfer ausgeſandt, und eine Glocke habe wohl über tauſend Meilen Botſchaft geworben. — Dieſe Fragen, welche ſich offenbar auf die wunderbare Beſchaffenheit des Grals beziehen, berückſichtigt Wolfram nicht weiter, bemerkt nur, daß Klinſor von der Glocke und den Kämpfern nichts weiter zu ſagen wiſſe (was denn Veranlaſſung zur Erzählung von Lohengrin's Geſchichte geworden iſt), und löſ't das Räthſel ſo: daß Altiſſimus den Lucifer aus vier Winden machte und ihm die Art des Aquilo gab, wodurch er hoffährtig wurde. — Darauf kam die Landgräfin wieder zu Wartburg in den Palaſt zurück. Mehr als vierzig Frauen waren bei ihr, und unter ihnen acht geborne Gräfinnen von Abenberg, welche die Fürſtin erzog. Da ſah man den von Eſchenbach, wie man Horand vor der Königin Hilde ſah, und Klinſor ſprach: „Nun ſinget, weiſer Meiſter!"

Eſchenbach legt alſo das ſiebente Räthſel vor: Salomo, der reiche König, ließ einen hohen Thron von

Gold und Elfenbein wirken, zu beiden Seiten mit ſechs Stufen, auf denen zwölf junge Löwen lagen. Zwei große Löwen ſtanden zu beiden Seiten. Schön war der Thron mit zwei Armen umfangen, und darin ſaß der gewaltige König Salomo. — Klinſor antwortete: „Altiſſimus gewaltig auf dem Throne ſaß; ſeine Mutter, der Thron, iſt wohl geziert; das Gold gleicht dem Reichthum, das Elfenbein der reinen himmliſchen Magd, die zwölf Löwen den zwölf Apoſteln. Zur rechten Hand iſt Gabriel, ein ſtarker Löwe, zur linken der Evangeliſt Johannes. Simon und Joſeph, welche den Chriſt, umfingen, ſind die Arme.

Klinſor gibt nun ſeinerſeits das achte Räthſel auf: Ein edler Baum iſt in einem wunderbaren Garten gewachſen. Seine Wurzel kann den Grund der Hölle erlangen; ſein Stamm führt an den Thron, wo der ſüße Gott ſeinen Freunden den Lohn beſcheidet; ſeine breiten Aeſte haben die ganze Welt umfangen. Herrlich ſteht der Baum, ſchön gelaubt. Vögel ſitzen darauf, kunſtreiche Sänger. — Eſchenbach: „Wer das edle Kreuz in all der Welt trägt, wer ſich damit bedeckt, iſt Tag und Nacht behütet, denn dem leidigen Teufel iſt es ein Schwertſchlag, und ſein kranker Sinn wird davon erſchreckt. Des Kreuzes Kraft hat die iſraelitiſchen Gäſte erlöſ't, als ſeine Wurzel durch die Hölle drang, das reine himmliſche Blut daraus entnahm und die Veſte der Hölle zerbrach. Der Garten iſt die Chriſtenheit, und der edle Baum das heilige Kreuz. Breit, hoch und weit, ſo hat es ganz umfangen den Himmel und der Hölle Grund, wo der ſchnöde Teufel manche Stunde wacht. Wer mit Gott geneſen will, nehme das Bild an ſich und führe das Kreuz an ſeiner Hand. Behütet iſt er überall, und käme er in tauſend Lande, er iſt gewiß, der Teufel wird ihm fremd!“

Hier wendet ſich Klinſor plötzlich an den Schreiber, um ihn zu einer Seelmeſſe aufzufordern: „Herr Schreiber, ſeid Ihr tugendhaft, ſo bittet Gott noch heute zu Weyher vor der Hennenberger Särge. Wenn der Prieſter das Agnus Dei geleſen hat, ſo ſollt Ihr bereit ſein. Gab Gott Euch Sinn und des Geſanges Sitten, ſo ſollt Ihr heute für die edle Seele bitten, daß es die Engel Gottes wieder ſagen.“ — Der Schreiber beginnt auch ſogleich: Herr! Vater, Sohn und Geiſt! Wohl mir dein Glaube, daß du dies Brod hier weiheſt, womit die Welt der Seelen und Engel geſpeiſ't wird. Um alle Heiligen, die dich loben, um alle Seelen, die nach deiner Hülfe ringen, um alle Prieſter, die dein Wort verkünden, um dein Erbarmen, um die Pein, die auch deine Mutter litt, als ſie dich am Kreuze ſchaute, erlöſe dieſe Hennenberger von der Qual der Hölle, Gott, Herr, durch deine immerwährende Treue. —

Du haſt mir dein Dichten geraubt! Mit Menſchenſinn mögen wir nicht weiter kommen. Daher klag' ich, daß dir das erſte Singen ward. Ein Traum hat mir Freude gebracht, obwohl er mein Herz oft in Jammer verzehrt. Zu Reinersbrunnen ſah ich ſechszehn Frauen traurig ſtehen und vor ihnen eine ſchöne Magd ſchreiten, wie die Welt ſie nicht denken kann. Mit ſpielenden Augen ſah mich die Magd an, nahm mich bei der Hand und ſprach: Tugendhafter Schreiber, die Mutter Gottes hat uns dir geſandt. Nun dank' ihr, wenn du weiſe biſt. — Ich ſchaute die ſchöne Magd an. Die Kleider ſchwebten handbreit über den Füßen; ihre Schuhe waren mit edlen Steinen beſetzt, von denen einige wie der Morgenſtern leuchteten; ihr Mantel von Klyſterion, mit einem Stein Klanſion, welchen das Thier Monoceros auf dem Haupt in ſeinem Horn trägt.“ — Da fällt Klinſor erklärend aus dem Gralmythus ein: „Die Krone ward nach der Wahl von ſechstauſend Engeln gewirkt, welche Gott vom Himmelreich dringen wollte. Siehe, Lucifer, da ward ſie dein! Wo werthe, weiſe Meiſterpfaffen ſind, die wiſſen wohl, daß ich die Wahrheit ſage. Sanct Michael zerbrach die Krone, und dem Engel ſprang ein Stein daraus, welcher auf der Erde dem Parcival zu Theil ward. Gott that, was er noch thut, daß er unrechte Hoffahrt vernichtet. Lucifer mußte vom Himmel fallen, und mit ihm manche

Schaar der Engel. In ſchwarze Farbe verkehrte ſich ihr lichter Schein, ihre Süße in bittere Galle. Ja, welche gedachten, daß zur ſelben Stunde Lucifer dem ſüßen Gott ſich gleichen möchte; ſie alle mußten in den tiefſten Schlund der Hölle hinabſtürzen. Den Stein aber, der aus der Krone ſprang, fand Titurel." — Nach dieſer noch weiter ausgeführten Digreſſion Klinſor's auf den Gral fährt der Schreiber fort: „Ich fragte eine der Mägde, ob jene Frau Jemandem auf der Erde hold wäre. Sie bejahte es und ſprach: Der ihren Willen thut, den liebt die Tugendreiche; ſie heißt die Gerechtigkeit. Ich fragte die Magd: Mag der Thüringer Herr dir und der Magd in Hulden ſein? Nun, ſage mir! — Die Frau antwortete: Herr Schreiber, bei mir hilft weder Beichte noch Reue, er ſtand nicht gar beim Recht. — Da ſprach die Magd: Ich will ihn ſchützen; nicht eine Woche lang kannſt du dich vor mir erwehren, denn gegen Gottes Mutter kannſt du nicht fechten. — Da nahm die Treue die Schaam an ſich. So thaten auch die Zucht, Keuſche, Milde und Ehre, und alle ſagten, daß der Fürſt von Thüringen und der von Henneberg ihre Lieblinge wären. Die Magd ſelbſt war die Barmherzigkeit, welche von der Schönheit der Mutter Gottes das neunte Theil hat. Lachend ſagte ſie: Wäre meine Frau, wo ich bin, glaub' mir, ein Fels müßte von ihrer Schönheit erkrachen."

Klinſor legt nun das zehnte Räthſel vor: Fünf Schaaſe gingen im Graſe und wurden von fünf Hirten gehütet. Zwei ſäeten viel Salz auf das Gras. Eine Frau, Tuye, welche auf ihrem Rücken viel krumme Stäbe trug, wußte im Walde beim Wilde einen Drachen, der aus Begier die Schaaſe auffraß. Auch wurden vier des Salzes wegen ihrem rechten Meiſter entfremdet. Der dritte Hirte kehrte ihnen mit Liſt das Waſſer zu. Zwei Frauen, die bei ihnen ſtanden, riefen ſie an: Nun helft und lehrt. Jene zwei wollen uns die Schaaſe nehmen, das iſt mir leid. Die Frau ſprach: Sie lecken Salz, das ihnen zu Galle wird, und ſind verloren, wenn ich mich von ihnen ſcheide. — Von dieſem Räthſel fehlt die Auflöſung, ſo wie noch von zwei andern, höchſt dunkeln, vom Thier Alyſtenier und vom König Anclius.

Kann man ſich eine abgeſchmacktere Compoſition denken? Es iſt unbegreiflich, daß von den Geſchichtſchreibern ſo viel Weſens von derſelben gemacht wird!

Niederdeutſche Dichtungen.

Die Entwickelungsgeſchichte unſrer Sprache wird als bekannt vorausgeſetzt. Nur ſoviel mag an dieſem Orte bemerkt werden, daß die niederdeutſche Sprache für die Literatur wenig in Betracht kommt. Sie hat ſich weder für den Vers, noch den proſaiſchen Ausdruck ſelbſtändig genug ausgebildet. Es giebt nur wenige Werke, die in ihr abgefaßt ſind. Die niederdeutſche Sprache hat größtentheils nur als Beiſatz zum Althochdeutſchen gedient und das ſogenannte Mittelhochdeutſch vermittelt. Dieſe Miſchſprache fällt in das zwölfte Jahrhundert. Auffallender Weiſe zeigen dieſe Miſchung weniger die geiſtlichen, als die weltlichen erzählenden Dichtungen. Die hochdeutſche Proſa aus dieſer Zeit hat ſich endlich faſt ganz frei von dieſem Beiſatz gehalten. Faſſen wir die Gedichte, die in niederdeutſcher Sprache abgefaßt ſind, kurz zuſammen.

Lyriſche Gedichte.

Lobgedicht auf den rheiniſchen Pfalzgrafen Heinrich vom Jahre 1209,

verfaßt durch einen Lothringer, beſteht aus lateiniſchen und deutſchen Verſen und iſt zum Theil gedruckt in *J. G. Eccard* quaternio monumentorum vett. (Lips., 720.) pag. 49 – 52.

Altfrieſiſches Reimgedicht

von den Freiheiten, welche Karl der Große den Frieſen ertheilt hat, gedruckt in M. Wichts Oſtfrieſiſchem Landrechte. Vorbericht S. 56 ff.

Herzog Johann von Mecklenburg,

genannt Theologus (Knees Janicke), hinterließ einen Fluchpſalm gegen die Kirchenräuber, mehrmals abgedruckt, zuletzt in den unſchuldigen Nachrichten vom Jahre 1727, S. 215.

Geſang von der Macht der Liebe,

gedruckt in Hauſen's Staatsmaterialien. Bd. II., S. 673 ff.

Drei wahrhaft poetiſche Liebeslieder

in Moſer's patriotiſchen Phantaſieen. Th. III., S. 240.

Das hohe Lied Salomonis,

Herder's Lieder der Liebe (Leipzig, 1778). S. 156 ff.
Gräter's Bragur, Bd. IV., S. 176 ff.

Epiſche Gedichte.

Klas Kolyns, eines Mönchs zu Egmond

Rym-Kronyk

van ouds genaamt het geſchichte hiſtoriael-Rym der erſte Graaven van Holland ſoll um 1170 geſchrieben ſein und ſteht in *Gerh. Dumbarii* Analectis T. I., p. 245—286.

Eberhards, Prieſters zu Gandersheim, niederdeutſche gereimte Ueberſetzung einer lateiniſchen

Chronik von der Stiftung der Abtei Gandersheim, vom Jahre 1216,

gedruckt in J. G. Leuckfeld's Geſchichte von Gandersheim, S. 353—408.

Holſteiniſche Reimchronik, v. Jahre 1199—1225,

in Staphorſt hamburgiſche Kirchengeſchichte, Bd. II., S. 118 ff.

Hiſtoriſches Gedicht von dem Leben und den Wundern der Jungfrau Maria.

Zwei Bruchſtücke daraus ſind mitgetheilt im deutſchen Muſeum 1788 S. 61 und 126 von C. A. Schmied mit einem Commentar von Kinderling.

Braunſchweigiſche Reimchronik,

auf Befehl Herzogs Albrecht, der 1279 ſtarb, verfaßt, neu herausgegeben von K. Scheller. Braunſchweig, 1829.

Die kleine goslarſche Chronik,

bei Leibnit. script. rer. Brunsv. T. III., p. 426—30.

Gottfried Hagen's Chronik,

von den Händeln der Stadt Köln mit dem Erzbiſchofe vom Jahre 1270 in halb nieder- halb hochdeutſchen Reimen, Fragmente bei Bruns, S. 99.

Die gereimte deutſche Chronik,

aus der in den kritiſchen Beiträgen Th. I., S. 608, eine Erzählung vom magdeburgiſchen Biſchof Udo als Probe angeführt wird.

Kappenſen, Lied von der Erſteigung der Stadt Lüneburg,

in Leibn. Script. T. III., p. 185.

Studentenglück,

in Eſchenburg's Denkmalern S. 231.

H. von Trymberg's Renner,

in halb hoch- und halb niederdeutſchen Reimen, handſchriftlich zu Wolfenbüttel, vergleiche Bragur VI. Abtheilung II. S. 206.

Van den doden Koningen und van den levenden Konygen,

gedruckt in Bragur I., S. 362 ff.

Von romantiſchen Gedichten in niederdeutſcher Sprache, herausgegeben von P. J. Bruns (Berlin, 1798), finden ſich noch folgende: Flos und Blankeflos, Zeno oder von den drei Königen, die Geſchichte des heiligen Marinus, die Reiſen des heiligen Brandanus, der Theophilus und eine proſaiſche fabelhafte Geſchichte Alexanders des Großen, aus dem Lateiniſchen.

Das Harte Boek (Herzbuch)

der Flanderfahrer Geſellſchaft in Hamburg, gedruckt in Staphorſt hamburg. Kirchengeſchichte, Bd. IV. S. 175 ff.

Didactiſche Gedichte.

Fragmente einer gereimten deutſchen Erklarung der Offenbarung Johannis,

in Biedermann's Altem und Neuem von Schulſachen. Th. VIII., S. 179.

Geſpräch über Glück und Unglück der Liebe,

in Eſchenburg's Denkmälern, S. 257.

In Bruns Sammmlung finden ſich: Der Baumgarten, die Rathverſammlung der Thiere und das Lob der Frauen.

Zwei niederſächſiſche Ueberſetzungen des Speculi humanae salvationis in Nyerup Specim. literat. Teuton. p. 446 und 454.

Der Laien Doctrinal,

eine Uebertragung aus dem Brabantiſchen, herausgegeben mit Gloſſar von K. J. A. Scheller. Halberſtadt, 1825.

Proſaiſche Schriften.

Derſelbe Tertullian, welcher durch den Ausſpruch, der Teufel ſtelle die Schauſpieler auf den Kothurn, einzig dem Erlöſer zum Trotze, nach deſſen Verſicherung Niemand eine einzige Elle zu ſeiner Leibesgröße hinzuzuſetzen im Stande ſei, dem Aufkommen der dramatiſchen Dichtung frühzeitig entgegengearbeitet, hat auch, indem er die römiſche Sprache für den abendländiſchen Theil zur Kirchen- und Schulſprache erhob, viele Jahrhunderte hindurch, ja faſt bis auf die Reformation herab, der Entwickelung unſrer Mutterſprache das größte Hinderniß in den Weg gelegt. So wurde frühzeitig der Unwiſſenheit Thür und Thor geöffnet. Woher ſollte die Bildung kommen in einer Zeit, wo ſelbſt die äußeren Hilfsmittel ſich zu unterrichten fehlten? Wie viele Studierende, ja wie viele Lehrer waren im Stande vor Erfindung der Buchdruckerei — das Baumwollenpapier iſt erſt im zwölften Jahrhundert, bald nach dem Anfange der Kreuzzüge erfunden worden; eine Erfindung, die ſchon von größtem Einfluß auf die Verbreitung der Wiſſenſchaften war — ſich nur einige der nothwendigſten Bücher anzukaufen, oder ſie von den Buchhändlern der Univerſitäten (den Stationariis) zum Leſen oder Abſchreiben zu leihen. Man bedenke nur, eine Concordanz koſtete zweihundert, ein

Livius hundert zwanzig Goldkronen; ein Preis, für den man ſich ein Landgut verſchaffen konnte, wie wirklich Antonius Bononia Beccatellus ein Landgut verkaufte, um einen Livius, und umgekehrt Poggius einen Livius verkaufte, um ein Landgut zu erhalten. Nicht ſelten beſtand der Brautſchatz einer hohen Dame in einigen Büchern; nicht ſelten wurde ein Buch angeſehenen Familien als ein unſchätzbares, unveräußerliches Fideicommiß vermacht. Obgleich das Abſchreiben der Bücher an den Univerſitäten zu Paris und Bologna ein großer Nahrungszweig war, da doch die meiſten Studierenden einige Bücher beſitzen und in ihre Heimath mitnehmen wollten, ſo beſchränkten ſich die reichſten nur auf einige Bücher ihrer Fachwiſſenſchaft, wovon ein mäßiges Werk 20—25 und ein größeres gegen 80 bologneſiſche Pfund zu ſtehen kam. Aermere mußten ſich mit dem Leihen begnügen, da indeſſen die Stationarii nur leihweiſe zu dieſem Zweck verliehen, ſo war die Benutzung derſelben ſo theuer, daß ärmere eben ſo wenig größere Werke leſen, als kaufen konnten. Noch im Jahre 1521, als Philipp Melanchthon in Wittenberg über die Reden des Demoſthenes las, hatte er nur vier Zuhörer, weil durchaus keine Exemplare des griechiſchen Redners aufzutreiben waren. Die vier Zuhörer, welche ſich dadurch nicht abſchrecken ließen, mußten von dem einzigen Exemplar ihres Lehrers ſich Abſchriften machen. (Epist. Reuchl. I. p. 63). Man begreift leicht, wie unter ſolchen Umſtänden jedes Quellenſtudium faſt unmöglich gemacht war, und wie ſich die Scholaſtik, als ein unabhängiges, für ſich beſtehendes Studium, das ohne große Vorbereitung und ohne viele Bücher getrieben werden konnte, leicht Bahn brechen konnte. Sie kam einem Bedürfniß entgegen; man ſpann Alles aus ſich ſelbſt oder aus dem Ariſtoteles, der am meiſten verbreitet war. Schon im 11ten Jahrhundert hatte der ſchwäbiſche Graf von Veringen, ein Mönch im Kloſter Reichenau, Hermanus Contractus den Ariſtoteles aus dem Griechiſchen und Arabiſchen überſetzt, und im 12ten Jahrhundert iſt ihm Otto von Freiſingen gefolgt. Die ſpitzfindigſte Dialektik ſetzte ſich in der Theologie feſt. Es handelte ſich in den meiſten Fällen weniger um eine objective Wahrheit, als um die Entfaltung der ſubjectiven Gewandtheit des Geiſtes; man trieb ein Spiel mit dem Heiligen; man bewies nicht ſelten, daß etwas wahr und falſch ſei. Die Univerſität Paris war beſonders wegen ihrer Dialektiker berühmt. So iſt es nicht auffallend, daß die Anzahl von alten und neuen Auslegern des Ariſtoteles unbeſchreiblich groß iſt. In der Ausgabe des Caſaubonus ſind gegen fünfhundert Namen angeführt. Nach der Verſicherung eines andern Schriftſtellers hat es in ungefähr dreihundert Jahren von Albertus Magnus bis kurze Zeit vor Luther zwölftauſend Schriftſteller gegeben, die entweder über die Werke dieſes Philoſophen commentirt oder ſich zu ihm als Meiſter bekannt haben. (Siehe Franc. Patricii Discuss. Peripat. L. X. p. 45. Basil., 1581.) Umſonſt iſt dreimal nach einander (1209, 1215, 1231) das Leſen und Erklären, ja ſelbſt das Beſitzen der auf der Univerſität zu Paris neuangekommenen Schriften des Ariſtoteles über Metaphyſik und Phyſik vom Papſte feierlich verboten worden, weil ſie zu lauter Ketzerei führten. Die pariſer Profeſſoren widerſetzten ſich Rom, und lehrten ununterbrochen über die ariſtoteliſchen Schriften fort. Ja, unter und nach dem Verbote ſind die Commentare von Albertus Magnus über dieſelben geſchrieben worden, wodurch ſie erſt recht eine allgemeine Verbreitung gefunden haben. Wie belebend wirkte endlich das Beiſpiel Friedrich II., der, trotz des päpſtlichen Verbots, das ihm nicht unbekannt ſein konnte, mehrere bisher im Abendland unbekannt gebliebene Schriften des Ariſtoteles, auch arabiſche Philoſophen und Mathematiker, durch Männer, die mit der griechiſchen und arabiſchen Sprache vertraut waren, auf ſeine Koſten überſetzen ließ, und ſie der wegen ihrer Rechtsgelehrten berühmten hohen Schule von Bologna ſchickte, mit dem ausdrücklichen Verlangen, ſich ihrer bei den Vorleſungen zu bedienen (Siehe das eigne Sendſchreiben des Kaiſers, Bd. III. Epist. Petr. de Vineis S. 503, Baſel, 1566). Es ging hierin unſerm deutſchen Kaiſer wie Ludwig dem Heiligen (zwiſchen 1226—1270), der bei aller Ergebenheit gegen die Kirche, da er den Werth der Wiſſenſchaft, die er unter den Arabern und Griechen im Orient gefunden, erkannt hatte, öffentlich ausſprach, er wünſche, daß die Gläubigen den Ungläubigen an Gelehrſamkeit nicht nachſtehen möchten. Wie durchgreifend lange die Kirche von Ariſtoteles beherrſcht worden iſt, ergibt ſich unter Anderm aus einer der Tiſchreden Luthers, worin es heißt: „Zwar bei unſeren Zeiten war bös ſtudiren, da die Theologie und alle gute Künſte verachtet waren. Ariſtotelem den Heiden hielte man in ſolchen Ehren, daß wer ihm widerſprach, der ward zu Köln vor den größeſten Ketzer gehalten und verdammet, da ſie den Ariſtoteles doch nicht verſtunden, darum haben die Sophiſten ihn vielmehr verdunkelt, wie der Mönch that, der in der Paſſionspredigt zwo Stunden mit dieſer Frage zubrachte: Utrum quantitas realiter sit distincta a substantia? Ob die Größe an ihr ſelbſt unterſchieden wäre vom Weſen? Und zeigte Exempel an und ſprach: Mein Haupt könnte wol durch dieſes Loch kriechen, aber die Größe des Haupts kann es nicht: Sondert alſo ab als ein Lappe und Narre das Haupt von der Größe.“ Welchen Anklang der weiſe und gelehrt thuende Aberwitz ſchon früh gefunden, und welcher Ton auch ſelbſt bei Hofe geherrſcht, mag folgende Erzählung zeigen. Kaiſer Conrad, der 1152 zu Bamberg geſtorben, hatte Geſchmack an der Literatur. Der Abt Wicbald von Corbey, der als Gelehrter und als Staatsmann oft an der königlichen Tafel geſeſſen, gibt Mangold folgenden Bericht von einem dieſer Sympoſien. Auch angenommen, daß wir ihn von Seiten des Verfaſſers für Ironie halten müßten, ſo diente er doch zur Charakteriſtik des Zeitgeſchmacks. Mirabatur, ſchreibt Wicbald, Dominus noster, Conradus Rex, quae a Litteratis vestris dicebantur, & probari non posse, hominem esse Asinum, ajebat. Dicebam ei. hoc in rerum natura non posse fieri, sed ex Concessione indeterminata nascens a vero mendacium falsa conclusione adstringi. Cum non intelligeret, ridiculo eum sophismate adortus sum. Unum, inquam, habetis oculum? Quod cum dedisset, duos, inquam, oculos habetis? Quod cum absolute annuisset: Unus, inquam, & duo tres sunt; ergo tres oculos habetis. Captus verbi cavillatione iurabat, se tantum duos habere; multis tamen & his similibus determinare doctus, iucundam vitam, dicebat, habere litteratos. Nicht nur auf den Univerſitäten regte ſich ein Geiſt des Widerſpruchs, machte ſich das Recht der Debatte geltend, überall brachen mit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts antihierarchiſche Ketzereien aus. Wir haben dieſen Geiſt der Univerſitäten ſchon bei den bedeutendſten der Minneſänger berührt. Wären die angeregten Fragen in deutſcher Sprache unter uns, ſtatt in der ausgearteten lateiniſchen verhandelt worden, ſo würde es die unberechenbarſten Folgen nicht nur für die Sprache, ſondern auch für das Volk im Allgemeinen gehabt haben. Die Reformation wäre weit früher, als im fünfzehnten Jahrhundert zum Ausbruch gekommen. Arnold von Brescia predigte ſchon 1139 zu Brescia und 1145 zu Rom gegen die weltliche Macht der Geiſtlichkeit und deren Beſitz von unbeweglichen Gütern, indem er zu beweiſen ſuchte, daß der Papſt wie Petrus und Paulus von Zehnten und Oblationen leben müßte. Umſonſt erhob ſich der heilige Bernhard von Clairvaux gegen dieſe Lehre, umſonſt fand die Verdammung derſelben von der zweiten Lateran-Synode Statt. Zu gleicher Zeit bekannten ſich Peter von Bruys (verbrannt 1124) und Heinrich von Lauſanne (gefangen genommen 1148) zu denſelben Anſichten über den Clerus. Dieſe Anſichten pflanzten ſich auch nach Deutſchland fort; überall erhoben ſich Feinde der Kirche, die ſich eines höhern Lichtes, als ſie habe, rühmten. Selbſt der heilige

Bernhard, der ſich gegen Arnold von Breſcia erhob, eiferte gegen die Anmaßungen der Päpſte und arbeitete auf eine Reformation hin, indem er behauptete, die römiſche Kirche ſolle Mutter der übrigen, nicht aber Beherrſcherin, der Papſt ein Bruder der Biſchöfe, nicht aber ihr Gebieter ſein. Dieſer Saamen ſchoß in Albigeſium (dem ſüdlichen Frankreich) zu einer der Kirche verderblichen Pflanze aus, die mit ihren Blättern und Blüthen bis in Italien und Spanien hineinreichte. Die Albigenſer und Waldenſer empörten ſich gegen die Tyrannei des Klerus und des Papſtes. Mit der wachſenden Gefahr wuchs auch der Muth der Hierarchie. Anfangs wurde in einer Lateranverſammlung (1179) das Anathema gegen ſie ausgeſprochen, und reicher Ablaß demjenigen ertheilt, der ſie mit den Waffen verfolgen würde. Später (1215) wurde unter Innozenz III. ihretwegen bekanntlich das ſchrecklichſte Geſetz gegen alle Ketzer gegeben, der Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner gegen ſie aufgeſtellt, und zuletzt (1229) das fürchterliche Gericht der Inquiſition gegen ſie eingeſetzt. Es würde uns zu ſehr von unſerm Vorwurfe ablenken, wollten wir dieſe kirchlichen Streitigkeiten weiterhin verfolgen. Nur die eine Bemerkung mag noch hier eine Stelle finden, daß die Franziskaner (die Minoriten) und die Dominicaner (der Predigerorden) in kurzer Zeit ſich des Jugendunterrichts im ganzen weſtlichen Europa bemächtigten. Dieſes Geſchäft der Erziehung beſorgten dieſe beiden Bettelorden faſt bis zur Reformation. Mehreren dieſer Dominikanerprediger iſt unſre Proſa ſehr verpflichtet; vor allen aber den beiden, Berthold und Joh. Tauler. Berthold ſtarb 1272 zu Augsburg. Proben ſeiner Predigten in Neanders Denkwürdigkeiten des Chriſtenthums, Bd. II. Theilweiſe herausgegeben von Kling. Berlin, 1824. Johann Tauler, den wir als den Schöpfer der didaktiſchen und oratoriſchen Proſa der Deutſchen anſehen können, ward 1294 zu Straßburg geboren und ſtarb daſelbſt 1361 als Dominikanermönch. Seine Predigten haben eine große Wirkung hervorgebracht, viele Zuhörer und Bewunderer herbeigezogen. Die berühmteſten ſeiner Schüler, die ſich Jünger der Bruderſchaft der ewigen Weisheit nannten, waren Meiſter Ekkart, Heinrich von Nördlingen und Otto von Paſſau, von dem wir aus dem Jahre 1386 eine chriſtliche Tugendlehre: Der güldene Thron, beſitzen. Tauler's Sprache überraſcht uns durch ihren Reichthum an ſeinen Abſtractionen, durch Wortbildungen, die aus der Tiefe des Gedankens wunderſam hervorgeblüht ſind. Um von der Sprache und dem Geiſt des Mannes eine Vorſtellung zu geben, mögen hier einige Stellen aus ſeiner erſten Predigt von der Geburt Chriſti folgen. Dieſe fängt alſo an: „Man begeht heute dreyerley

Gepurt in der heyligen Chriſtenheit, in der ein iglich Menniſche ſo groß Frewde vnnd Wunne da ſolt nemen das er recht von wunne ſolt auß im ſelber ſpringen in iubel und in lobe und in dancknemikeyt in innerlicher Frewde. Und welcher Menſch deß nit in im findet, der mag ſich forchtenn. Nu dy erſt und die oberſt Gepurt iſt daß der himeliſch Vater gebiret ſeynen eingeboren ſun in gotlicher Weſenlikeyt in perſonlicher Underſcheit. Die ander Gebut, die man heut begeht, das iſt die mutterlich Verhaftigkeit, dy geſchah in iungfrewlicher keuſchheit und in rechter lautterkeit. Die dritte Gebut iſt das Got alle tag vnd alle ſtundt wurt warlichen geiſtlichen geboren in einer guten ſele mit gnaden und mit lobe. Die drey Geburt beget man heut mit den dreyen meſſen. — Puer natus eſt nobis. Ein kint iſt unß geboren und ein ſun iſt vns gegeben. Es iſt vnnſer, zumal vnnſer eygen. er wurt alle zeyt geboren alwege an vnderlaß in vns. Von diſer wonniglichen geburt dy dyſe lezte Meſſe meinet, von der wollen wir nun allererſt ſprechen. wie wir hiezu kommen mogenn vnd ſollen, das die edel geburt in vns adeelichen vnd fruchtbarlichen geſchehe. — das ſollen wir lernen an der eigenſchaft der erſten veterlichen Geburt. Do der Vater gebirt ſeinen Sun in der ewigkeyt. Wann von vberflüſſigkeit des vberweſenlichen reichthumbs in der gute Gottes, ſo mochte er ſich nicht venen enthaldenn, er mußt ſich herausgießen vnd gemeinſam machen. Wann als Boecius und Auguſtinus ſprechen das Gotes Natur und ſeine art iſt, das er ſich ausgeußet und alſo hat der Vater ſich ausgegoſſen an dem Außgange der gottlichen Perſon. Vnd vorbaß hat er ſich entgoßen an die creaturen. Darumb ſprach St. Auguſtin. Wann Got gut iſt, darumb ſein wir und alles, das alle creatur gutes haben das iſt alles von der weſenlichen gute Gottes allein Welches iſt nun die eigenſchaft dy wir in der veterlichen geburt merken und lernen ſollen. Der Vater an ſeiner perſonlichen Eigenſchaft ſo keret er ſich in ſich ſelber mit ſeiner gotlichen vorſtentniß vnd durchſihet ſich ſelber in klarem Vorſiehen, in dem weſenlichen abgrundt ſeines ewigen weſens, vnd dann von dem bloßen Vorſtehenn ſein ſelbs ſo ſpricht er ſich allzumal auß und das wort iſt ſeine ſun. Und das beckennen ſeine ſelbs das iſt das geberen ſeines ſuns in der ewigkeit, er iſt inne blieben in weſenlicher eynigkeit, vnd iſt ausgehende an perſönlichem vnterſcheit. Alſo ghet er in ſich vnd bekennet ſich ſelber, vnd er ghet dann außer ym in geberende ſeine bilde das er do bekannt und vorſtanden hat in perſönlichem Unterſcheiden. Und geht dann wider in ſich in vollkommener geuellikeyt ſeine ſelbs. Die Geuvellikeit ſeine ſelbs ſleußet auß in ein unaußſprechliche liebe das do iſt der heylig Geyſt. Alſo bleibet er ynne und ghet aus vnd geht wider ein. Darumb ſein alle Ausgenge vmb die widergenge. — Nu die eigenſchaft die der himeliſch Vater hat ann ſeinem eingange und an ſeinem außgange, die eigenſchaft ſoll auch ein iglich menſch an im haben. Der ein geiſtlich mutter will werden dißer gotlichen Geburt, der ſoll allzumal in ſich gehn, als wie die ſele hat drey edel krefft in den ſie iſt ein war bilde der heiligen dreiualtikeyt.

Alſo ein ſchutze ein zile will treffen, ſo thut er ein auge zu, das das ander deſter genauer ſehe. Der ein dingk tief will werken, der thut alle ſeine ſinne darzu und zwinget ſeine ſinne darzu vff eine in die ſele do ſi ausgefloſſen ſindt.

Wann zwey ſullen eyns werden, ſo muß ſich das eyns halden leydende vnd das ander würkende. Sol nu mein Auge entpfahen die bilde in der wandt oder was es ſehen ſoll, ſo muß es ſelber yn ym bloß ſeyn aller bilde, wenn hette es eynig bilde in ym einiger varbe, ſo geſehe es nummer keyn varbe. Wan nu der Menſch alſo die ſtat, den grund bereitet, ſo iſt keyn Zweifel daran, Got muß da allzumal eruollen. Der Himmel riße en vnd eruollet das eitel. Und Got let vil minder die dingk eitel; es ware wider alle ſeine Natur. — Und darumb ſolltu ſweigen, ſo mag das wort diſer geburt in dir ſprechen vnd in dir gehort werden. Aber ſicher wiltu ſprechen, ſo muß er ſweigen. Man mag daz worte nicht baß gedinen, dann mit ſweygen und mit laſſenn. Gebeſtu um allȥumal aus, ſo gebet er an allem ȥweyſel allȥumal eyn, wyder minder noch mer, dan als vil auß als vil eyn. Nu von dyſem Außgange finden wir eyn gleichniß in derr Moyſes Buch. Das Got Abraham hieß geben aus ſeinem landt, aus ſeinem Geſchlechte; er wollte jm zeigen alles gut. Alles gut, das iſt die göttliche geburt."

Aus der 78ſten Predigt möge folgende Stelle wegen ihrer myſtiſchen Worte mitgetheilt werden: Die Stelle ſoll zeigen, „wie Got ein lauter Weßen iſt und ein Wüſtnunge (vermuthlich das lateiniſche vastum immensumque) der ſtillen einſam. Moyſes der ſpricht: O Iſrabel höre dein Got, der iſt ein Got. allein Got. ein einfeldig Got. So mugen wir doch als großen Vorgang nemen an den ſunderlichen eigenſchaftenlichen beſcheiden Namen dy wir ym ȥulegen und weſen do gegen wir vnſer Vornichtigkeyt tragen ſollen. Wan als ich vor mehr habe geſprochen. Als der Menſch hie vor alles gedacht nach ȥeitlicher Weyß als nach vnſers lieben Herrn geburt und werkenn vnd leben vnd weyßen. Alſo ſol er nun aufȥiehn ſein Gemüte vnd ſol lernen ſich erſchwingen über die Zeit in die ewigen weiße vnnd weßen. Nun magk der Menſch in dieſen Eigenſcheften ſein Gemüte erſpygeln in wirklicher weiße. Das er anſehe das Got iſt ein lauter Weßen das aller Weßen ein Weßen iſt. Vnd doch iſt er aller dingk keines. Alles das iſt. Und alles daß weßen iſt. Und Weßen hat Und gut iſt do iſt Got innen. ſant Auguſtin ſpricht. Suhſt du einen guten Menſchen. einen guten engel. eynen guten Himmel. Thun ab Menſchen. thun ab engel. thun ab Himmel. vnd was do bleybt, das iſt Weßen der guten das iſt Got." — „Darumb vorbirg dich in die Vorborgenheyt vor allen creaturen vnd vor alles dem das dem Weßen vngleich vnd fremd iſt. Vnd diß ſoll nit ſeyn in bildlicher ader in gedechtlicher Weiße. Dann mag der Menſch anſehn die Wuſtenung (vastilatem) der gottlichen Eigenſchaft in der ſtillen Einſamkeit. Do nye wortt in dem Weßen noch in weßentlicher weyße eingeſprochen wart do iſt es ſo ſtille vnd ſo heimlich und ſo wuſt. do iſt nit anders dann lauter Got. Dieße Wuſten meinet vnſer Herre do er ſprach durch den Propheten Johel. Ich wil die meinen füren in die Wüſtenung vnd do wil ich zu jren Hertzen ſprechen. Diſe Wüſtenung. Das iſt ſie ſtil wuſt Gotheit. Vnd in dy Wüſtenung der ſtillen ledigen Gotheit trag deynen edeln wuſten Grunt in die wuſten Gotes. Den grunt der do iſt vol verwachßen krautes vnd ledig alles gutes. Und vol wylder Tyer deiner vihelicher werlicher ſyene und Kreft."

Tauler greift auch freimüthig die Kleriſey an. So lieſt man in der neun und vierzigſten Predigt: „Eya, lieder Herre, wir ſein geyſtliche Leute. wir ſeyn in einem orden. Nun thu vnd habe alle die kutten vnd kappen an. die du wilt du thuſt den das. das du von recht thun ſolt es hilft dich nicht. Es thet einer vnrecht. vnd leget ein kutten an vnd behielt ſeine vnrecht. Der Teufel kam vnd nahme den Man vnd tzuzerret yn in hundert Stücke vnd ließ die kutte alſo gantz." In der fünfzigſten Predigt ſpricht er ſich ausdrücklich gegen die unvermeidliche Nothwendigkeit der Beichte aus: „Auch lieben ſchweſter vnd brüder. vmb die Auffelle von tegelichen gebrechen vnd tegelichen ſünden. der der Menſch in diſer zyt nit wol mag ledig ſeyn do habt nit große Not umb. ab ſy nicht alle gebeycht werden. Sundern mit einem demütigen Ernſt beychtet ſy Got."

Obgleich Tauler ſeine Predigten, die er deutſch hielt, lateiniſch nach der Sitte der Gelehrten niederſchrieb, ſo bleibt ihm doch das Verdienſt, die oratoriſche und didaktiſche Proſa zu einer bedeutenden Ausbildung gebracht zu haben, denn ſein Schüler, der ſie überſetzte, lernte von ihm die Sprache. Ausgg. Sermones des hochgeleerten in Gnaden erleuchten Dr. Johann Tauler u. ſ. w. von latein in teutſch gewendt. Augsburg, 1498. 1508. Baſel, 1531 fol. und öfters. Neu bearbeitet: Predigten 3 Thle. Frankfurt a. M., 1826. Vgl. die Hiſtoria und das Leben des Dr. Jo. Tauleri von Johann Arnd Lüneburg, 1689, fol.

Von ältern Denkmälern deutſcher Proſa ſind noch ſolgende zu erwähnen.

Calendarium alemannicum, anno 1309,

in Schilter Thes. I. p. 70 — 74.

Stadt- und Landrechte

in den verſchiedenen Provinzialdialekten aus verſchiedenen Zeiten, verzeichnet in Koch's Compendium, Th. I., S. 39 ff und Th. II., S. 344 ff.

Apoſtoliſches Glaubensbekenntniß

in fränkiſcher Mundart, in *Eccard* Catechesis theot. p. 90 — 93.

Aſigbabok,

altfrieſiſches Geſetzbuch der Rüſtringer, das merkwürdigſte Denkmal der altfrieſiſchen Sprache. Herausgegeben und erklärt von T. D. Wiarda. Berlin, 1805. 4.

Der Sachſenſpiegel,

eine Sammlung einheimiſcher Gewohnheitsrechte auf Veranlaſſung des Grafen Hojer von Valkenſtein durch Ecke (Eike, Eyko) von Repgow, um 1220 abgefaßt, die ohne öffentliche Beſtätigung dennoch gerichtlich entſcheidendes Anſehn erlangte. Neueſte Ausgabe von C. G. Homeyer. Berlin, 1827. 8.

Der Landfriede von Friedrich II.,

das erſte deutſche Reichsgeſetz vom Jahre 1235, in ſchwäbiſcher Proſa zu Mainz niedergeſchrieben und

Der Mainzer Reichsabſchied

vom Jahre 1236, worüber G. G. Beyſchlag's Erläuterungen u. ſ. w. Halle, 1737, fol. und deſſen

Collectio epistol. de epocha ling. Germ. in constit. imperii.

Norimb., 1737. fol.

Das Kaiſerrecht,

für deſſen Urheber man lange Conrad II. hielt, vollſtändig mit lateiniſcher Ueberſetzung gedruckt in G. G. König von Königsthal Corp. iur. Germ. T. I. p. 1 — 124. Frcf., 1760 — 1766, fol. 2 Thle.

Der Schwabenſpiegel,

nach dem Muſter des Sachſenſpiegels und mit Benutzung deſſelben, ſo wie altbaieriſcher und alemanniſcher Geſetze auf die Grundlage des ältern ius franconicum durch den Grafen von Grimmenſtein um 1282 für das ſüdliche Deutſchland geſammelt und oft herausgegeben.

Kaiſer Rudolphs Würzburger Reichsabſchied,

den Landfrieden betreffend, vom Jahre 1287, in Ch. Lehmann's Speieriſcher Chronik. S. 555 ff.

Bihtebuoch

aus dem 14ten Jahrhundert, herausgegeben von J. J. Oberlin. Straßburg, 1784.

Von der wirklichen und möglichen Vernunft.

Stücke einer philoſophiſchen Abhandlung in Docen's Miſcellen, Bd. I. S. 140.

Gesta Romanorum

oder ſchwäbiſche Proſa-Novellen und Erzählungen. Proben finden ſich hinter Bodmer's Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger. Zürich, 1757. Die älteſte Ausgabe iſt Augsburg, 1489, fol. Vergl. Leſſing's Leben, Th. III., S. 127 — 130.

Heſſiſche Chronik von Riedeſel

(ſtarb nach 1341), welche nach Gerſtenberger's Auszug ſich in F. C. Schmincke's moniment. hassiac. T. I. II. findet.

Matth. von Behaim, ein ſächſiſcher Mönch zu Halle, verfaßte um 1343 eine

Ueberſetzung der Bibel

aus der Vulgata, wovon ſich die vier Evangelien und Pſalmen, nebſt einem Magnificat und athanaſiſchen Symbolum auf der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig befinden. Proben in den Unſchuldigen Nachrichten vom Jahre 1717, S. 908 ff. und 1718, S. 18 ff.

Conrad von Megenberg überſetzte um 1349 des Albertus Magnus

Buch der Natur

aus dem Lateiniſchen, in mehreren alten Ausgaben.

Die niederdeutſche fabelhafte Erzählung vom

Leben Alexanders des Großen

in Bruns plattdeutſchen Gedichten, S. 331.

Volks- und Meiſtergeſang.

Zur leichteren Ueberſicht und beſſeren Würdigung geſchichtlicher Vorwürfe iſt der Hiſtoriker nicht nur auf eine Scheidung gewiſſer Epochen, ſondern auch auf ein Gruppiren nach den Hauptveränderungen des zu behandelnden Inhalts, abgeſehen von den Zeitabſchnitten angewieſen, wie ſchwankend und rathlos er ſich auch gerade hierbei oft finden muß. Das Material liegt durcheinander, nicht für die Kunſt der Darſtellung berechnet, ſo daß nur der Standpunkt, den er dieſem gegenüber einnimmt, die Ausſicht auf eine Abrundung zu einem Bilde gewähren kann. Neben den rieſigen Bergkuppen der Alpen liegen auch kleine, oft unbemerkt gebliebene Hügel, die ins Auge genommen werden müſſen, wenn man eine möglichſt getreue Darſtellung haben will. Da das Bild des Objectiven hier nur zu ſehr vom Spiegel des Subjectes abhängt, ſo kann leicht, was dem Einen wie Fortſchritt, dem Andern wie ein Rückſchritt vorkommen. Die großen Thaten, die Alpenwelt der Geſchichte, ſind oft lange vorher in kleinen Vorbildungen angedeutet; ſie aufzuſuchen, gehört zu den ſchönſten, aber auch mühſamſten Aufgaben des darſtellenden Schriftſtellers. Jedermann fühlt es, daß die Linie der Völker-Kultur nicht immer unſern Anforderungen parallel läuft, daß ſie oft Krümmungen macht, oft überraſchend zurückſchreitet; Jedermann fühlt es, daß dieſe Ausbiegungen aus der verwickelten Wirkung ſo mannigfacher Kräfte hervorgehe; aber dieſe anzudeuten, indem man die thätigen Kräfte würdigt, iſt das Geſchäft des Philoſophen und des Geſchichtſchreibers, die immer Hand in Hand gehen ſollen. Dieſe allgemeine Bemerkung ſoll ſowohl als Nachwort für die bereits behandelten Partieen unſrer Literatur dienen, als auch zunächſt den Abſchnitt einleiten, den ich mit der Ueberſchrift: Volks- und Meiſtergeſang angedeutet habe. — Man würde ſich nämlich ſehr irren, wenn man dem Volksgeſang neben den höfiſchen Dichtern die Exiſtenz ſtreitig machen wollte. Seine Exiſtenz war nur eine beiläufige; man möchte ſagen, ſie ſchlief, um in einer nachfolgenden Zeit um ſo geſtärkter zu erwachen. Erſt neben dem Meiſtergeſange, erſt in der Zeit des ſich ſelbſt ſetzenden Bürgerthums konnte er ein neues, ſelbſtändiges Leben annehmen, das mit jenem, da es der Wurzel nach mit ihm innigſt zuſammenhängt, oft ungerechter Weiſe verwechſelt worden iſt. Der Volksgeſang geht aller Geſetzmäßigkeit voran und tritt als ſolcher jeder bewußten Kunſt feindlich gegenüber. Der Hof- und Bürgergeſang iſt entweder eine organiſche Entfaltung deſſelben, wie in der griechiſchen Kunſt, oder die Kunſtdichtung entſteht außerhalb deſſelben, indem ſie ſich mit ausländiſchen Elementen vermiſcht, indem ſie ſich ausländiſche Dichter als Muſter vorhält. Die Macht der Individualität, das Uebergewicht des angebornen Berufs wird ſich auch im letzteren Falle bei Einzelnen hervorthun. Der Kunſtdichter, der nichts mehr vom Volksdichter an ſich hat, wird uns immer eine Antwort auf die Frage, wie viel an ihm urſprünglich iſt, was er ſich und was er der Bildung verdankt, ſchuldig bleiben. Unſre Literatur hat ſo gut wie die der Griechen eine Volkspoeſie im ſchönſten Sinne des Wortes aufzuweiſen; ſie hatte — wie wir das früher gezeigt haben — an dem Nibelungenliede eine epiſche Bibel, wie die Griechen an den Geſängen des Homers; aber es erging uns Deutſchen leider, wie den Römern, auch bei uns arbeitete Alles auf ein Kunſtepos hin, das jedoch von uns faſt wie zur Strafe, erfolglos erſtrebt, von dem Volke Virgil's, von den Söhnen Italiens, von Dante, Taſſo und Arioſt, die immer die Aeneide im Auge behielten, erreicht worden iſt. Die von vielen ſo laut angeprieſene Hohenſtaufenzeit hat uns mehr mit Italien und dem ſüdlichen Frankreich, als mit uns ſelbſt vermittelt. Wir, die wir unſerm eigenſten Weſen nach, gerade ſo engverwandt mit den Griechen ſind, ſind durch ſo mancherlei Einflüſſe, formelle und materielle, durch die römiſche Sprache und das, was uns in ihr gelehrt wurde, Jahrhunderte hindurch zu Römlingen verwandelt worden. Der Name Rom übte ſelbſt Jahrhunderte hindurch eine magiſche Kraft aus; thut er es doch heute noch, wo wir uns eine ſelbſtändige nationale Bildung und Literatur erobert haben.

Juppiter arce sua totum quum spectet orbem
Nil nisi romanum, quod tueatur, habet,

war die Geſinnung der heidniſchen Welt; aber nicht weniger warm und begeiſtert drückt ſich der chriſtliche Prudentius in demſelben Sinne folgendermaßen aus:

O Christe, numen unicum,
O splendor, o virtus patris,
O Factor Orbis & poli,
  Atque auctor horum moenium,

Qui sceptra Romae in vertice
Rerum locasti, sanciens,
Mundum quirinali togae
  Servire & armis cedere,

Ut discrepantium gentium
Mores & observantium
Linguasque & Ingenia & sacra
  Unis domares legibus.

Es iſt einmal ſo herkömmlich unter den Menſchen, daß ſie das Recht der Vergangenheit auch auf die Gegenwart gern ſtillſchweigend übertragen. Nur einzelne Menſchen und einzelne Geſchichtsabſchnitte machen von dieſem maſchinenmäßigen Gange der Geſchichtsentwickelung Abſprünge. Rom war lange Zeit die Hauptſtadt der Welt; man folgerte, es müſſe immer ſo bleiben. Nicht nur in Rom herrſchte ein chriſtlicher Lamaismus; nicht nur in Rom galt der Papſt als Gottes Statthalter auf Erden, als ein Stellvertreter Chriſti und Herrſcher über die Könige — wie das die Bullen und die vielverbreiteten Volksſchriftſteller behaupten — ſondern auch in der Vorrede des Schwabenſpiegels befinden ſich folgende Worte: Seit der Zeit, daß Gott ſich als Friedensfürſt erklärt, hat er die beiden Schwerter, die er im Himmel führte, die Chriſtenheit zu beſchützen, auf die Erde geſandt, und ſie beide dem heiligen Petro geſchickt; das eine zur Handhabung des Zeitlichen, und das andre zur Handhabung der geiſtlichen Gerechtigkeit; der Papſt überträgt das der zeitlichen Gerechtigkeit dem Kaiſer zum Dienſte der Kirche und nach dem Willen des Papſtes u. ſ. w. Das ſind übrigens die eigenen Worte Bonifacius VIII. in ſeiner berühmten Bulle vom Jahre 1302: Unam sanctam, die ſo endigt: Porro subesse Romano pontifici omnem humanam creaturam declaramus, dicimus, definimus

& pronunciamus omnino esse de necessitate salutis. Erfreulich iſt es, daß die pariſer Univerſität den Anforderungen des **Papſtes** damals widerſprach und auf der Seite ihres **Königs** Philipps des Schönen ſtand; daß ſie **damals** — ſie that es nicht immer — die Unabhängigkeit der Fürſten von dem Papſte lehrte, daß ſie ferner den Glauben an Magie, an den Umgang mit böſen Geiſtern und die Wirklichkeit der Zauberei als ketzeriſch, als der geſunden Vernunft und der Naturlehre entgegen, verurtheilte. Wie konnte die Volkspoeſie im urſprünglichen Sinne des Wortes bei uns zur Zeit des ſo oft angeprieſenen Mittelalters aber eine claſſiſche Abrundung erhalten, wenn — wie Mundt in ſeiner Kunſt der deutſchen Proſa richtig behauptet — die anerkannte und erwieſene Nothwendigkeit der deutſchen Sprache für den deutſchen Geiſt noch nicht viel länger als ein Jahrhundert zählt, wenn das harmoniſche Bündniß zwiſchen unſrer Stammſprache und Nationalcultur, noch ſo jung iſt, wenn noch die Lyriker des ſiebenzehnten Jahrhunderts zur Abwechslung auch als Nachtigallen Latiums ſich geberdeten, wenn Leibnitz ſelbſt, der von der deutſchen Sprache groß dachte und ſchrieb, doch ſeine eigenſten und innerſten Gedanken nur lateiniſch oder franzöſiſch ausdrückte. Iſt es unter ſolchen Umſtänden auffallend, daß es uns nachgrade wie den Römern ging, daß wir gleich ihnen lange Zeit hindurch beſonders in der die Reformation vorangehenden und nachfolgenden Epoche, die halb proſaiſchen Gebiete der Poeſie ausbildeten, daß wir uns auf das hiſtoriſche Epos, auf das Lehrgedicht und die Satyre legten. Das volksthümliche Element findet ſich noch am meiſten im Gemüthsleben, in der ſeligen Verzückung wieder, die wir im Allgemeinen als Myſtik bezeichnen. Es iſt nur ſchade, daß ſie auch gewöhnlich ſo getrübt iſt, daß ſie ſo oft ſich in Aber- und Wunderglauben verkehrt, daß man ihrer nur ſelten froh werden kann. Immerhin aber iſt ſie uns ein poetiſcher Ruf, ein Lied der Nachtigall der ſpitzfindigen Dialektik gegenüber, die nach Belieben Alles aus Allem machen konnte — nur keine Poeſie. Die Myſtik hält es nur im Allgemeinen mit dem Poſitiven, iſt aber im Beſondern nichts weniger als orthodox; bis in die neueſte Zeit herab iſt die Myſtik, die ſo gern von katholiſcher Seite citirt wird, eine Gegnerin des Katholicismus. Der berühmte franzöſiſche Myſtiker St. Martin ſagt in ſeiner Schrift: Le ministère de l'homme de l'ésprit S. 367. „Das wahre Chriſtenthum iſt nicht allein früher als der Katholicismus, ſondern ſogar früher als das Wort Chriſtenthum ſelbſt dageweſen. Das Chriſtenthum iſt das Land der Befreiung und der Freiheit; der Katholicismus nichts als Pflanzſchule des Chriſtenthums; er iſt das Land der Regeln und der Kirchenzucht des

Neophyten. Das Chriſtenthum erfüllt die ganze Erde, gleichwie der Geiſt Gottes. Der Katholicismus erfüllt nichts als einen Theil des Erdkreiſes. Das Chriſtenthum erweitert und dehnt die Anwendung unſrer intellectuellen Kräfte aus. Der Katholicismus verengert und begrenzt den Gebrauch eben dieſer Fähigkeiten." Aber wahrlich, der Katholicismus war eben nicht die beſte Pflanzſchule, wenn man bedenkt, was er den alten Deutſchen für ihre Treue, für ihre urſprüngliche Empfindung und poetiſche Geſtaltung derſelben gepredigt. Ja, die Religion des Herzens, die Liebe, dieſes wunderbarſüße Myſterium, das uns als der bedeutende und erfreuliche Grundton in den höfiſchen Dichtern entgegen klingt, iſt, wie mir ſcheint, nur ein Nachhall, ein Klang, der ſich trotz der ſtörenden Zwiſchenlagerungen durchbrach. Man höre nur wie Tacitus vom Herzen unſrer Frauen ſpricht. Die deutſchen Frauen vermählten ſich, wie ſie einen Leib und ein Leben haben, auch nur mit einem Manne. Nach dem Tode deſſelben hofften und verlangten ſie nicht nach einem zweiten, um nicht in den Verdacht zu kommen, als liebten ſie den Eheſtand mehr, als den Mann. Wichtig iſt, was der große Hiſtoriker noch hinzufügt, daß ſolche Staaten, wo die Frauen und Männer ſich nur einmal vermählten, eine beſſere Verfaſſung als die übrigen hätten. Laſſen wir ihn in ſeiner Sprache reden: Melius quidem adhuc eae civitates, in quibus tantum virgines nubunt, & cum spe votoque uxoris semel transigitur. Sic unum accipiunt maritum, quomodo unum corpus, unamque vitam, ne ulla cogitatio ultra, ne longior cupiditas, ne tanquam maritum, sed tanquam matrimonium ament. (German. c. 19). Daß ſich in Betreff der Ehe eine ſolch ſchöne Geſinnung längere Zeit hindurch erhalten konnte, dafür hat das deutſche Gemüth zunächſt Sorge getragen; nicht wenig mochte daſſelbe aber auch durch das Verbot einer Kirchenverſammlung im vierten Jahrhundert, wornach die Geiſtlichen bei dem Hochzeitmahle einer zweiten Ehe nicht zugegen ſein durften (die Belege hierzu finden ſich bei Joach. Hildebrand: de nuptiis veter. christianorum p. 8), unterſtützt worden ſein. Drei Epochen laſſen ſich nachweiſen, wo das Anſehen der Frauen bei uns in Abnahme gekommen. Die erſte beginnt mit der Einführung des Chriſtenthums. Da verwandelte ſich die andächtige Verehrung in eine bloße Hochachtung und in gewiſſe, äußere Vorzüge, die man den Frauen noch ließ Dies die Blüthezeit des Ritterthums. Die zweite Epoche entwickelt ſich in den Kreuzzügen, wo die Deutſchen etwas allzugenau mit den Sitten des Morgenlandes bekannt wurden. Die dritte Epoche ſchreibt ſich von der Herrſchaft des römiſchen Rechtes her, wodurch die Frauen in die Lage gekommen, worin ſie ſich heute befinden; gegen welche namentlich in der neueſten Zeit ſich viele bedeutende Stimmen erhoben haben. Wie mehrere der angeſehenſten Kirchenväter von den Frauen dachten, erhellt daraus, daß Athanaſius, Baſilius und Scotus annehmen, daß alle Frauen — die Maria ausgenommen — am jüngſten Tage als Männer auferſtehen, damit im Himmel kein Neid und Zank entſtehe. (Locor. Theol. a Gerard. Tom. VIII., p. 1170). Die Dialektik, von der Kirche begünſtigt, wußte ſchon mit der Myſtik fertig zu werden. Man nehme nur den erſten beſten römiſchen Caſuiſten, um ſich mit Unwillen, mit Abſcheu von einem Fanatismus abzuwenden, der Dolch und Gift gegen Andersdenkende anempfiehlt. Wird das nicht in folgender Stelle — mit ähnlichen ließen ſich Bände anfüllen — buchſtäblich ausgeſprochen: Ostendimus iam satis aperte, iustum esse, ut haereticus occidatur; quo autem genere mortis sit occidendus, parum ad rem facit. Nam quocumque modo occidatur, semper consulitur ecclesiae. Alphonsus a Castra (De iusta haereticorum poena L. II. c. 12). Dieſe Lehre lebte nicht bloß auf dem Papiere, ſondern ſie herrſchte durch viele Jahrhunderte im weiten Leben. Bekannt iſt die ſchreckliche Freude, in die Gregor XIII. bei der Nachricht von der Metzelei der heiligen Bartholomäusnacht ausbrach; bekannt iſt es, daß noch heutzutage der Papſt alljährlich ſämmtliche Ketzer und insbeſondere die Lutheraner in folgenden Ausdrücken excommunicirt und verflucht: Nos igitur, vetustum & solemnem hunc morem sequentes, excommunicamus et anathematisamus, ex parte Dei omnipotentis, Patris & Filii & Spiritus sancti, ac nostra, omnes haereticos, nec non damnatam, impiam & abominabilem Martini Lutheri haeresin sequentes, ac omnes fautores ac receptatores, librosque ipsius Martini aut quorumvis aliorum legentes, & generaliter quoslibet deſensores illorum (Bullar. Magn. Luxemb. 1741. Tom. I. p. 718). Wie im alten, heidniſchen Rom die Religion nur Mittel, nicht Selbſtzweck war; wie ſie ſich zu allen Accomodationen verſtand, wenn es ſich um Vergrößerung des Staates handelte; wie ſie auch fremde Gebräuche im Sinne eines ſchlechten Kosmopolitismus ſich aneignete; wie ſie aus griechiſchen, aſiatiſchen und egyptiſchen Ueberlieferungen ſich ergänzte, ſo auch das neue, chriſtliche Rom. Haben auch nicht alle Päpſte ihren vertrauten Geheimſchreibern, wie Leo X. dem für das Latein des Cicero ſo begeiſterten Peter Bembo von dem „einträglichen Mährchen von Chriſtus“ geſchrieben (quantum nobis nostrisque ea de Christo fabula profuerit, satis est omnibus seculis notum. Mornaei hist. papat. p. 820 ed Salmur. 1611); waren auch nicht alle ſo ſittenlos, ſo durch und durch verdorben wie die Borghia's, ſo ſprechen doch die meiſten Zeugen, die unbeſtochen ſind, vom Stuhle des heiligen Petrus als von dem Sitze der Heuchelei, der Lüge und des böſen Gewiſſens. Ich will Machiavelli reden laſſen. „Das größte Anzeichen — heißt es bei ihm im 12ten Kapitel der Abhandlung über die erſte Decade des Livius — das größte Anzeichen des nahen Untergangs des Chriſtenthums iſt, wenn man ſieht, wie, jemehr die Völker in der Nähe Roms, dieſer Hauptſtadt der Chriſtenheit, ſich befinden, unter ihnen auch deſto weniger Andacht getroffen wird ... Die ärgerlichen Beiſpiele und Verbrechen des römiſchen Hofs ſind die Urſache davon geweſen, daß Italien gänzlich alle Grundſätze der Gottesfurcht und jede Empfindung von Religion verloren hat.... Wir Italiener verdanken es alſo der Kirche und den Prieſtern vornämlich, daß wir zu Gottloſen und Böſewichtern geworden ſind. Ja, von Rom ging die abſichtliche Verdummung in alle Welt aus. Iſt es nicht fürchterlich, wenn man bedenkt, daß noch vor dreihundert Jahren die theologiſche Facultät in Paris vor dem verſammelten Parlament behaupten konnte, es ſei um die Religion geſchehen, wenn man das Studium des Griechiſchen und Hebräiſchen erlaubte. Es iſt bekannt, wie um dieſelbe Zeit unſre deutſchen Inquiſitoren in Köln, und vor allen der heftige Dominicaner Hochſtraten, alle hebräiſchen Bücher verbrennen wollten, wie ſie ſogar ein kaiſerliches Edikt ſich verſchafft haben. Conrad von Heresbach, einer der Bettelmönche, ſagt: „Sie haben eine neue Sprache erfunden, die Griechiſch heißt; vor der man ſich wohl zu wahren hat; ſie iſt die Mutter aller Ketzereien. Ich ſehe in den Händen vieler Leute ein Buch, ſo ſie das neue Teſtament nennen; es iſt ein Buch voll Dornen und Gift. Vom Hebräiſchen, meine lieben Brüder, iſt es gewiß, daß Alle, die es lernen, alsbald Juden werden." Ich muß noch ein Beiſpiel der unerhörten hierhergehörigen Unwiſſenheit anführen. Zu Lucern mußte von den gelehrteſten, obrigkeitlichen Perſonen die Münſter-Bibliothek unterſucht werden; bei dieſer Gelegenheit wurden trotz alles Widerſtandes von Seiten Rud. Collins einige griechiſche Schriften in Beſchlag genommen; denn, hieß es, was „Krizis Krezis" iſt, das iſt lutheriſch. Ich habe bereits früher beim Minnegeſang von dem von der Kirche gepflegten Aberglauben geſprochen, ich kann es mir nicht verſagen, zur Charakteriſtik einer uns naher liegenden Zeit noch folgende Stelle aus dem Malleolus anzuführen. In ſeinen Werken befindet ſich ein Sendſchreiben der heil. Martyrer Felix und Regula aus dem Himmel an die Chorherren von Zürich, die es an Unwiſſenheit mit allen damaligen Laien wohl aufnehmen konnten: „Billig wundern wir uns, — heißt es daſelbſt — daß ſeit einiger Zeit Niemand aus dem Domſtift zu uns in die Verſammlung der Verklärten gekommen. Um hiervon die Urſache zu erfahren, ſandten wir den Himmelsmerkur, den ſchnellfüßigen, Hazael, auf Erden, und mit Bedauern vernehmen wir, daß die neuern Domherren völlig die Fußſtapfen der Vorgänger verlaſſen." Hierauf folgt eine Apoſtrophe gegen den Müſſiggang, die Ueppigkeit und Unwiſſenheit der Geiſtlichen. Noch im Jahre 1529 fand ſich kein Bürger von Zürich fähig genug zu dem Amt eines Stadtſchreibers. Man ſah ſich genöthigt, einen Fremden, Werner Begel, zu berufen, der ſich als apoſtoliſcher Notar des Biſtums Conſtanz zu Baſel aufhielt. Zeigte der eben mitgetheilte Brief, der mit dem Poſtzeichen des Himmels verſehen war, nicht genugſam, welches Spiel man ſich mit dem Heiligen erlaubte, wie die Religion zum Ammenmährchen von ihren eignen Predigern herabgewürdigt worden iſt, ſo könnte folgende Thatſache die Schaale vollends ſinken machen. Ein Uebel, was noch heute fort graſſirt, wem als Rom verdanken wir es! Rom iſt's, wo die erſten Büchercenſuren erfunden worden ſind, und dies Beiſpiel haben die Herrſcher in Rom heilig befolgt. Leo X., dieſer ſo geprieſene Beſchützer der Kunſt, gab 1515 ſtrenge Verordnungen gegen die Bekanntmachung und den Druck der aus dem Griechiſchen, Hebräiſchen und Arabiſchen überſetzten Bücher. Faſt in demſelben Augenblicke, wo er, fünf Jahre ſpäter, gegen die Reformation jene berühmte, oben erwähnte dauernde Bulle ergehen ließ, die mit den Worten anfängt: Exsurge, Deus, judica causam tuam, in welcher Luther und alle ſeine Anhänger verdammt werden, faſt in demſelben Augenblicke ſchämte ſich dieſer Papſt nicht, im Namen Jeſu Chriſti, eine Bulle zu Gunſten der weltlichen Gedichte des Arioſt ausgeben zu laſſen, die diejenigen, die ſie tadeln oder den Vertrieb derſelben hindern würden, mit der Excommunication bedroht. Man hat oft über den Himmel bei Muhamed, über die Mährchen bei den Rabbinen gelacht, wer darf einen Stein gegen dieſe aufheben; gegen dieſe, denen keine gleiche Freiheit der Bildung geſtattet war? Der Sklave am Leibe wird nur ſelten und ausnahmsweiſe ein Held der Geſinnung. Doch dieſer Ausruf gehört nicht eigentlich hierher, und ich laſſe ihn fallen, indem ich wieder zur Aufgabe eile. Wie kommt es, ſo drängt ſich mir hiernach die Frage auf, daß bei ſo lebhaftem Bewußtſein falſcher Lehren, die man in eigenſüchtiger Abſicht verbreitete, die Kirche ſich ſo lange Zeit hindurch vom Volke carrikiren ließ? Ich erinnere an die Narren- und Eſelsfeſte, an das Begräbniß des Halleluja und die heiligen Tänze. Bevor ich meine Frage beantworte, will ich den Leſer mit dieſen ſchönen, allerliebſten Feſtlichkeiten ein wenig bekannt machen. Dieſe Feſtlichkeiten werden uns auf den Punkt zurückführen, von welchem wir ausgegangen, ich meine: auf den Volksgeſang. Schon im fünften Jahrhundert klagte der heilige **Auguſtin**, daß man die römiſchen Saturnalien nachahmte. Da die Saturnalien in den December fielen, ſo verlegten die Chriſten ihre Mummerei ſehr gottergeben auf das Weihnachtsfeſt. Das der Urſprung des Narrenfeſtes. Anfangs nahmen nur die Chorknaben und die unteren Würdeträger der Kirche an dem Feſte Antheil, ſpäter auch Laien. Der Biſchof oder der erſte Geiſtliche des Orts mit den Canonicis waren die Zuſchauer. Die Schriftſteller der früheren Zeit nennen dieſen geiſtlichen Mummenſchanz das Feſt der Unter-Diaconi, die Decemberfreiheit, das Feſt der Calendä, das Narrenfeſt. Die eben bezeichneten jungen Leute wählten aus ihrer Mitte in der Cathedralkirche einen Biſchof, oder Erzbiſchof der Narren, den ſie unter vielen lächerlichen Ceremonien einweihten. In dieſer Würde nahm er allen Ernſtes den gewöhnlichen biſchöflichen Sitz auf dem Chor ein. In ſeiner Gegenwart wurde das Hochamt gehalten, oder er hielt es ſelbſt; man trug ihm das erzbiſchöfliche Kreuz, die Mütze u. dgl. vor; er gab dem Volke den Segen unter allerlei poſſierlichen Wendungen und hielt auf die drolligſte Weiſe eine Proceſſion mit der Cleriſei. Dieſe Narren-Cleriſei ſtand ihrem Biſchof wacker bei; ſie war ausſtaffirt in den bunteſten Maskeradenkleidern und begleitete die heiligſte Handlung des katholiſchen Gottesdienſtes nicht allein mit tauſend Narrenſtreichen, ſondern auch mit wirklichen Verbrechen, wenn anders das Abſingen der lüderlichſten Lieder unter den ausſchweifendſten üppigſten Tänzen und Stellungen, ſo genannt werden dürfen. In den exemten Stiftern wählte man ſogar einen Narren-Papſt und gab ihm auf gleiche Art die päpſtlichen Ehrenzeichen und geiſtlichen Verrichtungen. Es ſind noch an verſchiedenen Orten Rituale übrig, welche die Regeln, nach welchen das Narrenfeſt gehalten werden mußte, vorſchreiben. Eines derſelben, welches ein Schriftſteller ohne Benennung des Ortes anführt, nennt die Proſa, die an dem St. Stephans-Tage in der Kirche geſungen wurde, die Eſels-Proſa und die am Tage Johannis des Evangeliſten geſungene, die Ochſen-Proſa. Ein anderes, weitläuftiges Rituale der Stadt Sens enthält eine ausführliche Beſchreibung des Narrenfeſtes, aus der wir folgendes auszeichnen. Nach einem ſonderbaren Halleluja, von dem unten mehr, ſangen fünf Baſſiſten mit näſelndem, falſchen Tone:

Haec est clara dies clararum clara dierum,
Haec est festa dies festarum festa dierum

Während der Narrenbiſchof das Hochamt hielt, ſpielten ſeine Prieſter auf dem Altar mit Würfeln, aßen und tranken auf demſelben und warfen auf das heilige Rauchwerk übelriechende Stoffe. Ein langer Artikel beſagt unter der Rubrik: Conductus ad poculum, wie man dabei dem Glaſe zuſprechen ſoll. Sechs andere leoniniſche Verſe, die in dem Geiſte des fünfzehnten Jahrhunderts geſchrieben ſind, erklären, daß man dieſe Narrheiten dem Erlöſer zu Ehren anſtelle und ſie demnach mit den heidniſch-teufliſchen Trinkgelagen des Bacchus nicht verwechſeln dürfte.

Eine andere, noch ſträflichere Handlung, kein eitles Spiel, keine Nachäfferei ernſter Gebräuche, ſondern eine von der Kirche angenommene, durch die Befehle der Päpſte und der erſten Kirchendiener autoriſirte Feierlichkeit war das zum Andenken der Flucht des Heilands nach Aegypten gefeierte Eſelsfeſt. Daher waren auch die dazu beſtimmten Tage entweder Weihnacht ſelbſt oder gleich nach heiligen drei Königen. Viele Schriftſteller haben dieſes noble Feſt mit dem früher bezeichneten Narrenfeſt verwechſelt. Soviel ſteht feſt, eines war des andern würdig. Man denke ſich einen auf das prachtvollſte angeſchirrten Eſel; auf dem Rücken deſſelben eine reich ausgeſchmückte Dame, die in feierlicher Proceſſion zur Kirche und vor den Altar geführt wird. Bei dem hier ſtattfindenden Hochamte muß der Eſel ſo gut wie die Gemeine niederknieen.

Dem Eſel mochte das Knieen vielleicht mit mehr Mühe als der Gemeine einſtudirt worden ſein. Die dabei gebrauchten Gebete und Formeln ſind das unſinnigſte, nichtsnutzigſte Zeug, was man ſich denken kann. Man höre die letzte Strophe des Geſanges nach der Rubrik: Conductus ad tabulam:

Amen dicas Asine,
Jam satur ex gramine,
Amen, amen, itera,
Aspernare vetera,
He, Sire Ane, he!

In gutem Deutſch würden dieſe Verſe etwa ſo lauten:

Sprich Amen, liebes Eſelein,
Biſt ja nun ſatt von Gräſelein,
Sprich Amen, Amen noch einmal,
Alt Futter iſt für dich kein Mahl,
Juchhe, Herr Eſel, juchhe!

Sieben ähnliche Strophen mit demſelben Refrain auf den Herrn Eſel wurden abgeſungen. Nach abgehaltener Feierlichkeit ſprach der Prieſter ſtatt des ſonſt gebräuchlichen Segens ein mehrfaches Yah aus und die andächtige Gemeine eſelte ihm nach. — Von der kraſſen Unwiſſenheit der Zeit habe ich ſchon manches Pröbchen angeführt; man wird mir daher um ſo eher glauben, wenn ich noch dieſelben um folgendes, das faſt unglaublich ſcheint, vermehrt. Der gute, einfache Refrain vieler Pſalmen: Hallelujah, oder deutſch: Lobet Gott, hat die ſonderbarſten Schickſale erfahren. Man machte aus dem hebräiſchen Worte ein lebendiges Weſen, das man ſterben und auferſtehen ließ. Am Sonntage Septuagesimae wurde es durch die Chorknaben in Begleitung der Biſchöfe und der übrigen Geiſtlichkeit feierlich beerdigt. Das Hallelujah wurde durch einen abgebildeten Leichnam dargeſtellt. Die Beſtattung des Hallelujah geſchah noch am Ende des 15ten Jahrhunderts, alſo kurz noch vor der Reformation. Wie haben ſich die Zeiten geändert; wer wird es einem heute glauben, daß man dem lieben Gott zu Ehren in den älteſten Zeiten ordentlich einen Ball im Chore der älteſten Kirchen arrangirt hat. Das mag ſich nicht wenig luſtig und wunderbar putzig ausgenommen haben, wenn, wie uns erzählt wird, damals die Biſchöfe und Canonici an jedem Sonn- und Feſttage die Beine in Bewegung geſetzt haben. Ich will nicht frivol werden, ſonſt würde ich mir es ausmalen, wie ſchon damals ein geiſtlicher Herr die Cacucha in zierlichſter Form ausgeführt hat. Ja, es iſt rührend zu ſagen, ein jedes Geheimniß, ein jedes Feſt hatte ſeine Hymnen und ſeine Tänze. Nach dem großen Philologen Scaliger heißen ſogar die Biſchöfe, als ob der Tanz ihre Hauptbeſchäftigung geweſen wäre, Praesulen, Vortänzer, oder wie man das heute ausdrückt Maitres de danse, weil ſie den Tanz an den Feſttagen anfingen und aufführten. Die eifrigſten und tugendhafteſten Chriſten verſammelten ſich Nachts vor den Kirchenthüren in den Vigilien der großen Feſte, ſangen Lieder und tanzten. Und ſie thaten Recht daran, das müſſen wir geſtehen, wenn wir den Kirchenvätern glauben dürfen. So behauptet unter andern der heilige Baſilius, der Tanz ſei die vornehmſte Beſchäftigung der Engel im Himmel, und muntert ſeine Leſer auf, ihnen in dieſer engliſchen Beſchäftigung nachzuahmen. Ganz das entgegengeſetzte Urtheil finden wir in Geiler's Predigten über Sebaſtian Brand's Narrenſchiff. Der Tanz, heißt es bei ihm, iſt die Quelle vieles Unraths, der Vorläufer der Unlauterkeit, das Ende aller Ehrbarkeit, und er weiß auf dem ganzen Erdreich keinen Spaß, der dem Ernſt ſo nahe iſt, wie das unzüchtige Kirchweihtanzen. Wahrlich, der heilige Baſilius darf ſich über uns nicht beklagen; wir tanzen ja allen Engeln und Teufeln zu Trotz. Daß unſre Vorfahren indeſſen bei jenen kirchlichen Tänzen auch bisweilen etwas zu ſtark ausarteten und ſtatt der Engelsflügel Teufelshörner zeigten, das beweiſt ein ſpäteres Verbot derſelben vom Papſte Zacharias, ſo wie der Ingrimm einzelner Biſchöfe gegen dieſelben in ihren Schriften. Wie leicht überhaupt dieſes heilige Spiel ſich in einen unheiligen Ernſt bei beſtimmten Anläſſen verwandeln konnte, davon hat Philipp der Schöne ein ſprechendes Beiſpiel gegeben, indem er ſelbſt in Gegenwart des Papſtes Bonifaz VIII., mit welchem er ſpäter bekanntlich in offene Fehde gerieth, ein Feſt feierte, welches la procession de Renard genannt wurde. In den ſonderbarſten Aufzügen ſah man unter andern auf der Schaubühne Gott den Sohn, der ſeine Mutter liebkoſ'te, indem er zugleich mit den Apoſteln ein Vaterunſer betete. Mädchen tanzten in weißen Kleidern, während die Verdammten in der Hölle wehklagten. Ein Menſch, bekleidet als Fuchs, ſang eine Epiſtel und ſtieg allmälig bis zum Papſt, indem er ſtets Hühner ſtahl; eine etwas ſtarke Anſpielung auf die Hab- und Raubſucht des anweſenden Papſtes. Darauf traten nach und nach die berühmteſten Perſonen der Bibel auf. Auch die bildende Kunſt hat ſich oft in der Darſtellung von ähnlichen Scenen gefallen und mit ſolchen ſelbſt die Kirchen ausgeſchmückt; wie kommt es, daß man hier den neckenden Dämen, der ſpottſüchtigen Menge ſo viel freien Spielraum gelaſſen? — Auch hier kann man im neuen Rom das alte leicht wieder erkennen. Wie im alten Rom die Saturnalien als ein freiwilliges Opfer angeſehen wurden, welches vom privilegirten Stande der dienenden Klaſſe gebracht wurde, wie während derſelben die Herren in Knechtsgeſtalt erſchienen und dadurch, weit entfernt ihr Anſehen zu verlieren, ſich einen Zuwachs von Popularität erwarben, ſo ſollten auch dieſe chriſtlichen Saturnalien, dieſe parodirenden Feſtzüge als eine Connivenz der Kirche angeſehen werden. Um mich in moderner Weiſe auszudrücken, die Kirche ſtimmte mit dem Volke in die Marſeillaiſe ein, um demſelben grade dadurch zu zeigen, wie erhaben ſie über alle dergleichen Oppoſition ſei. Auch die ſo oft ſich an den verſchiedenſten Orten wiederholenden Todtentänze, welche nach dem in Paris 1579 in 8 erſchienenen Kirchenrituale, auch nichts als eine Kopie einer Kirchen-Maskerade ſind, ſollten dem gedrückten Stande den Troſt gewähren, daß vor der ſtrengen unvermeidlichen Nothwendigkeit alle Menſchen gleich ſeien. Auf dieſe Weiſe ſuchte man das Volk zu beſtechen, was auch Jahrhunderte hindurch gelang. Daß in demſelben hin und wieder ſich ein Geiſt des Widerſpruchs regte, daß ſchon vordem der um Luther's Zeiten in helle Flammen ausbrechende Unwille der getäuſchten, in Unwiſſenheit gehaltenen Volksklaſſe, wie er ſich im Bauernkriege offenbarte, ſich in einzelnen Herzen regte, ließe ſich als wahrſcheinlich annehmen, wenn auch uns die Geſchichte davon keine Meldung gegeben hätte. Kann man auch von dieſen ſagen, es ſeien rari nantes in gurgite vasto; ſo muß man ihnen doch oft eine große Tüchtigkeit in der poetiſchen

Geſtaltung ihrer Klagen und Anklagen in ſolch' geiſt- und redeverlaſſener Zeit nachrühmen. Wäre nur das eine Lied vom Tannhäuſer auf uns gekommen, ſo wären wir ſchon zu dieſem Urtheil berechtigt. Welch' eine ſchöne Moral und auf welch' ſchöne dichteriſche Weiſe wird hier der Kirche gepredigt, indem auf die Härte des Papſtes, dem reuigen Sünder zu verzeihen, hingewieſen wird. Wie richtig und ſchön oft Einzelne im Volke fühlten, zeigt das nicht unter andern beſonders ein Lied, wo ein ſchönes Judenmädchen einen Schreiber liebt, und der Dichter für ſie Partei ergreift, da ſie, ihre Liebe für ihren Glauben aufgebend, ſich aus Verzweiflung in's Meer ſtürzt, weil jener ihr den Uebertritt in's Chriſtenthum zur Bedingung der Ehe macht. Freilich nicht überall wird gleiche Gerechtigkeit ausgeübt, nicht überall wird Menſchenliebe gepredigt, wie ließe ſich das auch in einer Zeit erwarten, die an ſo tiefen Wunden blutete, wie ich bereits an einzelnen Beiſpielen gezeigt habe. Den Vorzug hat die Volksdichtung immer, daß ſie aus der innern Gegenwart heraus dichtet, daß ſie lebendig und anſchaulich iſt, daß ſie gleichſam unmittelbar wie ein Naturgebilde aus dem geſchichtlichen Leben hervordämmert. „Aventinus — ſo heißt es bei Roſenkranz in der Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter — erwähnt eigenthümlich ſatyriſcher Lieder der Baiern, Labrer, nach dem Namen des

Einführers derſelben, Lichte, weil ſie Nachts vor den Häuſern bei angezündeten Lichtern geſungen wurden, und Wagenſeil bemerkt ebenfalls, daß in den Schulen Straſer und Reizer zu ſingen verboten geweſen ſei. Spangenberg erwähnt in ſeiner ſächſiſchen Chronik, daß 1452 Lieder gemacht und geſungen wurden, worin die Obrigkeit erinnert und gemahnt wird, in der Regierung Gleichmäßigkeit zu halten, dem Adel nicht zu viel Freiheit und Gewalt zu verhängen, den Bürgern in den Städten nicht zu viel Pracht und Gepränge zu geſtatten, das gemeine Bauervolk nicht über Macht zu beſchweren, die Straßen rein zu halten und Jedermann Recht und Billigkeit widerfahren zu laſſen. Die Totalität und Verklärung ſolcher Empfindungen und Reflexionen erſcheint endlich im Königsliede, was von ſeliger Ruhe und erſchütternder Begeiſterung durchdrungen iſt, denn ein Volk ſagt in ihm, welchen Begriff es von ſich und ſeiner Freiheit hat. Das Lied der Verfaſſung iſt die unſterbliche Spitze des Volksgeſanges." Die Limburger Chronik gibt uns eine nähere Vorſtellung vom Leben dieſer Lieder, beſonders von denen am Rheine. Nach ihren Angaben ſang man um 1343 ein Lied, ſo neu in deutſchen Landen und das Lied war gemein zu pfeifen und zu trompen zu aller Freude; das lautete alſo: Wiſſet, wer den Seinen u. ſ. w., 1347 war Gerlach, edler Herr zu Limburg, der klugeſte Dichter von Deutſchen und Lateiniſchen, als einer ſein mochte in allen deutſchen Landen. Reinhard, Herr zu Weſterburg, war ein edler Ritter von Sinn, Leib und Geſtalt, ritt dem Kaiſer Ludwig nach und machte dies Lied: Ich dürfte den Hals zerbrechen, wer rächt mir den Schaden dann? — Als der Kaiſer das Lied hörte, ſtrafte er den Herrn von Weſterburg und ſagte, er ſollte es den Frauen gebeſſert haben. Hierauf dichtete der von Weſterburg das Lied: In Jammernöthen ich gar verbrenn durch ein Weib ſo minnigliche. — 1350 ſang man ein gutes Lied von Frauenzuchten, ſonderlich auf ein Weib zu Straßburg, welche Agnes hieß und aller Ehre werth war. Es ging alſo: Eines reinen guten Weibes Angeſicht u. ſ. w. Nicht lange darnach ſang man abermals ein gutes Lied von Weiſe und Worten durch ganz Deutſchland: Ach reines Weib von guter Art, Gedenk an alle Stätigkeit. — 1353 ſang man dies Lied: Ach Gott, daß ich ſie meiden muß, die ich mir zu der Frauen hatt' erkoren! — 1357 ſang und pfiff man das Lied: Mancher wähnt, daß Niemand beſſer ſei, denn er! und zugleich: Gott geb' ihm ein verdorben Jahr, der mich machte zu einer Nonnen, und mir den ſchwarzen Mantel gab, den weißen Rock darunter! — 1360 verwandelten ſich die Gedichte in deutſchen Landen. Denn man hatte bisher lange Lieder mit fünf oder ſechs Geſätzen, d. h. Strophen, geſungen. Da machten die Meiſter neue Lieder mit drei Geſätzen, welche Wiederſang hießen. Auch hatte es ſich mit dem Pfeifenſpiel ſo verwandelt und war man in der Muſik ſo aufgeſtiegen, daß die bisherige nicht ſo gut war, als die nun anfing; denn wer vor fünf oder ſechs Jahr ein guter Pfeifer war im Land, der däuchte jetzt nicht eine Fliege. Da ſang man dieſen Wiederſang: Hoffen hält nur das Leben, Trauern thät mir anders wohl! — 1361 ſang man das Lied: Aber Scheiden, Scheiden, das thut wehe von einer, die ich gern anſehe; und: Ich will in Hoffnung leben fort u. ſ. w. — 1366 ſang und pfiff man das Lied: Solch Tafelſpiel ich nunmehr beginnen will; und 1367: Nicht laß alſo ab ein Weil. — Fünf oder ſechs Jahr vor 1374 war am Mainſtrom ein ausſätziger Barfüßer Mönch, der von den Leuten verwaiſt war, weil er nicht rein war; der machte die beſten Dictamina und Lieder mit Reimen, dergleichen Keiner am Rheinſtrom oder in dieſem Lande machen konnte, und was er machte, das pfiffen und ſangen die Meiſter gern nach. Er ſang: Ich bin ausgezählt, man weiſet mich Armen vor die Thür; ferner: Mai, Mai, Mai, die wonnigliche Zeit, Männiglichen Freude beut, ohne mir! — Ferner: Die Untreu iſt mir geſpielt. — 1374 ſang man: Geburt rein und ſäuberlich — und: Wie möcht es mir je beſſer ſein, In Ruh' ergrünt das Herze mein, Als auf einer

Auen. 1379: Die Wiederfahrt ich gänzlich jage, das prüf' ich, Jäger, an der Spur; und 1380: Verlangen, ich will mich nicht begeben Nacht und Tag zu keiner Zeit. — Zur Zeit Conrad's von Lichtenau, Abts von Auersberg, waren noch Volkslieder von den Begebenheiten der drei baieriſchen Pfalzgrafen Erbos I., Erbos II. und Botos vorhanden (Chron. Ursperg. p. 257 — ***Erbo & Boto*** — illius famosi Erbonis posteri, quem in venatu a bisonte Bestia confossum, vulgares adhuc cantilenae resonant). Bis in's fünfzehnte Jahrhundert gab es in allen europäiſchen Staaten gewiſſe Sänger, welche die alten Volkslieder für Geld abſangen. (*Muratori* Dissert. XXIX. De spectac. & lud. publ. med. aevi Tom. II. antiq. Ital. p. 844.) In einer mailändiſchen Chronik des dreizehnten Jahrhunderts heißt es, die Schauſpieler hätten ſich auf dem Theater ſo hören laſſen, wie ſie von Roland und Holger zu ſingen pflegten cit. l. Super quo Histriones cantabant sicut modo cantantur de *Rolando & Oliverio*. In einem Statut der Stadt Bologna von 1288 wird den franzöſiſchen Sängern verboten, auf öffentlicher Straße zu ſingen. *Ghiradacci* in histor. Bonon. ad a. 1288. Ut cantatores francigenorum in plateis communis ad cantandum omnino morari non possint.

Ein großer Schatz iſt uns in dieſen Dichtungen erhalten, auf den mit Recht ſeit längerer Zeit und beſonders durch Herder's und Goethe's Anregung eine große Aufmerkſamkeit gelenkt wird. Wie zart, wie ewig-ſchön iſt nicht folgendes, aus der tiefſten Seele gewonnene Lied der Liebe und der Sehnſucht, um eines ſtatt vieler zu nennen.

Zu Koblenz auf der Brücken
  Da lag ein tiefer Schnee,
Der Schnee, der iſt verſchmelzen,
  Das Waſſer fließt in See.

Es fließt in Liebchens Garten,
  Da wohnet Niemand drein,
Ich kann da lange warten,
  Es wehn zwei Bäumelein.

Die ſehen mit den Kronen
  Noch aus dem Waſſer grün,
Mein Liebchen muß d'rin wohnen,
  Ich kann nicht zu ihr hin.

Wenn Gott mich freundlich grüßet
  Aus blauer Luft und Thal,
Aus dieſem Fluſſe grüßet
  Mein Liebchen mich zumal.

Sie geht nicht auf der Brücken,
  Da gehn viel ſchöne Fraun,
Sie thun mich viel anblicken,
  Ich mag die nicht anſchaun.

Der Volksgeſang wird uns von Gervinus in folgender Weiſe unübertrefflich ſchön ſeinem Weſen nach dargeſtellt. „Wir ſtehen unter einem Geſchlechte von Naturſöhnen, von Wanderern, Jägern und Kriegsleuten, die nichts mit dem Buch, nichts mit den Gedanken zu thun haben, die, was ſie beſangen, nicht gehört und geleſen, ſondern geſehen hatten, die mit unverdorbenen, ſcharfen Sinnen die Geheimniſſe der Natur und der Menſchen ſicher durchdringen oder errathen. Je mehr die Sinnigkeit und Beſchaulichkeit der Minneſänger und nachher die Speculation und der Myſticismus der frommen Dichter die Sinnlichkeit in der ganzen Nation unnatürlich zurückgedrängt hatte, deſto ſtürmiſcher macht ſie ſich nun Luft. Der alten Volkspoeſie und des alten Volkslebens Bilder und Sprüchwörter und der Reichthum an anſchaulichen Benennungen, bezeichnenden Ausdrücken, Alles, was ſeit Urzeiten dem Volke eigenthümlich und lieb und werth war, darf nur wieder freier in die Poeſie treten; Alles das iſt im Volke lebendig und bedarf nichts weiter als der Andeutung. Alles wird voll Lebendigkeit: die Bäume ſprechen und warnen; die Blumen ſind perſönlich und wandern ſogar. Die Anſchaulichkeit der Bilder verführt bis zur Keckheit und man lauſcht Raum und Zeit, man legt einen Ort zwiſchen Weihnachten und Pfingſten, man ſchweigt einen Arm lang ſtille. Die Eigenheiten der urſprünglichſten Poeſie, Refrains, alliterirende Anfänge, wiederholte oder ähnlich klingende Verſe, aſſonirende oder reimende Worte in Verbindung, ein ewiges Entlehnen von Wendungen, Bildern, Verſen und ganzen Strophen, Alles kehrt im Volksliede wieder, zugleich mit der Einfachheit der Töne; jene elidirende, apoſtrophirende Manier herrſcht in der Erzählung, in den Gedanken, im Bild, in der Sprache. Es iſt hier alles Geſicht, was in dem Minnelied mehr Erinnerung iſt, alles Gegenwart und Nähe, was dort Ferne und Vergangenheit. Wir leben mit, wir gewahren Alles, was braucht man uns erſt Alles zu ſagen? Wir ſehen erſchütternde Erfolge, wozu bedarf's der langen Erzählung der nothwendig vorangegangenen Handlungen? Wir empfinden ſchon unter der Erzählung, wozu ſollte der Sänger ſeine eigenen Empfindungen erſt herzählen? Der vorſichtige logiſche Gang des Minnelieds ſtieß unſre größten Dichter bekanntlich ſo ſehr ab, aber in dieſen Liedern, wo ſie auch arm und leer ſind, entſchädigt oft Ein Wort, Ein Bild für alles Entbehrte; der ſichere Entwurf, der der Muſik das Colorit überläßt, wirkt hier weit beſſer, als die glänzendſte Farbegebung der Minneſänger bei unſicherer Zeichnung. Der Dichter beherrſcht hier ſeine Empfindung und ſpringt kühn mit ihr um: das Gefühl der Liebe war auch in den Menſchen jetzt nicht mehr ſo herrſchend; Alles fällt hier von ſelbſt zu, was der Minneſänger mühſelig ſuchte und künſtelte. Die Minnelieder konnten in unſrer neueren Zeit daher nur überſetzt und umgeſetzt werden, aber das Volkslied bezeugte ſeine Kraft und ſeine Natur, indem es ſchon im ſechzehnten Jahrhundert ſogar die lateiniſche Sprache überwand und in den Studentenliedern lange fortdauerte; indem es ſich neben der ſchleſiſchen Kunſtlyrik behauptete, das Kirchenlied belebte und zu der letzten Revolution in unſrer Dichtungsgeſchichte unendlich viel beitrug, und zur Bearbeitung, Nachahmung, Sammlung begeiſterte, kurz, zur freieren oder engeren Fortpflanzung, für die es uranfänglich geſchaffen war. Auch dies bedingte ſeine ſkizzenhafte Geſtalt, und bringt ſie wieder hervor. Das Lied ging von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr; aber das Ohr iſt, wie man will, ein übler und ein guter Leiter der traditionellen Poeſie. Von der Muſik will das Ohr nicht beleidigt ſein; ſie ſetzt ſich daher ſchon ſicherer und unangefochtener fort; der gleichgültigere Text leidet unmerkliche, ſelten vortheilhafte Veränderung. Daher rühren ſo vielfache Bearbeitungen, oft ſo unſinnige Variationen von Einerlei Text zu Einerlei Melodie; ſeltener iſt die das Local charakteriſirende Veränderung in Text und Muſik zugleich, wie in dem Liede: Es waren zwei Königskinder (In der Sammlung von Volksliedern von Baumſtark), wo ſie aber eine erſtaunliche Selbſtändigkeit verräth."

Aber nicht nur im kleinen Liede hat der Genius des Volkes ſeine Virtuoſität gezeigt, ſondern auch in einer der umfang- und beziehungsreichſten epiſchen Dichtungen — in einer, die eine fortwährende Theilnahme zu allen Zeiten gefunden — in Reineke Fuchs. — Ich habe früher die didaktiſche Poeſie als einen Uebergang von der Hofpoeſie zur bürgerlichen dargeſtellt. Die abſtracte Form, die dem Gedanken genügte, mußte ſich erſt in einer dichteriſchen Empfindungs- und Anſchauungsweiſe zur Geſtaltung verdichten, bevor von einem Kunſtwerke die Rede ſein konnte. Der Gedanke mußte Fleiſch und Blut werden. Das Streben darnach iſt immer vorhanden. Wo gäbe es eine Zeit, die nicht von der Stoa und dem Portikus des Denkens ſich eine Ausſicht in die epikuräiſchen Gärten des Dichters geſucht hätte! — „Reineke Fuchs iſt, wie Roſenkranz richtig bemerkt, allegoriſch, aber das ethiſche Naturgefühl hat ſich hier ſo ſehr mit dem geiſtigen Bewußtſein durchdrungen, daß in ſeiner natürlichen Lebendigkeit das Beziehen, was ſonſt im Allegoriſchen liegt, ganz wegfällt und alle didaktiſche Weisheit ſich wie ſpielend darbietet; Symbol, Lehrgedicht, Allegorie ſind in ſeiner Durchſichtigkeit überwunden.“ Wäre die Tendenz ſtärker, als der Dichter geweſen, ſtünde ſie nicht mit der dichteriſchen Intuition in ungetrübter Einheit, ſo würde es höchſtens zu einer äſopiſchen Fabel mit einer belehrenden Schlußmoral gekommen ſein. Ich darf den Inhalt des Gedichtes ſchon aus der Göthe'ſchen Bearbeitung als bekannt vorausſetzen, und will, ohne bei ihm zu verweilen, lieber an ein Wort Göthe's anknüpfend, über die Bedeutung deſſelben mich in Kürze ausſprechen. „Indem die Idee als phantaſtiſch erſcheint, heißt es bei Göthe (im 46ſten Bd. ſämmtl. Werke), hat ſie keinen Werth mehr; daher denn auch das Phantaſtiſche, das an der Wirklichkeit zu Grunde geht, kein Mitleiden erregt, ſondern lächerlich wird, weil es komiſche Verhältniſſe veranlaßt, die dem heitern Böswilligen gar glücklich zuſagen. Ich müßte mich beſinnen, um irgend etwas zu finden, das uns Deutſchen in dieſer Art gelungen wäre, das Mißlungene wird ſich jeder Einſichtige ſelbſt vorzählen; das Höchſtgelungene dieſer Art iſt Don Quixote von Cervantes." Wenn meine Vorliebe für Reineke Fuchs mich nicht zuviel ſehen läßt, ſo möchte ich ihn dem Don Quixote an die Seite ſtellen; der Tendenz nach, wenn auch in entgegenſtehender Weiſe, ſind ſie wenigſtens einander verwandt. Wenn Don Quixote der bürgerlichen Welt, die das Ritterthum beſiegt hatte und als ſolche im Rechte war, entfliehen will und ſich das ihm vorſchwebende, aus der Bücherwelt gewonnene Ideal um jeden Preis zu verwirklichen ſucht, ſo iſt uns im Reineke dagegen das Bürgerthum als an Verſtand dem König- und

Ritterthum überlegen, in ſeiner Berechtigung zu ſein dargeſtellt. Wie uns im Don Quixote das Streben nach Poeſie auch in der Narrheit rührt und dem Lächerlichen einen höhern Ernſt verleiht, ſo gewinnt und feſſelt uns die Klugheit der bürgerlichen Welt im Reineke, da wo ſie von der idealen nicht losgeriſſen erſcheint. Wenn Don Quixote eine Satyre auf eine überwundene Welt iſt, ſo iſt Reineke eine Satyre auf eine werdende. Der ſpaniſche Ritter hat zuviel, der deutſche Fuchs zu wenig Glauben; der ſpaniſche Ritter will aller Welt, der deutſche Fuchs nur ſich ſelber helfen. In beiden Dichtungen ſind endlich die allgemeinſten menſchlichen Zuſtände nicht einſeitig und bloß einer Zeit entſprechend, ſondern in ſtets giltiger Betrachtungsweiſe aufgefaßt.

Wie die Nibelungen und Gudrun ihrem Kerne nach dem älteſten Volksbewußtſein angehören, ihre endliche Geſchloſſenheit und die formelle Ausbildung in einer ſpäteren Zeit erhalten haben, ſo auch Reineke Fuchs. Der Stoff des Gedichtes hat ſich ſchon vor Karl's des Großen Zeiten aus deutſchen Volksſagen gebildet, in denen ein Herzog Reinhard von Lothringen als Fuchs und ein Herzog von Oeſtreich unter dem Namen Iſengrin vorkommen.

Von dieſem Volksgeſang muß der ſogenannte Meiſtergeſang ſcharf geſchieden werden, wenn auch die volksmäßige Weiſe aus letzterm in einzelnen Liedern hervorklingt. Der Meiſtergeſang ſuchte und ſchuf ſich eine Poetik, die der Volksgeſang in ſich ſelbſt vorfand. Der Meiſtergeſang war indeſſen nicht nur in formeller, ſondern auch materieller Hinſicht gebunden, — nur kirchliche und moraliſche Stoffe lagen ihm zu Grunde — während der Volksgeſang nach allen Seiten hin frei ſchaltete und waltete. Der Meiſtergeſang bildete ſo ſeiner Natur nach einen Gegenſatz zum Volksgeſang und ging darauf aus, den letztern zu überwinden. In einem Meiſtergeſangbuch (Bragur 6, 2, 162) heißt es:

Dan wir hoffen, daß mit der Zeit
die ſchendlichen Gaſſenlieder abnehmen,
die man ſchier alle Nacht ausſchreit,
durch gottlos Geſind, das ſich nicht thut ſchemen,
Gott und der Obrigkeit zu ſchmach
ſind ſie, und auch zu ergernuß der Jugent,
die lernedt und dicht ſolchem nach,
dadurch wird gepflanzt Laſter und Undugent,
darumb ſollen wir mit ganzem Fleiß
ſolche Schandlieder fliehen,
Und uns begeben Gott zu Preiß.

Noch nach der Reformation war bei den öffentlichen Singſchulen, alſo bei den feierlichen Begehungen der Meiſter nur unter dem einleitenden Freiſingen erlaubt, außer der bibliſchen Geſchichte auch wahre und ehrbare weltliche Begebenheiten ſammt ſchönen Sprüchen aus der Sittenlehre „zu ſingen;“ in dem Hauptſingen aber ward nichts geduldet, als was aus der heiligen Schrift alten und neuen Teſtaments componirt war (Wagenſeil de civitate Norimb. comm. p. 543). Durch dieſe Begrenzung war der Volksgeſang ſeinem innerſten Weſen nach weit entlegener vom Meiſter- als vom Minnegeſang, wenn auch die ausübenden Künſtler — es waren größtentheils Handwerker — mit der Klaſſe der Volksſänger verwandter waren. Was den Ort und die Zeit der Entſtehung der Meiſterſchulen betrifft, ſo läßt ſich darüber nichts Gewiſſes ſagen; die Meiſterſänger ſelbſt führten ihre Entſtehung auf Kaiſer Otto I. und Papſt Leo VIII. in's zehnte Jahrhundert zurück und nannten zwölf Meiſter als die Stifter ihrer Anſtalt. Der Meiſterſänger Adam Puſchmann drückt ſich in ſeinem „gründlichen Bericht des deutſchen Meiſtergeſangs“ (Görlitz, 1571) folgendermaßen aus: Und iſt dieſe alte liebliche Singekunſt ſonderlich lieb und werth zu halten, darum, weil ſie adelicher, guter, hoher Abkunft iſt, von fürtrefflichen, fürnehmen hohen Leuten erſt erfunden, welche Meiſter und fürnehme Leute an der Zahl zwölf ſind geweſen, deren Namen ich, zu wahrem Unterrichte, hier vermelden will: 1) Herr Walther, ein Landherr von der Vogelweide; 2) Wolfgang Röhn, ein Ritter; 3) Konrad Marner, ein Edelmann; 4) Dr. Heinrich Frauenlob zu Mainz; 5) Dr. Heinrich Mügeling zu Mainz, beide Doctoren der Theologie; 6) M. Klingsur; 7) Starke Popp, und fünf ehrbare Bürger; 8) Barthel Regenbogen, ein Schmidt; 9) der Römer von Zwickau; 10) der Kanzler, war ein Fiſcher; 11) Conrad von Würzburg; 12) der alte Stoll. Ein Meiſterſängerlied aus dem ſechzehnten Jahrhundert behandelt die Entſtehung der „holdſeligen Kunſt," wie ſie damals genannt wurde, in folgender Weiſe; es mag zugleich als Probe dienen.

Entſtehung der Meiſterſchulen.

I.

Geſätz.

(In Feilweis Friedrich Furners, Tuchſcherers zu Straßburg.)

1ſter Stoll. Ach, die ganze heilge Schrift
Durchaus an vielen Orten,
Herrlich mit dem Geſang zutrift,
Reichlich von Lehr' und Worten.
Mancher ſich heut
Verwundert weit,
Wo Geſang iſt herkommen.
Aus mancher Stadt
Sein'n Urſprung hat
Und wer es hat beſonnen.

2ter Stoll. Erſtlich in dem Deutſchland
Fing an das Meiſterſingen,
Man zählt neunhundert Jahr zur Hand
Zwei und ſechzig der Dingen,
Der erſte Otto
Kaiſer war ſo
Und thät das Reich erhalten,
Leo der acht'
Zu Rom mit Macht
Das Papſtthum thät verwalten,
Abgeſang. Da erweckt Gott durch Gnad' ſein Kron (?):
Zwölf Mann in hoher deutſcher Sprach,
Doch keiner da thät wiſſen
Von dem andern; machten hernach
Viel Tön' löblich gefliſſen,
Schön zugericht't,
Daß es weit thät erſchallen.
Erſtlich wollt' es
Auch des Papſtes
Anhang gar nicht gefallen.

II.

Geſätz.

(In der Preisweis Melchior Chriſtof, Bürgers und Bäckers zu Straßburg.)

1ſter Stoll. Verklagten die
Zwölf Mann für dem
Kaiſer bequem

Und als Ketzer ſie ſchänd'ten,
In dem Bann ſie erkennten.
Den Kaiſer thät's bewegen;
2ter Stoll. Der meint' allhie
Es wär auch ein'
Neu' Sect' unrein,
Weil ſich der Hauf' mehret.
Beſtimmte Zeit ankehret,
Ein'n Tag den that man legen.
Abgeſang. Gen Pavia, auf die Schul reichlich,
Dahin ſie ſollen kommen gleichlich.
Die zwölf Mann all
Kamen zumal
Gen Pavia
Klüglich allda.
Der erſt' hieß ſanftmüthig
Heinrich Frauenlob gütig
Zu Mainz ſaß er mit Segen.

III.

Geſätz.

(In der zarten Buchſtabenweis Martin Fiſcher, Schriftgießers zu Straßburg.)

1ſter Stoll. Der ander endlich
Hieß in dem Ring
Heinrich Mügling,
Die zween waren verſtändlich
Doctores der Schrift, ich euch ſing

2ter Stoll. Nun der dritte löblich
Hieß Klingſor da,
Der vierte ja
Hieß der ſtark Pop, nicht gröblich,
Zween Magiſtri, die dichteten Bar,
Abgeſang. Von den ſieben freien Künſten gar.
Der fünft' Herr Walther hieß,
War ein Landherr aus Böhmen gewiß
Von der Vogelweid, war
Schön. Der ſechſte künftig,
Derſelb war
Ritter kühn und vernünftig,
Der ein Landſaß, Wolfgang Röhn.

IV.

Geſätz.

(In der geſchwinden Pflugweis Paulus Fiſcher, eines Kürſchners zu Straßburg.)

1ſter Stoll. Der ſiebent' hieß und ward von Adel,
Ludwig Marner, der Kunſt ohne Tadel,
Schämt ſich derſelben gar nit.
Der acht' zu Mainz ſaß, war ein Schmidt,
Hieß mit Namen Barthel Regenbogen,
Hatt' die Kunſt lieb, war ihr gewogen.
2ter Stoll. Der neunt' war von Zwickau bürtig,
In Meißenland, hieß Römer würdig,
Macht' löblich Tön' und ſchöne Bar

Der zehnt' auch von Würzburg war,
Hieße Konrad Geiger holdſelig,
Dieſe Kunſt lag ihm an gefällig.
Abgeſang. Der elft' mit Namen hieß der Kanzler,
In der Steiermark, darin ſaß er,
Ein Fiſcher ſeines Handwerks füglich,
Dicht't ſchöne Bar und Lieder täglich.
Der zwölft' der alte Steffen hieß,
War viel' Jahr ein Seiler gewiß,
Welcher viel Tön' componirt
Auch ſein'n Geſang luſtig ſchön ziert.

V.

Geſätz.

(In der hohen, fröhlichen Lobesweis, Herrn Hans Berchler,
Gaſtgebers zum Geiſt in Straßburg.)

1ſter Stoll. Die zwölf Mann gen Pavia kamen
Auf des Kaiſers Geboth,
Waren mancherlei Art und Stammen,
Hocherleuchtet von Gott,
Trieben kein'n Spott
Aus der Kunſt hin mit Namen.
2ter Stoll. Es kam auch bald gen Pavia mächtig,
Kaiſerliche Majeſtät,
Viel Doctores, Magiſter prächtig,
Dazu auch ſeinen Rath,
Verſammeln that
Viel Gelehrte bedächtig.

Abgeſang. Deßgleich des Papſtes Legaten
Von Rom hinzugethan,
Zu dieſem Hader traten,
Sollten verwalten ſchon
Vom Papſt die Sach' fleißiglich.
Die zwölf wurden verhört von allen
Punkten, Zahl, Maß und Wort,
Auf die Schul mußten ſie,
Man thät ihnen an den Ort
Fleißig hinfort
Aufmerken, mit Gefallen.

VI.

Geſätz.

(In der zarten Felderweis Veit Fiſchers, Schloſſers in Straßburg.)

1ſter Stoll. Der Kaiſer und die Herren ſein
Lobten gleich die zwölf Meiſter
Sagten ihn'n Ehr, Lob und Preis ſein,
Weil ſie kein Rottengeiſter
Un kein' neu Sekt brachten auf Erd'.
Als nun Papſt Leo vernahm werth,
2ter Stoll. Daß ſolch Meiſterlieder und Tön'
Gott nicht waren zuwider,
Erlaubt' er's einem jeden ſchön
In der Welt, hoch und nieder;
Sonderlich die Deutſchen er vermahnt,
Weil Gott die Kunſt ihnen macht bekannt.

Abgeſang. Sollten ſie die ausbreiten ſehr
Und ihm ſingen Lob, Preis und Ehr.
So lang hat Gott erhalten
Solchen ſchönen Meiſterſang
Wohl über die ſechshundert
Und etlich Jahr, mit gutem Klang:
Mancher ſich drob verwundert,
Daß die Kunſt iſt ſo alt fürwahr,
Man thut von Tag zu Tag ſich gar
Drin ſtärken und fortwalten.

VII.

Geſätz.

(In der ſtumpfen Schoßweis Hans Müller, Schloſſers zu Straßburg.)

1ſter Stoll. Nach ſolcher Zeit bekannt,
Funden ſich in Deutſchland
Zwölf Meiſter klug,
Mit Fug
Saßen im Reich,
Zu Nürnberg, hört eben,
2ter Stoll. Von welchen Hans Sachs ſchon
Gedicht't im neuen Ton,
Darin bewährt,
Erklärt
Ihr Namen gleich
Und ihren Stand daneben,

Abgeſang. Darin ſie damals waren fein.
Sie übten ſich der Kunſt rein
Gemein,
Thäten löblich Tön machen,
Dichten viel ſchöne Bar:
Ihnen angelegen war
Meiſtergeſang,
Ganz inniglich
In allen ſeinen Sachen.

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß die Erzählung vom Urſprunge und Alter des Meiſtergeſanges nur einen mythiſchen Werth hat. Man wird in allen geſchloſſenen Körperſchaften das Beſtreben wahrnehmen, ihre Anfänge in myſtiſches Dunkel zu hüllen, ſich, wenn nicht direct mit Göttern, doch mit gefeierten Menſchen in Verbindung zu ſetzen.

Die Meiſterſänger hielten wie andere Zünfte ihre Verſammlungen auf ihrer Herberge oder Zeche, ihre öffentlichen Singſchulen aber in Kirchen, gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen, um die Nachmittagsſtunden, wo durch die vier Zunftvorſteher, Merker genannt, die nur aus dem alten und neuen Teſtamente gewählten Geſänge gewählt und beurtheilt, ſodann Lob und Tadel, Preiſe und Geldſtrafen vor der feierlichen Verſammlung aller Stände ausgetheilt wurden. Der erſte der vier Merker, die als Richter im Gemerk ſaßen, gab Acht, ob das Geſungene der vor ihm liegenden Bibel gemäß ſei, der zweite auf die Proſodie, der dritte auf die Reime, der vierte auf die Melodie des Bars oder Meiſtergeſangs. Wer von den Wetteifernden am fehlerfreieſten (glatteſten) geſungen, dem ertheilten ſie den erſten Preis, und der Sieger hieß König Davidgewinner. Der zweite Preis war ein von ſeidnen Blumen verfertigter Kranz. Die Sieger ſaßen das nächſte Mal im Gemerk und hatten das Recht, Lehrlinge der Meiſterſingekunſt zu ziehen.

Die Geſetze, nach welchen die Meiſterſänger zu dichten, ſich verpflichteten, ſind in der Tabulatur, ihrer Geſetzſammlung, — die erſte uns bekannte iſt aus Straßburg von 1493 — enthalten. Ein förmlicher Meiſtergeſang hieß Bar, die Versmaße Gebäude, die Versarten mit ihren Melodieen Töne; der letztern gab es außerordentlich viele. Jeder Ton hatte ſeine eigene Benennung, gewöhnlich nach dem Meiſter, von dem er herrührte, z. B. der geile und lange Ton Heinrich Frauenlobs, die geblümte Paradiesweiſe Joſeph Schnierers. Ein Ton wurde gewöhnlich in drei, fünf oder ſieben Geſätze eingetheilt; ein Geſätz zerfiel in zwei Stollen, welche daſſelbe Versmaß und dieſelbe Singweiſe hatten, und in den Abgeſang mit eigner Singweiſe. Die Tabulatur gab ferner die Grundſätze über den Reim genau an. Es gab 32 Fehler, welche vermieden und beſtraft werden ſollten; ſie bezogen ſich meiſtens auf den Gebrauch fremder Wörter, falſchen Lateins, auf Verſtöße gegen die Proſodie u. ſ. w. *Blinde Meinung* wurden undeutlich ausgedrückte Gedanken genannt, *falſche Meinung* aber hießen Verſtöße gegen Anſtand und Sitte und das Chriſtenthum, und wer ſich ſolche zu Schulden kommen ließ, hatte verſungen und konnte aus der Schule ausgeſtoßen werden.

In Straßburg, Nürnberg und Augsburg blühten die Meiſtergenoſſenſchaften mehrere Jahrhunderte hindurch. Schon allein zu Nürnberg waren 1558 zweihundert und fünfzig Meiſterſänger, und ihre Kunſt hat bis in's achtzehnte Jahrhundert beſtanden, vermuthlich aus Stolz auf den Ruhm ihres Zunftgenoſſen *Hans Sachs*.

Lyriſche Poeſie.

Meiſtergeſänge.

Die Meiſtergeſänge ſind in vielen Handſchriften aufbewahrt. Von den Verfaſſern iſt uns nicht viel mehr als der Name bekannt, oft ſelbſt dieſer nicht. Vergl. *Docen's* Verzeichniß im Muſeum für altdeutſche Kunſt und Literatur, Bd. I., H. 1. Die bekannteſten Namen ſind: **Heinrich von Mügeln**, **Muskatblüt**, **Conr. Harder**, **Meiſter Altſchwert**, der **Hulzing**, der **Bühenlin**, **Meiſter Rumelant**, **Albr. Leſch**, **Peter Zwinger**, **Münch von Salzburg**, **Peter von Reichenbach**, **Peter von Saſſen**, **Jörg Schilcher**, **Ernball Spiegel** und einige andre aus dem fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert.

Volkslieder.

Die älteſten und neueſten Sammlungen ſind: Gaſſenhawerlein. Frankfurt, 1535. Reuterliedlein. Bergkrayen, herausgegeben von **Erasm. Rotenbacher**. Nürnberg, 1551. 4. **Ant. Scandelli**, neuw luſtige weltliche deutſche Lieder. Dresden, 1761, 1778. 4. **Chr. Hollardi**, neuwe geiſtliche und weltliche Liedlein. München, 1570. 4. **Eliä Nicolai**, ſonſt **Ammerbach** genannt, Orgel- und Inſtrument. Tabulatur. Leipzig, 1571. 8. 1583. 4. **Alex. Stendal**, fröliche deutſche Lieder. Nürnberg, 1574. 4. **Jac. Regnardts**, kurzweilige deutſche Lieder. Nürnberg, 1574 und 1579. 2 Thle. 4. 1588. 4. **C. Glaners**, erſter Theil neuwer geiſtlicher und weltlicher Lieder. München, 1578. Anderer Theil ebendaſelbſt 1583. 4. Ant. Goßwin, newe deutſche Lieder. Nürnberg, 1581. Nicol. Rosthii, frölichе newe deutſche Geſäng. Frankfurt, 1583. 4. Deſſen 30 newer lieblicher Galliardt. Altenburg, 1593. 2 Thle. 4. Jena, 1594. 4. O. S. Harniſch, new kurzweilig deutſche Liedlein. Helmſtedt, 1587, 1591. 2 Thle. 4. F. J. Brechtel, newe kurzweilige deutſche Liedlein. Nürnberg, 1588, 1590, 1594. 4. Henning Dedekinds, newe außerleſene Tricinia. Erfurt, 1588. 4. Leon. Lechneri Acheſini, erſt und ander Theil der teutſchen Vilanella. Nürnberg, 1590. 4. Jwonis de Vento, newe deutſche Lieder. München, 1591. 4. Valent. Hausmanni, newe deutſche weltliche Lieder. Nürnberg, 1592, 1594. 4. Chr. Demantii Reichenberg, deutſche weltliche Lieder. Nürnberg, 1595. 4. Deſſen ungariſche Heerdrummel und Feldgeſchrei. Nürnberg, 1600. 4. Joh. Leonh. Haßleri, deutſche Geſäng, nach Art der welſchen Madrigalien. Augsburg, 1596, Nürnberg, 1597. Deſſen Luſtgarten mancherlei Geſäng u. ſ. w. Nürnberg, 1600, 1601. 4. Nicol. Zangii, deutſche geiſtliche und weltliche Lieder. Köln, 1597. 4. Groß Liederbuch von 181 weltlichen Liedern. Frankfurt, 1599. Chr. Haiden, new luſtige Dänz und Liedlein. Nürnberg, 1600. 4. Hans Rud. Rebmann, ein luſtig und ernſthaft poetiſch. Gaſtmahl und Geſpräch zweier Bergen, des Niaſens und Stockhorns, Sonettenweiſe geſtellt. Bern, 1620. 4. (Die älteſte Samml. ſchweizer Volkslieder.) Vergl. die Abhandlung Kinderlings über die deutſchen Volkslieder und ihre Muſik in der Bragur. Bd. III. und V. Manches aus dem fünfzehnten Jahrhundert wieder aufgefundene Volkslied iſt mit ſpäteren vermiſcht auch in den neueren Sammlungen enthalten: Fr. Nicolai, Eyn kleiner feyner Almanach. Berlin, 1776, 1777. J. G. v. Herder, Stimmen der Völker. 2 Thle. Leipzig, 1778. 1779. Gottl. Leon, altdeutſche Volkslieder aus dem fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert, in der Bragur. Bd. VI., Abth. 2, S. 70. Bd. VII., Abth. 1, S. 191, Abth. 2, S. 89. Des Knaben Wunderhorn, herausgegeben von L. A. von Arnim und Cl. Brentano. Heidelberg, 1ſter Th. 1806, 2te Aufl. 1819. 2ter und 3ter Thl., 1808. Sammlung deutſcher Volkslieder mit Melodieen, herausgegeben von Büſching und v. d. Hagen. Berlin, 1807. J. Görres, altdeutſche Volks- und Meiſterlieder. Frankfurt, 1817. J. G. Meinert, alte deutſche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens. Hamburg, 1817. J. M. Schottky und F. Ziska, öſterreichiſche Volkslieder mit ihren Singweiſen. Peſth, 1819. Sammlung hiſtoriſcher Volkslieder und Gedichte der Deutſchen, aus Chroniken, fliegenden Blättern und Handſchriften, von

O. L. B. Wolff. Stuttgart, 1830. Volkslieder der Deutſchen von K. Freiherrn von Erlach. Manheim, Hoff. 5 Bde. 1835—1837.

Epiſche Dichtungen.

Die alten epiſchen Dichtungen werden reproducirt, verkürzt, theilweiſe umgearbeitet und in eine zeitgemäße Form gebracht.

Caspar von der Roen

bearbeitete um 1472 in acht- und zwölfzeiligen Strophen den größten Theil des ſogenannten Heldenbuches: König Otnit, Wolfdietrich, Etzels Hofhaltung, Rieſe Siegenot, Ecken Ausfahrt, Dietrich und ſeine Geſellen, König Laurin, der Roſengarten zu Worms, das Hildebrandlied, das Meerwunder und Herzog Ernſt, gedruckt in v. d. Hagen's und Büſching's Sammlung. Bd. II. Th. I. und II.

Ulrich Fürterer,

ein Briefmaler zu München, verfaßte eine cykliſche Bearbeitung der Sagen von Artus und dem heiligen Gral, vom Argonautenzug und trojaniſchen Kriege. In der

Handſchrift zu München befinden ſich: vom Urſprung der Helden- und Ritterorden, vom trojaniſchen Krieg und dem Argonautenzug, von Merlin, von Gaudin und Gamuret, Tſchionatulander und Sigune, Parzival, Lohengrin, Floris und Wigalois, Seyfried de Ardemont, Meleranz von Frankreich, Iwain, Perſybein, Ritter Poytislier, Lanzelot.

Balladen.

Alles Vortheilhafte, was vom Volksliede ausgeſagt wurde, iſt auch auf die Balladen anzuwenden, die in dieſer Zeit ſich beim Volke beſonders beliebt gemacht haben. Das Hildebrandlied verdankt ſeine jetzige Form dem fünfzehnten Jahrhundert. Ich will hier nur ſtatt vieler das Lied von dem edlen Möringer, von der Frau von Weiſſenburg, vom Störtebeker (Stürzebecher), vom Knecht Hennecke, von Kunz von Kauffungen anführen.

Hiſtoriſche Gedichte.

Unter den erzählenden Gedichten von hiſtoriſchen Perſonen verdient

Heinrich der Löwe,

von Michael Wyßenheer, um 1474 (mitgetheilt in Maßmann's Denkmälern deutſcher Sprache und Literatur), ferner

Lied vom Krieg zu Nürnberg,

um 1450, von Hans Roſenblüt, dem Schnepperer genannt, einer beſondern Erwähnung.

Novellen und Schwänke.

Beſonders reich iſt dieſer Zeitraum an Novellen und Schwänken. Ich führe nur folgende an: Die Gedichte von

dem Ritter von Staufenberg,

herausgegeben und mit Bemerkungen und Erläuterungen verſehen von Ch. M. Engelhardt. Straßburg, 1823. 8., die Mörin von Herrmann von Sachſenheim, vom verliebten Pfaffen, von Kaiſer Karl's Recht. Wie er ein Kaufmann und Juden macht ſchlecht. Im Legendenton verfaßte Johann Rother, Predigermönch und Hofkaplan in Eiſenach, eine gereimte

Lebensbeſchreibung der heiligen Eliſabeth.

Romane und Volksbücher.

Vergl. von Arnim und Brentano Wunderhorn. Heidelberg, 1806 ff. J. Görres, die deutſchen Volksbücher, 1807. Reichard's Bibliothek der Romane. Ich führe nur an: Der Pfaff von Kalenberg, Tyl Eulenſpiegel, die Geſchichte des Dr. Fauſt, von eines Königes Tochter in Frankreich, Fortunatus u. v. a.

Didaktiſche Dichtungen.

Als das epochemachende Werk dieſer Gattung iſt bereits der Reineke Fuchs angeführt worden. Dieſe Dichtung iſt oft aufgelegt worden. Reineke de Voß. Lübeck, 1498. Roſtock, 1517, 1522 (nach Rollenhagen's Angabe von Nik. Baumann), 1539, 1598. 4. Frankfurt a. M., 1562, 1572. 4. und 1575. 8. Roſtock,

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1592. 4. Hamburg, 1606, 1660, 1666. 8. Wolfenbuttel, 1711. 4. (vom Profeſſor F. A. Hackmann). Leipzig, 1752. 4. (von Gottſched). Eutin, 1797. 8. (von Voß und Bredow), herausgegeben von Dr. K. F. A. Scheller. Braunſchweig, 1825. 8. Reintje de Voß, von Hendrik van Alkmaar. Haarlem, 1826 (von Dr. Scheltema in Utrecht). Ueberſetzungen: von Beuther. Frankfurt a. M., 1545, 1556. fol., 1579, 1590, 1602, 1617. 8, von einem Unbekannten. Roſtock, 1650, 1662. 8; von J. C. Gottſched. Leipzig und Amſterdam, 1752. 4; von J. W. von Goethe, in Hexametern. Berlin, 1794, 1822 (auch in ſeinen Werken); von D. W. Soltau im Versmaße des Originals. Berlin, 1803, Lüneburg, 1825. Außerdem verſchiedene Ueberſetzungen in fremde Sprachen, z. B. in's Lateiniſche von Hartmann Schopper. Frankfurt a. M., 1567. 8. Reinhart Fuchs, von Jakob Grimm. Berlin, bei Reimer, 1834. Reineke Voß, nach der lübecker Ausgabe vom Jahre 1498. Mit Einleitung, Gloſſar und Anmerkungen von Hoffmann von Fallersleben. Breslau, 1834.

Das Narrenſchiff oder das neue Schiff von Narragonien,

von Dr. Sebaſtian Brand, genannt Titio, geboren 1458 zu Straßburg, wo er als kaiſerl. Rath, Kanzler und Syndikus 1520 ſtarb. Dieſes in vierfüßigen Jamben abgefaßte Gedicht iſt ſehr berühmt und in's Lateiniſche, Franzöſiſche, Holländiſche, Engliſche überſetzt, und von dem Dr. Geiler ſeinen Predigten zum Grunde gelegt worden. Ausgegeben Baſel s. a. 4. Straßburg, 1494. 4. Nürnberg, 1494. 12. Reutlingen, 1494. 4. Baſel, 1495. 4. Augsburg, 1495. 4. 1498. 4. Baſel, 1499, 1506, 1507, 1508, 1512. 4. Roſtock, 1519. Ueberarbeitungen von Mag. Johann Eisleben. Straßburg, 1545, 1549. 4. und Unbekannten. Frankfurt a. M., 1560, 1567, 1626. 8. Zürich, 1563. Straßb., 1564. 4; Neu abgedruckt in v. d. Hagens Narrenbuch. Halle, 1811. — Außerdem bearbeitete Brand den Freidank. Magdeburg, 1583. Lateiniſche Fabeln. Straßburg, 1508 u. ö. Die brabantiſche Satyre: von den loſen Füchſen dieſer Welt. Dresden, 1585. 4. u. A.

Einen Auszug aus dem Narrenſchiff gibt Eſchenburg (Denkmäler altdeutſcher Dichtkunſt. Bremen, 1799) Folgende Stellen mögen als Probe dienen.

Von neuen Funden.

Yetz hand die weibiſchen geuch gelert
Und ſchaben all tag jr Zwilckbacken *)
Sie waſchens das ſy werden ſchmacken

---

*) Die Backen oder Wangen, als Zwillinge.

Und ſchmieren ſy mit affenſchmalz
Und tund entbloſſen nack und halß
Vil ring und groſſe Kettin dran
Als ob ſy vor ſant lienhart ſtan
Der menſchen bald thut enbinden
Das er ſein kettin nimmer kan finden
Mit ſchwebel, hartz, biſſen das har *)
Darein ſchlecht er dann eyerklar
Das es im ſchüſſelkorb werde krus
Der henckt den kopff zum fenſter us
Und blaycht das har bei ſunnen feur
Dar under werdend leüs nit teur
Die treügen yetz wol in der welt
Das tut all kleyder ſeind voll felt
Rock, mentel, hembder und bruſtuch
Pantoſel, ſtifel, hoſen, ſchuch,
Wild kappen, mentel, umblauf **) dran.
Der teudtſch ſitt will gantz auffgan.
Man wirt ſchier buſtab ſchreiben dran
Das man ſech an der lyberey
Was geſchlecht der narren yeder ſey.
Dann treit man kurtz, dann lange reck,
Dann groſſe hut, dann ſpitzig mit eck.
Dann ermel lang, dann weit, dann eng,
Dann hoſen mit vil farb und ſpreng.

---

*) biſſen, aufpuffen.

**) umblauf, umherlaufende Borten.

Beſonders eifert er wider das kurze Abſchneiden oder Beſchroten der Röcke:

Pfuch ſchand der teutſchen nacion
Das die natur verdeckt will han
Das man das blößt und ſehen lat
Darumb es leider übel gat.

Ohne Geld gelangt man, bei allen Verdienſten, zu keinen Ehrenſtellen:

Wär noch in leben Salomon
Man ließ in in den rat nit gon
Wann er ein armer weber wär
Oder im ſtünd ſein ſeckel leer.

Hierher gehören auch die didactiſchen Schriften von Thomas Murner, dem Schweizer Johann von Morßheim, dem eifrigen Beförderer der Reformation, Wilibald Pirkheimer und vieler Anderer.

Dramatiſche Dichtungen.

Die Schaubühne hängt mit der mittelalterlichen Kirche auf das Engſte zuſammen. Die kirchlichen Feſte hatten einen dramatiſchen Charakter. Der Ernſt ſchlug leicht in Scherz um. Die älteſten Schauſpiele hießen Myſterien.

Wenn dieſe recht gefallen wollten, mußten viele Teufel in ihnen agiren. Der Hauptſpaß der Teufel beſtand darin, die Pfaffen zu verhöhnen. In Schernberk's berühmter Myſterie: „Das Spiel von Frau Jutten" (im Jahre 1480) erſchienen nicht nur acht Teufel, von denen ihrer zwei Spiegelglanz und Federwiſch hießen, ſondern auch des Teufels Großmutter, Frau Lillis. Sie ſangen in einem Rundgeſang:

Luzifer in deinem Throne
Rimo, Rimo, Rimo,
warſt du ein Engel ſchone,
Rimo, Rimo, Rimo,
nun biſt du ein Teufel greulich,
Rimo, Rimo, Rimo u. ſ. w.

Mitunter haben die Dichter im Perſonenverzeichniß bei der Angabe von vier, ſechs, acht Teufeln noch hinzugeſetzt: „allhie mag man auch wol mehr Teufel verordnen." Oft ſchreiben ſie auch ihre Bekleidung vor. Die Teufel hatten ihre beſonderen Töne, raſſelten mit Ketten, klingelten mit Schellen und ſchrieen mit fürchterlichem Ziſchen, Brummen, Heulen und Brüllen: Hoho, hoho! Huhahuhu! burrrurrrr, rrurr! ruiſchnich ꝛc. Das gefiel außerordentlich. Der Teufel wußte ſich zum Lieblingsthema der Schriftſteller überhaupt zu machen. Die berühmteſten Theologen ſchrieben Werke, die mit einem Teufelstitel ſich Eingang zu verſchaffen ſuchten. Die Fluchteufel, Tanzteufel, Saufteufel, Eheteufel, Geſindeteufel, Hoffahrtsteufel, Spielteufel, Hofteufel, Eidteufel, Hoſenteufel und dergleichen mehr wurden mit ſo entſchiedenem Beifall aufgenommen, daß, nach mehreren Auflagen derſelben, der Buchhändler Siegmund Feyerabend zu Frankfurt 1575 davon eine allgemeine Sammlung unter dem Titel Theatrum diabolorum veranſtaltete. Aus den Myſterien entwickelten ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach die Paſſions- oder Faſtenſpiele, welche gewöhnlich in der Charwoche von der ganzen Bürgerſchaft oder von einzelnen Zünften aufgeführt wurden. Bibliſche Stoffe, und vor allem die Leidensgeſchichte Jeſu, lagen ihnen zum Grunde. Auf einem freien Platze wurde das Theater aufgeſchlagen, der Spielenden waren oft mehrere hunderte — „der Saul von Mathias Holzwart“ (1571) füllte 50 Akte und beſchäftigte hundert redende und fünfzig ſtumme Perſonen, die „tragico comoedia apostolica“ des Johann Brummer (1593), 246 ſpielende Perſonen —, die ganze Einwohnerſchaft bildete das Publikum; die Aufführung der einzelnen Akte fand oft mehrere Tage hinter einander Statt. Dieſe Faſtenſpiele haben ſich in mehreren Gegenden des katholiſchen Süddeutſchlands bis auf unſre Zeit erhalten. Als eine Nebengattung ſind die Moralitäten und Allegorien zu erwähnen. Mit ihnen gleichzeitig ſind wohl die Faſtnachts- oder

Poſſenſpiele entſtanden, die wie jene die ernſte, die komiſche Seite des Lebens hervorheben. Alle dieſe Verſuche tragen den Stempel der Rohheit an ſich. Doch ſo ſind — nach Goethe's Ausſpruch, in „Wilhelm Meiſters Lehrjahren“ — die Anfänge aller Schauſpielkunſt. Der rohe Menſch iſt zufrieden, wenn er nur etwas vorgehen ſieht; der gebildete will empfinden, und Nachdenken iſt nur dem ganz gebildeten angenehm. Das Verhältniß unſrer dramatiſchen Verſuche zu denen des Auslandes ſcheint mir von Gervinus durch folgende Angaben ſicher und wahr angegeben zu ſein: „Was ſich in Deutſchland aus den Myſterien bildete, was ſich in dieſer Gattung, oder, wenn man will, was ſich in größerer Aehnlichkeit mit den Moralitäten der Engländer und Franzoſen gegen Ende des 16ten Jahrhunderts bei uns erneute, iſt gegen das Fremde kaum der Rede werth. Wie Arioſt auf der Höhe der künſtleriſchen Ritterepopöe, wie Cervantes auf der Spitze der proſaiſchen Ritterromane, wie Lope de Vega als Meiſter der eleganten Volkskomödie, wie Holberg als Hauptvertreter des dramatiſirten bäueriſchen Schwanks oder Charakterluſtſpiels, und Shakespeare als Koryphäe der geſammten volksmäßigeren dramatiſchen Kunſt der neuen Zeit erſcheint, ſo ſteht als Vollender des Mirakels und Myſteriums, der Allegorie und Moralität Calderon, in ſeinen zwiſchen Tiefe und Grundloſigkeit, zwiſchen Erhabenheit und Plattheit, zwiſchen myſtiſchem Scharfſinn und Unklarheit, zwiſchen Werth und Unwerth ſchwankenden Autos ſacramentales. Wir können in keiner Gattung, die ſich innerhalb dieſer Uebergangszeiten von der Ritterpoeſie zu unſerer neueſten hervorthat, mit dem Auslande wetteifern; wir haben nur faſt überall die erſten roheren Anfänge, wir laſſen ſie liegen, wir nehmen ſie, das Fremde nachahmend, mißtrauiſch und furchtſam wieder auf, wir werfen dies endlich wieder in einem gewiſſen Grade ab und erreichen mit Benutzung alles deſſen, was uns die ganze Welt als warnendes oder ermunterndes Beiſpiel hinterließ, das Vorzüglichſte aber am ſpäteſten. So haben wir Myſterien vor allen anderen Nationen aufzuweiſen, und ſollten wir nicht als ſolche bibliſche Stücke die Klopſtockiſchen, als die letzte Moralität Leſſing's Nathan betrachten dürfen, der hoffentlich ein unvergeßliches Denkmal unſerer Literatur bleiben wird, wenn es auch nicht als ſtreng poetiſches Kunſtwerk gelten ſoll. So haben wir auch Faſtnachtsſpiele in ſchriftlicher Ueberlieferung früher als andere Nationen; die Ausbildung des Komiſchen freilich ſind wir uns noch ſchuldig geblieben."

Die hiehergehörige Literatur iſt: Gottſched's nöthiger Vorrath zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt. Leipzig, 1757, 1765. 2 Th. J. Büſching's Erzählungen, Dichtungen, Faſtnachtſpiele und Schwänke des Mittelalters. Breslau, 1815. 3 Hefte. L. Tieck's deutſches Theater. 2 Bde. Berlin, 1817.

Hans Roſenplüt, der Schnepperer (Schwätzer), Wappenmaler und Meiſterſänger zu Nürnberg (1450), ſchrieb ſechs Faſtnachtsſpiele. 1) ein vaßnacht Spil (ohne andere Titel, handelt vom Ehebruch); 2) von den Syben Meiſtern; 3) des Turken Vaßnachtſpil; 4) von dem Jüngling; 5) die Küchenſpeiſe; 6) von dem pawern und dem Bock, unter denen das dritte das bekannteſte iſt. Die redenden Perſonen ſind: Ein Herold, ein Nürnberger, ein Türkiſcher, der türkiſche Kaiſer, ein Bote vom Papſt, ein Bote vom Kaiſer, ein Bote vom Rhein und der nürnberger Bürgermeiſter. Einmal ſagt der kaiſerliche Bote zum türkiſchen Kaiſer, der nach Deutſchland gekom̃en war, um die in der Chriſtenheit eingeriſſenen Mißbräuche und Ungerechtigkeiten auszurotten:

Ich bin ein Bote vom Romiſchen Keyſer
Zu dir du unglaubiger wentrenſer
Daß ich dir ſolle ſagen wolleſt du ſein beiten
So wil er ſich aufrüſten und bereyten
Und wolle dir alſo ſcharff begeinen
Das du und alle dein Rete muſt weynen
Und wil dir ein ſollich ſtraff ertzeygen
Daß du dich im muſt geben zu eygen

Mer ſtraff wil ich dir offenbaren
Dein part wird dir mit ſicheln abgeſchorn
Vnd wirdet dir dein Antlitz mit eſſig gewaſchen
Vnd darein ſeen saltz kalkk und aſchen
Das loch dir dein Get nicht mag verſtopffen
Dein hawbt muß dir vber ein ſwerts clingen abhupffen
Weſt ich wolt es ſich nicht zu ſere einreißen
Ich ſchlug dich ſelber du mochſt dich be . . .
See hie ſein brine und liſe ſie gar eben
Wie du Im ein Antwort wolleſt geben.

Ihm antwortet der Turkiſch Keyſer:

Sage deinem Keyſer hinwieder dem oberſten hawpt
Im ſey recht und vnrecht erlawbt
Wolle er hageln ſo wollen wir ſhawern
Vnd wolle er weynen ſo wollen wir trawern
Wolle er ſawern ſo wollen wir bittern
Vnd wolle er lachen, ſo wollen wir kittern
Vnd wolle er trennen, ſo wollen wir reißen
Und wolle er v . . . ſo wollen wir uns be . . .
Wolle er's dann verbieten ſo wollen wirs halten
Das raten vnnſern fürſten wir alten
Vnd wollen im dann ein pot hinwider thun
Wenn dann ein fuchs wird fliehen ein hun
Vnd wenn ein hund ein haſen fleucht
Vnd wenn ein eynveltiger ein be . . Juden betrewgt
Vnd wenn ein froſch einen ſtorchen verſlickt
Vnd wenn der pettler nymmer an ſeine cleider ſtickt

Vnd wenn ein gems ein wolff wird iagen
Vnd wenn die frawen nimmer kinder tragen
Wenn im das alles geſchicht erſt wollen wir fliehen
Vnd mit ſchanden wider hejmziehen
Die antwurt ſolt du dem Keyſer eben ſagen
Das wir nicht fliehen wollen man werd vns dann iagen.

Neben **Roſenplüt** iſt **Hans Volz** aus Worms, Barbier und Meiſterſänger um 1450 zu Nürnberg und **Theodorich Schernbeck**, ein Meßpfaffe in einer deutſchen Reichsſtadt zu nennen. Letzterer ſchrieb 1480 das religiöſe Schauſpiel: **Apotheosis Joannis VIII. Pontificis Romani.** Ein ſchön Spil von Fraw **Jutten**, welche Bapſt zu Rom geweſen und aus ihrem bäpſtlichen scrinio pectoris, auf dem Stual zu Rom, ein Kindlein zeuget. Eisleben, 1505. 8. Neu abgedruckt in **Gottſched's** nöthigem Vorrath, II. 81—138.

Proſaiſche Schriften.

In **Tauler** und **Berthold** haben wir die Begründer der deutſchen Proſa begrüßt. Ihr Einfluß machte ſich nach und nach immer bemerkbarer. Nicht nur für die philoſophiſch-theologiſchen Gebiete, ſondern auch für die Unterhaltungs-Literatur kam ſie nachgerade in Anwendung.

Viele Rittergedichte wurden in Proſa aufgelöſt, wie Triſtan, Wigalois, Reinald von Montalban, die im letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts im Druck erſchienen. Hierher gehören die früher angeführten Romane und Volksbücher.

Oratoriſche Proſa.

Tauler's ausgezeichnetſte Schüler waren: Meiſter Eckart, Otto von Paſſau, Verfaſſer einer chriſtlichen Tugendlehre,

die vier und zwanzig Alten oder der güldne Thron,

und

Heinrich von Nördlingen,

von dem wir Briefe an eine Nonne beſitzen. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zeichnete ſich Johann Geiler von Kaiſersberg und Thomas Murner aus.

Hiſtoriſche Proſa

Auch die Geſchichte wird nun in Proſa dargeſtellt. Gansbein's limburger Chronik und die elſaſſiſche Chronik, von Jacob Twinger von Königshoſen (herausgegeben und mit Anmerkungen verſehen von Schilter. Straßburg, 1698) gehören dem vierzehnten Jahrhundert an; im fünfzehnten müſſen folgende genannt werden: Johannes Rothe's thüringſche Chronik, Diebold Schilling's Beſchreibung der burgundiſchen Kriege, Petermann Etterlin's ſchweizeriſche Chronik (Baſel, 1507), Peter Eſchenloer's Geſchichte der Stadt Breslau (Breslau, 1827—28), Thomas Gheysmer's däniſche Chronik, Conrad Botho's Croneken der Saſſen, Jakob Unreſ's öſterreichiſche Chronik, die Chronik der Stadt Köln und die Weltchroniken Steinhövel's, Thomas Lirar's, Werner's Rolewink's und Georg Alt's.

An dieſe Geſchichtswerke ſchließt ſich der von Kaiſer Maximilian I. entworfene und von Marx Treizſauerwein von Ehrentreitz ausgeführte Weiß-Kunig, welcher die Geſchichte Maximilian's von ſeiner Erziehung bis zu Ende des von ihm geführten venetianiſchen Krieges, in der Form eines allegoriſchen Romans, enthält.

Auch die Reiſebeſchreibungen Schilteberger's, Hans Tucher's und Bernhard von Breydenbach's, verdienen hier eine Erwähnung.

Das Beiſpiel eines ſtreng-wiſſenſchaftlichen Werkes gibt der ausgezeichnete Künſtler Albrecht Dürer in ſeiner Anleitung zur Geometrie, Zeichenkunſt und Fortification.

Neuere Literatur.

Martin Luther, Ulrich von Hutten, Hans Sachs.

Papſt Hadrian VI. ſoll, da er das vaticaniſche Muſeum zum erſten Male geſehen, ausgerufen haben: „Es ſind Götzenbilder der Heiden!" Hätte das Mittelalter uns nur auch Götzenbilder hervorgebracht, welche uns durch ihren Kunſtwerth die verkehrten Lehren vom Zuſammenhange des Göttlichen und Weltlichen vergeſſen ließen, ſo wollten wir, da wir hinter und nicht vor der Geſchichte ſtehen, uns dieſelben gern gefallen laſſen, wenn wir jetzt nur mit einem ſchmerzlichen Gefühle an Jahrhunderte zurückdenken, die trotz ihrer vielfachen geiſtigen Gährungen uns keine deutſchen Dichtungen hervorgebracht, auf die wir, wie die Italiener auf die von Dante und Arioſto als auf ewige Muſter hinweiſen können. Der Gedanke mußte — ſo ſcheint es — in Deutſchland erſt ſeine Freiheit erobern, mußte erſt innere und äußere Selbſtändigkeit gewinnen, bevor er in Kunſtſchöpfungen ſeine Auferſtehung feiern konnte. An der Spitze des deutſchen Gedankens aber ſteht vor allen Luther. Die Franzoſen pflegen von Malherbe zu ſagen: Enfint *Malherbe* vint, um einen neuen Literaturabſchnitt zu bezeichnen; daſſelbe kann von uns mit unendlichmal größerem Rechte von Luther geſagt werden. In Luther erfüllte ſich, was die beſten Geiſter vor ihm erſtrebt, aber nicht erreicht haben. Luther fühlte tief die Wahrheit des bekannten Ciceroniſchen Wortes: **Urbem philosophiae proditis, dum castella defenditis**, und iſt durch Geſchick und Glück den folgenden Geſchlechtern ein deutſcher Prophet, ein dritter Elias, wie ihn Helmbold nennt, geworden. Ja, Luther kommt uns noch heute wie eine Verkörperung des deutſchen Gedankens vor. Daß der Gedanke aber bei den Deutſchen am meiſten vorherrſcht, iſt eine Wahrheit, die ſchon Tacitus bei ihnen zu einer Zeit nicht überſieht, wo noch keine lauten Zeugniſſe darüber in Kunſt und Wiſſenſchaft vorhanden waren. Dieſer Gedanke hatte es niemals zum eigentlichen Abſchluß, zur Verſöhnung mit Rom gebracht; dieſer Gedanke iſt es auch, den die Italiener deutſche Wuth (furor Teutonicus) zu benennen pflegten. Dieſer Gedanke kommt mir wie der Held Bonved vor, von dem uns die Sage meldet, daß er Anfangs nur die Goldharfe ſchlagen und ſich im Zauber ſüßer, herzgewinnender Melodieen berauſchen wollte, ſpäter aber von ſeiner Mutter angeſpornt, ſeines Vaters Tod zu rächen, nicht nur den geſchiedenen Geiſt mit Blut verſöhnte, ſondern nun nach gekoſtetem Blute der Berſerkerwuth anheimfallend, wie ein Sturmwind Alles vor ſich niederſchmetterte, endlich nach Hauſe zurückkehrte, dort ſeine eigne boshafte Mutter nebſt zwölf Zauberweibern umbrachte und in ſeiner hohen Burg dann die Goldharfe ſchlug, bis alle Saiten ſprangen.

Insbeſondere verdient Norddeutſchland von dieſem Betrachte aus hervorgehoben zu werden. Der Gegenſatz zwiſchen Nord- und Süddeutſchland hat ſich auch in der mehr oder weniger ſtarken Empfänglichkeit für die neue Lehre ſchon frühzeitig geltend gemacht, und man kann mit Gewißheit behaupten, daß wenn der Reformator ein Baier, ſtatt ein Sachſe geweſen, man eher zur Einigung und Ausgleichung mit Rom gekommen wäre. Selbſt der ſprachliche Ausdruck war dabei nicht ſo unerheblich, als man heute, wo wir durch Luther zumeiſt eine allgemeinherrſchende Bezeichnungsweiſe für unſere Gedanken haben, wohl glauben könnte. War auch vor Luther der ſüddeutſche Dialect im Bereiche der Literatur vorherrſchend, ſo hatte er doch das Leben der Nation nicht tief genug berührt, daß er zur Umgangs- und Geſammtſprache, ähnlich der neuern, hochdeutſchen, geworden wäre. Ja, die Dichtungen ſelbſt ſcheinen wegen der romantiſchen Grundlage auch damals, als noch die niederdeutſchen Fürſten und Herren in ſchwäbiſcher Mundart zu ſingen pflegten, bei Weitem nicht ſo beliebt, als die didactiſchen und ſatiriſchen geweſen zu ſeyn. Dieſer Mangel an Sympathie ſcheint mir weniger im kältern Blute des Norddeutſchen, als in dem richtigen Gefühle zu liegen, daß die Dichtungen von einem undeutſchen Geiſte belebt, von der Lüge zum Theil eingegeben waren. Die Kritik war immer vorzugsweiſe ein Eigenthum der Norddeutſchen, wenn ſie auch nicht, wie jetzt, in Zeitſchriften ihre Fahne entfaltete. Luther ſuchte vor Allem als ein ſchöpferiſcher Genius durch eine formelle Umgeſtaltung, durch eine Neutraliſation der ober- und niederdeutſchen Mundart eine Verſöhnung zwiſchen dieſen Gegenſätzen, ſo weit als möglich, in's Leben zu rufen. Es bedurfte nicht nur einer ſo großen Perſönlichkeit, wie die eines Luther, ſondern auch einer ſo tief in's Leben eingreifenden Frage, wie ſie von ihm angeregt wurde, daß dieſer Verſuch die ſchönſten Früchte getragen. „Ich habe," bemerkte er in ſeinen Tiſchreden, „keine gewiſſe, ſonderliche, eigne Sprache im Deutſchen, ſondern brauche die gemeine deutſche Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verſtehen mögen."

Im Renner unter der Ueberſchrift: Von mancherlei Sprachen, charakteriſirt Hugo von Trymberg die deutſchen Dialekte folgendermaßen:

Die Schwaben jhr wörter ſpalten,
Die Francken ein theyl ſie falten,
Die Beyern ſie zuzerren,
Die Döringen ſie auffſperren.

Die Sachſen ſie underzucken,
Die Reinländer ſie underdrucken
Die Wederauwer ſie würgen,
Die Meiſſener ſie wol ausſchurgen
Egerlandt die wörter ſchwencken.
Steyerlandt ſie baß lencken.
Oſterlandt ſie ſchrencken,
Kernthen ein theyl ſie ſencken.
Behem, Vngern, Polen, Lamparten
Die hauwen nit mit Teutſcher Barten
Frankreich, Wahlen, vnnd Engelandt,
Nortwegen, Ybernia ſind unbekandt
An jren ſprachen Teutſchen leuten
Niemandt kan euch wol gedeuten
Kriegiſch, Jüdiſch, Heydeniſch,
Syriſch, Windiſch, Kaldeiſch.
Wer das miſchet in Teutſch gedichte,
Sein meiſterſchafft würd gar zü nichte.
Die landt ſprachen dauor genannt,
In Teutſchen landen ſindt bekanndt.
Wer aus denen was gutes nimet,
Das wohl in ſeinem dichte zimet,
Mich dunkt der habe nit miſſethan,
Thut ers mit kunſte, vnnd nit durch wahn.

Luther's Sprache ſelbſt diente Anfangs als Schiboleth für die Anhänger ſeiner Lehre. Und wahrlich, wenn die Form einen höhern, als einen zufälligen Werth in Anſpruch nehmen darf, dann muß man geſtehen, daß der ſchnelle Sieg derſelben als ein ſehr günſtiges Vorzeichen auch für die in ihr verhandelte Frage angeſehen werden durfte. Es half wenig, daß die Gegner der Reformation lange Zeit das lutherſche Deutſch, als eine Ketzerſprache, weder ſchreiben noch hören wollten; die Ketzerſprache ſiegte, weil ſie dieſe Auszeichnung verdiente. Das allgemeine Intereſſe, welches alle auf die Kirche ſich beziehende Verhandlungen durch Luther für ſich anſprachen, ſteigerte den Drang nach Selbſtbelehrung und das geſchriebene Wort verdrängte immer mehr das familiäre, dialektiſche. Rouſſeau ſagt: **Plus une nation lit et s'instruit, plus ses dialectes s'effacent et enfin il ne reste plus qu'en forme de jargon chez le peuple, qui lit peu et qui n'écrit point.** Die Zeit war gekommen, wo wenigſtens die beſſeren Geiſter ſich gegen die Lüge, gegen die Scheinheiligkeit in ein anderes Verhältniß ſetzten; wo ein paar ſüß oder ſchauerlich klingende Redensarten die Bruſt nicht mehr erwärmen konnten; wo man nicht länger dem bekannten Hofnarren gleichen wollte, der den Winter hindurch nichts, als eine alte Violine im Ofen hatte, und doch immer Holz, denn er brannte ſie nicht an. Derſelbe religiöſe Geiſt, der ſchon im vierzehnten Jahrhundert zur Bildung der deutſchen Proſa am Meiſten beitrug, überwand im ſechszehnten alle Hinderniſſe.

Wenn endlich mehr als ein halbes Jahrhundert verging, ehe **Luther's** Sprache, unſer heute ſogenanntes Hochdeutſch, auch nur unter den Proteſtanten in Deutſchland eingeführt war, ſo zeigt gerade dieſe Verzögerung uns um ſo mehr, wie **Luther** auch in formeller Hinſicht ſeiner und der nachfolgenden Zeit vorangeeilt war, wie er auch im nichtkirchlichen Gebiete als ein epochemachender Genius begrüßt werden muß. Wenn Einer, zeigt uns Luther, daß die Form und die Gedankenverbindungen eben ſo ſehr etwas Individuelles, als Nationales ſind. **Luther** ſtellt eine bedeutende Perſönlichkeit und Idee zugleich dar, die eine Zeit durchbrach, die aus heterogenen, unausgegohrnen Elementen zuſammengeſetzt war. „Es exiſtirte — wie **Fortlage** in ſeinen geiſtreichen Vorleſungen über die Geſchichte der Poeſie S. 248 bemerkt — im Mittelalter nichts Ganzes, Charactervolles und Conſequentes, als die römiſche Kirche, darum wurde ſie die höchſte Potenz der Zeit. Alle nördlichen Producte tragen die Spuren eines innern Zwieſpalts unausgegohrner Elemente. So wie ſich im Kreiſe der Artusſage ſchlecht miſchen von der einen Seite der freie Ungeſtüm des nordiſchen Ritterthums mit dem munkelnden Myſticismus des Grals, von der andern die perſiſchen Anſchauungen mit der nordiſchen Unfähigkeit, denſelben glühende Farben zu leihen: eben ſo hat auch in der gothiſchen Baukunſt die emporſtrebende

Rieſenhaftigkeit des altdeutſchen Sinnes mit der Aengſtlichkeit des Ausbau's, der in gelehrten und frömmelnden Schnörkeln, Roſen, Kreuzen, Triangeln, Röhren und Arabesken erſtickt, nur einen vorläufigen Vertrag, nicht ein feſtes Ehebündniß ſchließen können. Daher ſtellte ſich auch frühzeitiger Ekel ein, und die Bauten blieben unvollendet. Und wenn uns zuweilen aus den Angeſichtern altdeutſcher Malerei der magiſche Geiſt der Völa unheimlich, aber wunderbar anzittert, wie ein altes ſterbendes Orakel, ſo legt dieſem Eindruck die Andächtelei, welche Fleiſch und Glieder ſcheute und die junge Kunſt zu einer Koketterie mit ihrem eigenen Ungeſchick verführte, ein ſtarkes Gegengewicht zu."

Mit Luther beginnt die neue Zeit, mit Luther ſucht ſich das germaniſche Geiſtesleben von allen unorganiſchen Anſätzen zu befreien; mit Luther geht durch die Macht des Wortes in Erfüllung, was das Schwert der Hohenſtaufen vergebens zu erobern ſuchte. Wie vor Luther Deutſchland ſich romaniſche Ideen aneignete, ſo tritt mit Luther die Aufforderung an die romaniſchen Völker, ſich, wenn ſie nicht in ſich verkommen wollen, durch die Macht des deutſchen Gedankens zu belangen und zum Fortſchritte anzuſtacheln. Die franzöſiſche Revolution, was iſt ſie anders, als eine Ueberſetzung aus der Kirchengeſchichte in die politiſche? Nicht minder mächtig ſind die Revolutionen im Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft, deren Ausgänge in abſteigender Linie mit dem lutherſchen Trauerſpiel, wie Erasmus die Reformation nennt, zuſammenhängen. Die Starrheit des Ueberkommenen wird in dem Brenntiegel einer Perſönlichkeit von nun in Fluß gebracht; die bildſame Maſſe muß nun ſich die Formen gefallen laſſen, in welche der von dem die Geſchichte beherrſchenden Geiſte Berufene ſie bringt. Die Objectivität des Gewordenen erdrückt nicht wie früher jede freie, ſelbſtändige Regung: Fortſchritt, nicht Stillſtand wird die Loſung der Geſchichte. Man kann wohl ſagen, daß ein Dichter wie Shakeſpeare, den die Neuromantiker ſo gern als eine vollendete Entwickelung des Mittelalters anſehen, ohne die vorhergegangenen Einſprüche der neuen Zeit gegen die Lehre Rom's, ohne die nationale Emancipation, nicht denkbar iſt. Shakeſpeare iſt im Bereiche der Dichtung, was Luther in dem der theologiſchen Speculation, der Idee nach die neue Zeit, die keinen beſſern Vertreter finden könnte. Beide ſind freilich nicht ganz losgeriſſen von der Vergangenheit, beide ſehen noch mit einer Pietät, die großen Seelen überhaupt nie abgeht, auf die ihnen vorangegangenen Thaten und Beſtrebungen zurück; aber ſie ſuchen ſie im Lichte einer beſſern Auffaſſung feſtzuhalten. Man kann beide, Luther ſowohl als Shakeſpeare, Myſtiker im beſſern Sinne des Wortes nennen, wenn man den Namen in dem Sinne gelten laßt, wie ich ihn bei einer früheren Gelegenheit feſtgeſtellt habe. Beide haben ſich nicht ſo ſehr in die Abſtraction hineinverſenkt, daß ihnen aller poſitive Gehalt unter der Hand zerronnen wäre. Beide nahmen den Wein aus dem vollen Faſſe des Lebens. Es giebt ein allerliebſtes Sinngedicht auf eine Nonne von Hoffmann von Hoffmannswaldau:

Man nahm mir meinen Schmuck, und ließ mir Fleiſch und Blut.
Man ſchnitt die Haare weg, und ließ mir meine Glut.
Im Beten hat mir ſtets der Glaube ſehr behaget,
Der von dem Auferſteh'n des Fleiſches etwas ſaget.

Das Mittelalter ſcheint mir eine ſolche Nonne, die Luther aus ihren engen Mauern befreite, die Luther der Auferſtehung zugeführt hat.

Man darf, glaub' ich, annehmen, daß große Glaubensreformatoren Dichter ſind, auch im Falle, daß keine von ihnen abgefaßte Gedichte davon Zeugniß ablegen. — Die Poeſie kommt auf einem andern, ernſten Gebiete zum Vorſchein; die Poeſie ſchießt dann mehr wie rothe Flammen aus dem Herzen ihrer Thaten hervor. Was verſchlägt's! — iſt die Begeiſterung auch nicht in ein künſtliches Baſſin eingeſchloſſen, bricht ſie auch wild und ſtürmiſch-wogend hervor, bleibt ſie doch immer das, was den Dichter vor Allem zum Dichter macht. Das ließe ſich nun von Luther behaupten, auch wenn er nicht durch die That uns darüber die größte Gewißheit gegeben hätte. Luther darf neben ſeiner welthiſtoriſchen Bedeutung auch eine nicht unbedeutende literariſche in Anſpruch nehmen. Luther hat Verdienſte um die freie und gebundene Rede. War es auch weniger die Form als der Inhalt, der ihm vorſchwebte, ſo offenbarte ſich doch auch hierin, wie bei allen wahrhaft Berufenen, der Gott in ſeiner Bruſt, daß beide zu einander paßten. Noch heute kann ſeine Bibelüberſetzung, wenn mehr auf Würde und Hoheit als auf Glätte und Leichtigkeit des Ausdrucks geſehen wird, wenn man ſich überhaupt mehr erbauen als unterhalten will, vor allen ſpäteren empfohlen werden. Und es ſcheint mir nicht übertrieben, wenn Radlof die Einwirkung ſeiner Ueberſetzung auf die deutſche Volks- und Sprachbildung mit derjenigen verglichen, welche die Geſänge Homer's auf die Geſammtbildung der Griechen hatten. Noch heute müſſen ferner einige ſeiner Kirchenlieder wie Perlen hochgehalten werden. Wer hat nach ihm die Macht und Seligkeit des Glaubens ſo wunderbar ſchön und tief wie in dem mit Recht allgemein beliebten Liede geſungen:

Eine feſte Burg iſt unſer Gott!

„Aus welchem Wuſte,“ heißt es bei Gervinus, Luther das Kirchenlied noch herauszuarbeiten hatte, kann man ſich vorſtellen, wenn man an die Marien- und Paſſionslieder zurückdenkt, welche noch unmittelbar vor ihm parallel mit den Legenden, Lobgedichten und Figuren ſo ſehr verbreitet waren. Es war ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert Sitte geworden, Volksmelodieen für geiſtliche Geſänge zu gebrauchen und neue Texte unterzulegen, oder auch blos weltliche Texte in geiſtliche — man muß ſagen — zu parodiren. Die katholiſche Zeit, in der man ſich vor der heterogenen Miſchung des Erhabenſten mit dem Gemeinſten, wie wir oft ſahen, nicht ſcheute, brachte dieſen Unſinn auf, und ſehr oft ſind ſolche Volkslieder in Marienlieder umgeſetzt; doch dauerte es auch in der proteſtantiſchen Zeit, ja bis in's achtzehnte Jahrhundert, daß man die Gaſſenhauer „chriſtlich moraliter und ſittlich“ *) veränderte, und daß man weltliche Melodieen in geiſtliche verpflanzte, hatte noch mit der Weiſe eines Klagliedes in

---

*) Gaſſenhawer Reuter- und Bergliedlein, chriſtlich moraliter und ſittlich verändert durch Herm. Heinr. Knauſten. Frankfurt, 1517. — Ich tadle, ſagte Matheſius, die alten Meiſtergeſänge und Bergreihen nicht, denn ich hab viel alter ſchöner Gedichte geſehen, darin man gute und chriſtliche Leute ſpüret, als das von Pelikan, von der Mühle u. a. Aber was lehret oder wen tröſtet der alte Hildebrand oder Rieſe Sigenot?

der aſiatiſchen Baniſe ſtatt. Fiſchart ſpottete über das Unweſen: es dichteten unſre Prädicanten geiſtliche Lieder von einer wilden Sau, und das geiſtliche wacker braun Maidlein, den geiſtlichen Felbinger u. dgl. Im Allgemeinen aber ward dieſer barbariſche Geſchmack durch Luther, ſo gut wie der ganze Katholicismus und die alten Erbauungsbücher durch ſeine Bibel erſchüttert, als gleich nach dieſer die erſte Sammlung ſeiner Lieder erſchien. Auch ſie ſind gegen die obſcönen Volksgeſänge gerichtet, ſie verſchmähen aber die kindiſche Waffe der ernſten Parodie, ja ſie behielten nur theilweiſe ältere Melodieen. Sie halten vom Volkslied die Inverſionen und Sprünge, den kühnen Schritt, den kraftvollen, gedrungenen Ausdruck feſt, bilden ſich aber innerlich aus Kraft des Glaubens und ächter Religioſität frei heraus. Sie gaben augenblicklich das Muſter für alle Reformatoren und von Schleſien bis Frankfurt, von den Dithmarſen bis Nürnberg und Augsburg hielten es die erſten Glaubensverbeſſerer gemeinlich für ihres Amtes und Geſchäfts, in Luther's Weiſe einige Localliebder zu dichten, und die Innigkeit und Frömmigkeit dieſer erſten Generation erzeugte im erſten Momente ſo Vieles, was Muſter geblieben iſt. Leider wurde dieſe erſte Bahn bald wieder verlaſſen, indem man anfing, die neuen Glaubensbekenntniſſe in die Lieder niederzulegen, was das Kirchenlied ganz in dem Verhältniſſe und in der Art, wie das Volkslied überhaupt, am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts verfallen ließ, bis es im ſiebenzehnten neuen, kunſtmäßigen Flor erhielt.“

Mit der Erwähnung des luther'ſchen Kirchenliedes habe ich eine Hauptrichtung der von nun an ſich entwickelnden Literatur berührt. Das Kirchenlied iſt als die unmittelbarſte und bedeutendſte Entwickelung der Kirchenverbeſſerung anzuſehen. Das Kirchenlied erhebt ſich aus dem Grabe des mit ihm allmälig verklingenden Volksgeſanges. Das Leben wird von einem einzigen, höhern Intereſſe beherrſcht, und wer ſich überhaupt begeiſtert fühlt, den zieht die Begeiſterung vom Markt in die Kirche. Statt der Flöte und der Geige ertönt die Orgel. Was die alte, glaubſelige Legende von vielen katholiſchen Künſtlern erzählt, daß die Maria oder ein aus dem Himmel herabſteigender Heiliger ihnen die Hand bei einem ihrer frommen Gemälde geführt habe, das wiederholt ſich nun innerhalb der proteſtantiſchen Kirche bei einigen ihrer Sänger. Die Sänger ſchreiben oft ſich zu, was nicht ihnen, ſondern dem Stoffe gehört. Dieſe Verzückung und Selbſtanbetung im Namen Gottes, die ſich bis auf den Sänger des Meſſias im vorigen Jahrhundert fortgepflanzt hat, ſollte uns da nicht hart und bitter ſtimmen, wo wir es nicht mit dem Schein und der Lüge zu thun haben. Jede Begeiſterung iſt ſchön, auch wenn ſie mit ihren Flügeln über das Maß der Beſcheidenheit hinausreicht; jede Huldigung, die man der Poeſie bringt, ſollte freudig aufgenommen werden, auch wenn der, von welchem ſie ausgeht, ſich mit in dieſelbe einſchließt Ich meine, man dürfe ſich eher über den Horaz ärgern, wenn er über die Gebühr dem Auguſtus huldigt, wenn er oft proſaiſche Gedanken in Verſe umſetzt, als wenn ihn ein ſtolzes Selbſtgefühl ſein: Exegi monumentum ære perennius ausrufen läßt. Ich bin gerührt, tief gerührt, wenn ein Dichter, wie Flemming, in dem mit Recht berühmten Sonnette von ſich ſagt:

Ich war an Kunſt und Gut und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Aeltern guter Ehren,
Frei; meine; konnte mich aus meinen Mitteln nähren,
Mein Schall flog über weit. Kein Landsmann ſang mir gleich.
Von Reiſen hochgepreiſ't; für keiner Mühe gleich,
Jung, wachſam, unbeſorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Gluth dies alles wird zerſtören.
Dies, deutſche Klarien, dies Ganze dank' ich Euch.
Verzeiht mir's, bin ich's werth, Gott, Vater, liebſte Freunde
Ich ſag' Euch gute Nacht, und trete willig ab.
Sonſt alles iſt gethan bis an das ſchwarze Grab.
Was frei dem Tode ſteht, das thu er ſeinem Feinde.
Was bin ich viel beſorgt, den Othem aufzugeben?
An mir iſt minder nichts, das lebet, als mein Leben

Der Kantor Nikolaus Herrmann war bei Weitem kein Paul Flemming, aber mit welcher Luſt mag der gute Mann ſeine Lieder geſungen und geſchrieben haben, da er, nach dem Zeugniß von Matheſius, nicht zweifelte, daß die Engel ihren himmliſchen Kontrapunkt und Muſik in ihren Kapellen und Chören hätten, daß ein Organiſt und Lauteniſt hier, auch dort ſeine Orgel und Laute ſpielen werde, daß ein Jeder werde allein und auswendig auf vier oder fünf Stimmen fortiſiren und ſingen können und dabei keine Confuſion und Fehler Statt haben werden, was jetzt manchen Muſikus unluſtig mache. Und, was hier vom Geſang der Engel geahnt wird, iſt von Ringwald ſogar im Eckart beſchrieben worden. „Wie David von ſich ſelbſt zeugt, wie Lucas vom Zacharias, daß er voll des heiligen Geiſtes geweſen, da er ſein benedictus ſang, ſo Selnecker von Luther's Liedern (in der Vorrede zu ſeinen chriſtlichen Pſalmen), ihr Componiſt und Poet ſey ohne Zweifel der heilige Geiſt geweſen," und ſo faſt jeder, auch der elendeſte Liederdichter der Folgezeit von ſich ſelbſt.

Wenden wir uns von Luther dem Dichter und ſeinem Einfluſſe auf die Entwickelung des Kirchengeſangs noch einmal zu dem Geiſte zurück, der mit ihm in die Geſchichte als der belebende einkehrt, ſo iſt er mit dem Ehrennamen des humanen zu bezeichnen. Dieſer Geiſt, den man niemals zu einem excluſiv-nationalen oder kirchlichen hätte herabſetzen ſollen, da er ſo alt wie das menſchliche Bewußtſein, ſich zwar innerhalb der einzelnen beſondern Völkerbekenntniſſe nüancirt, niemals aber als eine Folge, als eine Aus- und Nachgeburt derſelben angeſehen werden darf — dieſer Geiſt hat ſich ſchon bei Muhamed im fünften Kapitel des Koran mit folgenden Worten ausgeſprochen: „Denn alle, die glauben, ſie mögen Juden, Sabäer oder Chriſten ſein, wenn ſie nur an Gott glauben und den jüngſten Tag und guten Werken nachjagen, ſollen von der Furcht und Traurigkeit frei ſein.“ Mit Luther ſiegt dieſer Geiſt über die Anmaßung der Kirche, die ihren Haß gegen Andersdenkende wie Liebe definirte. Es mag dabei immer zugegeben werden, daß in Luther der humane Geiſt noch mit manchem Beiſatz verſehen war, den die heutige Zeit für unorganiſch ausgeben wird, aber man bedenke vor Allem, daß wir Enkel ſind, daß Jahrhunderte zwiſchen ihm und uns liegen. Anders iſt überhaupt die Conſequenz, die von einem Philoſophen, anders die von einem Glaubensverbeſſerer gefordert werden darf. Erſterer appellirt zunächſt an die Bildung, letzterer an alle Welt; erſterer hat keine Vorausſetzung, letzterer iſt, was er iſt, nur im Zuſammenhang mit der Geſchichte. Sei es nun Mangel an Einſicht, die vor der harmoniſchen Ausbildung ſich ausgeſprochen, oder Accomodation in einigen Punkten, um in der Hauptſache deſto eher zu ſiegen, das Ungeſunde wird gewiß von einer ſpätern Zeit ausgeſchieden werden. Abſolut-Fertiges ſollte billig nirgendwo im Bereiche der Geſchichte geſucht werden. Das geiſtige Princip prägt ſich nur ſucceſſiv aus, und man darf ſich nicht wundern, wenn wieder viele unlautere Mittelglieder von Luther bis auf Leſſing und Herder beſeitigt werden mußten, daß Erſterer einen Nathan für die Bühne ausarbeiten und Letzterer in ſeinen Ideen Spinoza „ohne Zweifel göttlicher als den heiligen Johannes“ nennen konnte. Hat nicht die Philoſophie nach der Reformation ihre Märtyrer gehabt? — Servet wurde durch Calvin's Veranlaſſung 1553 in Genf, Bruno wurde 1600 in Rom, Vanini 1619 in Toulouſe, Kuhlmann 1689 in Moskau als Gottesläugner verbrannt. Die Tage und Nächte der Geſchichte ſind nicht mit einer Uhr vorherzuberechnen; ſie ſcheinen an gar keine beſtimmte Ordnung gebunden. Es iſt überhaupt niemals völlig Tag und Nacht und es kann nur von einem Mehr oder Weniger des Lichts oder der Finſterniß die Rede ſein.

Der Wille, in Gewiſſensangelegenheiten frei zu ſein, iſt im Grunde der nämliche, der auch in bürgerlichen Dingen nach Freiheit ſtrebt. Wie jener in Luther vorwaltet, ſo dieſer in Ulrich von Hutten, der ſeinem Wahlſpruche: Ich hab's gewagt, ſein ganzes Leben hindurch treu geblieben. Das Ringen und Streben dieſes trefflichen deutſchen Ritters iſt von Gervinus mit vieler Liebe dargeſtellt. Ich erlaube mir, dieſer umfangreichen Schilderung folgende Stelle zu entnehmen. „Ulrich von Hutten fiel mit ſeiner erſten Entwickelung mitten in Verhältniſſe, die für eine ſtrebſame Natur eben ſo fördernd als vernichtend ausſchlagen konnten. Auf dem gewöhnlichen Wege etwas zu werden, durch Günſtlinge ſich durchzuſchlagen, die mechaniſchſte Kenntniß zu ſammeln, war dem dürftigen Kopfe, wenn er bemittelt war, am leichteſten; dem hellen Geiſte und dem edleren Character war es unmöglich. Man hatte das Gewohnte und Gewöhnliche erſchüttert; der Welt Ehre und Ruhm, eine Hofſtelle und Pfründe war nicht mehr das einzige, was die junge Generation ſeit dem Aufleben des Humanismus anzog; der unſterbliche Ruhm der neuaufblühenden Alten weckte in manchem Geiſte nachſtrebenden Eifer, die fruchtbare Weisheit der griechiſchen Philoſophen, die Cicero zuerſt vermittelte, ſchob die chriſtliche Scholaſtik hinweg, die Poeſien Virgil's und Ovid's hatten in den Klaſſen der Gebildeten die vaterländiſche ganz vergeſſen gemacht, den Poetenlorbeer zu erringen, galt dem Edlern mehr, als ein Turnierdank und eine erſchlichene Pfarre, und aus dem Kloſter und der Raubburg tauchten die rohen Ritterleute und obſcuren Mönche hervor, um das Licht der neuen Weisheit in der weiten Welt zu ſuchen. Es trieb die Menſchen eine unbeſtimmte Unruhe zu einem Etwas, das ſie nicht immer beſtimmt vor ſich ſahen, und ſo hatte Hutten ſein Kloſter und Tritheim ſein Vaterland verlaſſen, ohne klar zu wiſſen, was ſie außerhalb ſuchten. Ein körperliches Unbehagen lag damals über der Welt, und Podagra, Fieber und noch ärgere Krankheiten waren ſtehende Uebel, wie im vorigen Jahrhundert die Hypochondrie, und bekanntlich hat jeder Schriftſteller und Dichter des ſechzehnten Jahrhunderts einer oder der andern dieſer Krankheiten einmal ein Werkchen aus eigner Erfahrung gewidmet. Dieſe Uebel nun mehrten die natürliche Reizbarkeit der Geiſter, die ſtark genug waren, über den phyſiſchen Schmerz einen Sieg zu behaupten; Armuth und geſtörter Unterhalt kamen häufig hinzu, eine unnatürliche Anſpannung der Kräfte in den Emporkömmlingen der Literatur zu unterhalten. Auf Hutten laſtete das Alles, was ſich auf andre vertheilte, in ſeinem zarteſten Alter ſchon zuſammen. Der edle Eitelwolf von Stein hatte den Ruin, der dieſem Geiſte im Kloſter drohte, vorausgeſehen und ihn gerettet; im engeren Vaterlande hatte der Jüngling keine Wurzel, die ihn hätte halten können; er hatte ſeines Vaters Gunſt verloren, der nie ſatt ward, ihn ſelbſt zu tadeln und ihn von andern loben zu hören, und ſeiner Mutter Thränen konnten ihn auch ſpäter in ſeinem

Thun und Treiben ſelbſt unter Gefahr und Wagniß nicht hemmen.

Von Wahrheit will ich nimmer lan,
das ſoll mir bitten ab kein Mann;
auch ſchafft zu ſtillen mich kein Wehr,
kein Bann, kein Acht, wie faſt und ſehr
man mich damit zu ſchrecken meint;
wiewohl mein fromme Mutter weint,
da ich die Sach hätt' g'fangen an,
Gott woll ſie tröſten, es muß gahn,
und ſollt es brechen auch vorm End,
wills Gott, ſo mags nit werden g'wendt,
drum will brauchen Füß und Händ.

Die Vortheile, die ihm Stamm und Geſchlecht boten, Beſitz und Wohlleben gab er auf, weil ihn ſein Geiſt trieb; das Schickſal wollte nicht, ſagte er ſelbſt, daß er Ruhm im Vaterlande genöſſe und ein friedliches Leben verbrächte. Seine erſten Freunde waren die freien und kräftigen Jünglinge in Erfurt, die Eoban Heß, Crotus, Temonius, und in Köln die Rhagius, Cäſarius und der Graf Nuenar, die unter ſich nicht anders wirken konnten, als die neuerungsſüchtigen jungen Männer in dem Göttinger Dichterbunde des vorigen Jahrhunderts. Seinem Ehrgeiz und ſeiner Ruhmſucht wuchſen da nothwendig die Schwingen; man nannte ihn ſchon ſo frühe unter den Poeten, und die Muſe war in ſeiner erſten Thätigkeit ſein Eins und

Alles. Von Ehrſucht glühend, ſeiner Natur und ſeinem Talente zu Danke verpflichtet, aber nicht ſeinem Schickſale, krank, bettelhaft, von Sorgen gequält und ohne Ausſicht, ward er, als ihn ſeine unſtäten Wanderungen in Deutſchland nach Greifswalde trugen, auf Anſtiften des dortigen Bürgermeiſters Lötz und deſſen Sohnes in Froſt und Kälte bis auf die Blöße beraubt. So ward ſein erſter Eintritt in die Literatur polemiſch; er bewegte jeden Stein über dies Verbrechen, rief in ſeinen Elegien die ganze poetiſche und humaniſtiſche Macht in Deutſchland gegen die Loſſier auf, betend zur Gerechtigkeit des Himmels, rief er die rächende Vergeltung und alles Grauſame und Harte auf die harten und grauſamen Mißhandler herab, durch ſeine kunſtmäßigen Verſe leuchtet die Ungeduld unmächtiger Rachſucht und gerechten Grimmes hindurch, und obgleich er noch keinen Landsknecht zu ſeiner Hülfe aufruft, hätte er doch gern geſehen, wenn ſeinen Feinden mit Weglagerung wäre vergolten worden, was ſie mit Plünderung verbrochen. Dennoch war Hutten damals durchaus mehr ein friedlicher Literat, und dieſe Hitze hätte vorübergehen können, ohne Folgen für ihn, wie Reuchlin's leidenſchaftlicher Eifer gegen ſeine Verläumder, wenn nicht ſpäter Geſchicke ihn immer ſteigernd in ähnliche Verhältniſſe geworfen hätten. Man bewunderte damals, wo man die geſchickte Benutzung der Alten und den fließenden Numerus

Poeſie hieß, ſeine leichten Verſe; er konnte ſich in dieſen Zeiten (1511) noch in heroiſchen Verſen über lateiniſche Metrik auslaſſen; als er ſich in ſeiner Gefahr bei der Belagerung von Pavia (1512) eine Grabſchrift ſchrieb, war ihr Thema ſein Unglück und ſeine Muſe; und wenn er Kenntniß der Welt und des Himmels ſuchte, die Urſache und den Lauf der Dinge und die Sitten der Menſchen erforſchte, ſo war es, weil er das Alles als Bedürfniß des ächten Dichters erkannte. Als ſchon ſein Name im guten Klange war, und ſeine Verbindungen mit allen guten Köpfen ſeines Vaterlandes geknüpft, kam er von langen Reiſen, im Elend geprüft und weiſe geworden, befriedigt in ſeinen Studien, verſtoßen von der äußern Welt, nach Hauſe zurück und ward nicht einmal wie der verlorne Sohn empfangen. Die obſcuren Leute hatten noch einen Greuel an den Poeten, die den Petrus Hiſpanus verachteten, und die prava logicalia, das vademecum exercitium puerorum, ſie wollten es in der Beichte hören und mit Pönitenz belegen, wenn einer den Virgil geleſen hatte; ſie wollten keine Poeten, ſondern Magiſter und Baccalaureen, und verhöhnten die vieljährigen Schüler, die nur Plinius und Virgil und andre neue Autoren geleſen und am Ende keine Promotion erlangt hatten, und die, wenn man ſie fragte, was ſie ſtudirt hätten, antworteten mit: Nichts. Poeſie hätten ſie ſtudirt. So wenig auch heute einer, der menſchliche Weisheit für die Seele zu lernen ſich beikommen ließe, vor den Plänen ſeiner Aeltern oder den Fragen ſeiner Examinatoren beſtehen würde, ſo wenig Hutten vor jenen großprahlenden Juriſten, jenen hochnaſigen Theologen, jener inhumanen Ritterſchaft und jenen ungelehrten Gelehrten, unter denen er ſich fühlte, Nichts zu wiſſen und Niemand zu ſein, wenn ſie ihre Kenntniſſe auskramten, und die, was in ihm war von Wiſſen und Weisheit, tief unter aller Verachtung ſahen. Damals entwarf er ſeine elegante Satyre vom Niemand; damals warf er zuerſt ſeine eindringenden Blicke auf die inneren Zuſtände in Deutſchland, in deſſen politiſchen Verhältniſſen ihn bisher bloß die Schmach in der äußern Stellung der Nation erzürnt hatte, und daß der franzöſiſche Ruhm und ein trügeriſches Krämer- und Fiſchervolk den deutſchen Namen in Schatten ſtellen konnte, vor dem einſt der Erdkreis erbebte, und deſſen Schrecken durch alle Welt ging; damals ſog er den erſten Haß ein gegen die Thomiſten und Bartoliſten, gegen die römiſchen Rechtsgelehrten und Pfaffen. Er hatte Italien kennen gelernt und Deutſchland; er glühte vor Scham, daß das weibiſche Volk der Wälſchen die deutſche Kraft ſollte ſchwächen und mißbrauchen können. Noch aber wußte er damals nicht anders, als daß der moraliſche Druck, den die römiſche Kirche und das römiſche Recht auf Deutſchland ausübte, mit moraliſchen Kräften müſſe abgeworfen werden. Er will die Rechtsbücher und Gloſſen mit dem heimiſchen Gebrauche der nördlichen Sachſen vertilgen, die ungezögertes Recht ſprechen nach alter Sitte, wo wir ſonſt 20 Jahre unter 36 Doctoren hängen. So ſehr ihn ſchon damals die alte deutſche Kraft in Tacitus Zeiten anzieht, ſo ſucht er doch nur in Bildung und Frieden das Heil; nicht immer, erkannte er, könne man in Waffen ſeyn, alles habe ſeine Zeit, und nach dem kriegeriſchen Alterthum der Deutſchen gebühre jetzt die Pflege den Künſten. Er eifert heftig gegen ſeinen rohen Adel, dieſe Creaturen voll ſchlechter Sitte, die oft mehr Beſtien ſind, als die, welche ſie reiten; er freut ſich, daß dem armen Haufen der Weg zur Bildung offen ſteht."

Mit Luther und Hutten ſind die beiden Hauptfactoren der neuen Zeit und der ſich in ihr entwickelnden Literatur gegeben. Um ſie hat ſich ein großer Kreis von Männern geſammelt, die alle, jeder auf ſeine Weiſe, in die Arbeit des neuen Gedankens eingriffen. Vor allen iſt unter dieſen aber hier Hans Sachs, der beide Richtungen in ſich einſchließt und poetiſch verarbeitet, mit Ruhm hervorzuheben. Hans Sachs iſt der letzte Volksdichter, der durch Zeit und Umſtände in die Zunft der Meiſterſänger gerathen. Der urſprüngliche poetiſche Kern in ihm trägt den unverkennbaren Charakter des Volksthümlichen an ſich.

Erſcheinungen dieſer Art ſtehen mit dem einen Fuße in einer untergehenden, mit dem andern in einer aufdämmernden Welt. Die Ueberzeugung, welche Luther und Hutten auf dem Wege der Speculation gewonnen, brach in ihm mehr als eine poetiſche Ahnung hervor; was beide geſondert vertreten, das taucht in ihm zuſammen und ungeſchieden auf. Alle drei vertreten große Ideen: Luther die Kirche, Hutten den Staat, Hans Sachs die Poeſie. Nichts ſcheint mir verkehrter, als das Zufällige an Hans Sachs zum Weſentlichen machen, ihn als die höchſte Evolution der Meiſterſängerkunſt darſtellen zu wollen. Es wird dadurch nicht zu viel, ſondern viel zu wenig ausgedrückt. Hans Sachs war ohne Frage der größte Meiſterſänger, aber das nur nebenbei. Was war der Meiſtergeſang anders, als ein künſtlich Gemachtes, als ein Streben nach Poeſie, als ein Ringen von unten nach oben, wenn ſich keine höhere Begabung unter ſeinen Vertretern vorfand. Daß Hans Sachs dieſer Zunft angehörte, daß er über viertauſend Meiſtergeſänge verfertigt, daß er als Schuſter ſeinen Lebenserwerb gefunden, iſt ein Refrain, der ſich, ſo oft ſein Name genannt wird, wiederholt. Sein Name hat ſo zwar frühe eine große Verbreitung gefunden, aber nicht eben in der Weiſe, wie es ihm zukommt. In einem ältern, gegen Poſtel gerichteten Heldengedichte: Hans Sachs von Wernicke, wird in einer Anmerkung geſagt, daß ſich in dem nicht mehr zu bekommenden Gedichte von der Marckententerey des unvergleichlichen Stephen Hartkopf folgende Stelle befinde:

Ein feines Knäblein Hans Sachs war,
Der Gänſefedern braucht, und auch zugleich Schweinshaar;
Der zwar durch ſeine enge Schuh den Leuten Leichdorn machte,
Doch war derer keiner nicht,
Der, wenn er ſeine lange Vers las mit dem Angeſicht,
Daß er des Schmerzens ohngeacht nicht gleich darüber lachte.

„Welch ſchöne und treffliche Verſe," heißt es dann ferner, „der in den uralten deutſchen Gedichten wohlerfahrne und gelehrte Franzoß *Jerome des Flibustiers*, Seigneur de la Rodomontade alſo überſetzt:

Moy *Jerome des Flibustiers*
Je confesse par des présentes,
Que *Jean Sachs* n'avait pas des rentes,
Mais qu'il gagnait sa vie en faisant des souliers;
Que c'était un bon allemand,
Qui faisait mainte vers en vuidant la bouteille,
Quoiqu'il blessait également
Les pieds par ses souliers, & par vers l'oreille.

„Am allerſchönſten aber und zwar ſo kurz hat ſie der ſinnreiche und niemals gnug geprieſene Engliſche Ritter Thomas Gudold alſo verengliſcht:

John Sachs a German was a devilish fellow,
Whose fists all o'er, of pitch and ink were yellow,
Who with his shoes made the feet sore,
But with his Rhymes the head much more.

Hans Sachs hat ſich in faſt allen Dichtungsarten mit Glück verſucht. Wir beſitzen von ihm geiſtliche und weltliche Komödien und Tragödien, Faſtnachtſpiele, poetiſche Geſpräche, moraliſche Gedichte, Fabeln, Erzählungen, Schwänke u. ſ. w. Die bibliſche und profane Geſchichte, das Buch der Legenden und endlich ſeine reiche, glückliche Phantaſie gaben ihm den Stoff zu ſeinen Dichtungen. Unter den Fabeln ſind viele den ältern Fabeldichtern, z. B. dem Aeſop, Avianus u. a., unter den Erzählungen, die unter der Ueberſchrift: „Hiſtori und Geſchichte“ vorkommen, die meiſten aus alten Chroniken, andre aus Boccaz oder aus einem und dem andern Geſchichtſchreiber entlehnt. Bei den Schwänken iſt oft ein witziger Einfall des Sebaſtian Brant und ſeines Erklärers, oder auch irgend eine Anekdote, eine Sage, ein Mährchen benutzt. — Die beſten Schriftſteller des Alterthums waren ihm aus Ueberſetzungen bekannt; man muß ſeine ausgebreitete Beleſenheit und ſein Gedächtniß bewundern.

In folgenden Worten ſcheint mir von dem Verfaſſer der Charactere deutſcher Dichter und Proſaiſten das Weſen unſers Dichters kurz und bündig ausgeſprochen zu ſein:

„Bei vieler Reimflickerei, bei viel gemeinem und unpoetiſchem Geſchwätze haben die Gedichte dieſes Meiſterſängers doch auch viel Neues, große Mannigfaltigkeit und wahren Ueberfluß des Genius. Zum Dichter war er vor Tauſenden geboren und ohne Ausnahme das würdigſte Mitglied der alten Meiſterſängerzunft. Seine Verſe zeugen von unglaublicher Beleſenheit und ſeltenen Dichtergaben; ſeine alte, rauhe, aber warme und kräftige Sprache gefällt, ſo ſonderbar ſie klingt; in ſeinen ungefeilten und flüchtigen Reimen liegt mancher feine Zug, manch neues und entzückendes Bild, manch ſchöner Gedanke, darum wir den beſten Kopf unſrer Zeit beneiden würden. — Manchmal ſcheint ſein Witz pöbelhaft und plump; dann denken wir nach unſrer verzärtelten Delicateſſe ſogleich an den Handwerker und Zunftſänger, und rechnen den unzierlichen Ausdruck ihm als Fehler der Erziehung an; und wir ſollten doch wiſſen, daß in jenen Tagen ſelbſt unter Leuten von Stande dieſer derbe Geſchmack, dieſe Vernachläſſigung des verfeinerten Sittlichen allgemein war. An andern Stellen ſcherzt er mit anmuthiger Feinheit, mit einer Laune, die nichts Gemeines denken läßt.“

Das ſchöne Denkmal, welches ihm Goethe ſetzt in dem in der Manier des alten Sängers verfaßten Gedichte: Erklärung eines alten Holzſchnittes, vorſtellend Hans Sachſens poetiſche Sendung, worin es am Schluſſe heißt:

Wie er ſo heimlich glücklich lebt
Da droben in den Wolken ſchwebt,
Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
Den ſetzt die Nachwelt ihm auf's Haupt
In Froſchpfuhl all das Volk verbannt,
Das ſeinen Meiſter je verkannt,

kann ich als allgemein bekannt vorausſetzen. Daß der Nürnberger Schuſter uns noch heute erfreuen kann, mögen folgende Proben aus ſeinen Erzählungen und Schwänken beweiſen.

Des Königs Sohn mit den Teufeln.

Kripulus thut ſchreiben das
Wie in Schweden ein König ſaß
Welcher Halvanus war genennt,
Der hielt weißlich ſein Regiment.
War auch ein ſtreitbar Helde kühn
Der hett ein Gmahel vberſchön,
Mit der er lang kein erben hett
Des ſich der König betrüben thett.
Jedoch endlich ſie ſchwanger war
Und ihm ein ſchönen Sohn gebar
Des ward der König hoch erfrewt
Vnd darzu mit ihm Land vnd Leut
Vnd lieſſen Frewdenfewer brennen
Darbey die groß frewd zu erkennen.

Jedoch wurd dem König zerſtert
Sein frewd zum theil dieweil er hört
Von den Weiſen, die am Geſtirn
Hetten erforſcht durch ſpeculirn,
Wo dieſes Jungen Augen gantz
Anſehen würde der Sonnen glantz,
In zwölff Jahren, ſo wurd das Kind
An beiden Augen werden blind.
Den König das betrübet hat,
Jedoch fund endlich einen Raht
Von den Weiſen, das er ihm hieß
In ein holen Berg machen ließ
Eine Wohnung, darinn man mit fug
Den jungen König auferzug,
In den berg an der dunkel ſein
Mit brinnenden Kertzen allein,
Do das Kind aufwuchß vnd zu nam.
Da es nun zu acht Jahren kam,
Fieng der Knab zu ſtudieren an
Hett bey ihm nur zwen alte Mann,
Die lehrten es ſchreiben vnd leſen
In aller ſtill, ohn als Hofweſen.
Da war kein Rennen noch Thurnieren
Kein Tantzen, oder Bancketieren,
Kein Weydwerck oder Seitenſpiel.
Da ſah der Jung vnd hört nicht vil,
Denn ſein zwen alte Weiſe Herren
Die fraget der Jung oft von ferren.

Iſt ſonſt kein menſch denn ich vnd ihr
Wie ſind denn nur her kommen wir?
Sind wir auß dem Felſen entſprungen?
Da hörtens wunder von dem Jungen
Von ſeinen wunder ſpehen ſinnen
Da muſten ſie ihn halten innen,
Vnd ihm mit fleiß in ohren lagen
Nichts von außwendig ding zu ſagen,
Biß ſein zeit gar verſchienen war.
Vnd da ergieng das zwölffte Jahr
Da ließ der König holen eylentz
Sein Sohn, mit frewd vnd Reuerentz.
Mit groſſem pracht, Pfeiffen und Fleiten,
Mit Harpffen, Poſaun vnd Trometen,
Aus dem Berge, hinein die Statt
Koppenhagen, da er Hof hatt,
Auff ſeinen königlichen Saal
Ließ er ihn ſchawen uberal,
All ſeine Schätz, Silber und Goldt
All ſein Kleynot, was er hett holdt.
Der Knab ſtund drob verwundert gar
Weßt nicht was diß noch jenes war,
Weil er der Ding vor nie hett geſehen.
Der Vatter führt ihn in der nehen
Hinab in ſein ſchönen Roßſtahl
Drinn ſtunden ſchöne Roß zumal,
Vnd führet ihn hinauff darnach
In dem Schloß in alle Gemach,

Die waren gezieret alſo mild
Mit Täfelwerck, manch ſchönem Bild,
Vnd nach dem führet er ihn immer
In das köſtliche Frawenzimmer,
Darinn manch ſchöne Junckfraw ſaß
Wol geſchmücket vber all maß.
Der Sohn ward zu dem Vatter jehen,
Was ſind, das wir hie vor vns ſehen?
Zeygt auff die Junckfrawen mit fleiß,
Da antwort der König ſchwancksweiß,
Mein Sohn, diſes die Teuffel ſeind
Dardurch die gantz Welt wird geblend,
Führt ihn darnach in ſein Zeughauß
Vol Büchſen, Harniſch vberauß,
Damit zu bſchutzen Land und Stätt
Die Korenboden vnd Vorräht.
Vnd als er ihm nun vmb vnd vmb
Hett angezeygt all ſein Reichthumb,
Thet ihn darnach der Vatter fragen:
Mein lieber Sohn, thu mir anſagen,
Was hat am beſten gefallen dir
In allen Schätzen, das ſag mir!
Der Sohn gar ſchnelle antwert gab
Herr Vatter, in den Schätzen durchab
So haben mir in diſen allen
Die Teufel am beſten gefallen.
Da lachet alles Hofgeſind.

Beſchluß.

Auß der Geſchicht ſich klar erfindt
Vnd wird vermerket klar vnd pur
Die groſſe ſterck in der Natur,
Welche mit gwalt durchdringet ſtarck
Vernunfft, Hertz, ſinn, gebeyn vnd marck,
Weil das Gottliche Mayeſtat
Menſchlichem gſchlecht einpflantzet hat.
Von wegen menſchlicher Geberung
Die dardurch hat eine ſtete Mehrung.
Mit einem ſo gewaltigen Trieb
Das man trägt zu dem Weibsbild lieb,
Daß menſchlich gſchlecht ſich mehr vnd wachß
Biß zu end der welt, ſpricht H. S.

Der Schneider mit dem Panier.

Ein Schneider in der Statt Straßburg ſaß
Der ein berühmter Werckmann was
Der guten Kunden hett on zadel
Bey den Thumherren und dem Adel
Denn er kund höfflich kleider machen
Daß er wurd reich, vnd nach den ſachen
Der eines tages zu vil tranck,
Daß er ſich leget, wurd tod kranck,
Daß er gantz ſterbens ſich verwag,
Wie vil artzney er allda pflag.
Einſtmals an einer Pfintztagnacht
Kam der teuffel vnd ihn anfacht.

Erſchien kohlſchwartz, zotet vnd rauch
Mit fewerglaſtigen augen auch.
Sehr grauſame geſtalt er war,
Bracht auch ein Fannen mit ihm dar.
Sehr breit wol dreyſſig elen lang
Den er vor dem francken rumb ſchwang
Jhm zu einem beſonderen ſchrecken,
Derſelbig war von lauter Flecken
Als Parchet, Atlas vnd Satin,
Burſat, Zendel vnd Ormaſin
Von Sammet, Seiden vnd Dafant
Von Schamlot vnd wüllem gwand,
Löndiſch, Libiſch, Mechliſch, Stammet
Das Panier aller farb auch het,
Grün, braun, gel, weiß, roſinfarb plaw
Rot, ſchwartz, ſeyelfarb, Eſelgraw,
Von allen flecken die er im Leben
Den Leuten nicht hett wider geben.
Als der franck nun ſach das Panier,
Kennt ers, mit lauter ſtimm auffſchrier,
Er raufft ſein har, vnd wandt ſein händ
Vnd kehrt ſich hinumb zu der wänd,
Lebt als ob er wer gar vnſinnig
Als war er wütig oder wünnig,
Zu hand ſein gſelle ſamt der ſeelnunnen
Sprengeten auff ihn ein Weychbrunnen
Tröſtlich man ihm zuſprechen kundt,
Nach dem der Teuffel doch verſchwund

Mit dem Panier, nach dem mit Nam
Der kranck wider zu ihm ſelb kam,
Vnd richtet ſich auff in dem Betth
Vnd ſeinem geſind ſagen thet,
Wie ihm der teuffel erſchienen wer,
Vnd ihm gedrowet ſcharpf vnd ſchwer,
Er wolt ihn führen mit ihm wegk,
Hett ihm anzeiget alle fleck
An eim Panier, welche, er redt,
Nach den Meuſen geworffen het,
Das hat mir bracht in ſolchen ſchrecken
Der mir noch iſt im hertzen ſtecken,
Drumb bitt ich lieben geſellen vnd
Wenn ich wird wider friſch vnd gſund
Vnd daß ich ſchneid an eim gwand,
Alsdenn mich an das Panier mahnt,
Das ich thu an den Fahnen dencken,
Daß ich nicht tieffer thu verſencken
Mein ſeel in ſollich vngemach.
Nun als er ward geſund hernach,
Vnd wenn er ſchnitt an ein Gwand,
Ward von ſein Gſellen er vermahnt,
Er ſelt dencken an das Panier,
Denn ſprach er ja, danck habet ihr.
Solcher brauch weret auff ein Monat,
Bis er eins tages geſchnitten hat
Ein güldes ſtück einr edlen Frawen,
Sein gſellen theten darauff ſchawen,

Sagten, er ſullt ans Panier dencken,
Der Meiſter antwort ihn mit ſchwencken:
Ich gedenck wol an das Panier,
Von mancher farb hat es ſein zier
Doch ſach ich diſer farb nit dran,
Derhalb ſo wil ich ſie auch han
Und ſetzen in den Fannen mein,
Das ſie mir zier das Panier mein.
Nach dem ſchneit er vom gülden ſtück
Ein trumm und ſprach, das walt als glück,
Warf das gſchwind hin nach der mauß
So war ſein Forcht des Paniers auß,
Warff nach der maus, gleichwie vorhin
Sein lebenlang und ſtelt nach gwin.
Als abr der Schneidr endlich verdarb
An einer kranckheit, daß er ſtarb,
Da kam er für das Himmel Thor,
Allda kloppfet er an darvor,
Sant Peter fraget, wer er wer?
Ich bin ein Schneider ſaget er.
Sant Peter ſprach: O in vil jahrn
Iſt kein Schneider gen Himl gfarn,
Sonder all zu Ködersdorff bleiben,
Ir zeit mit den Schuſtern vertreiben.
Der Schneider ſprach, ach laß mich nein,
Ich wird ſonſt erfrorn zu eim ſtein,
Mich freuſt, daß mir klappern die Zän,
Ich mag weiter nicht gehn noch ſtehn,

Ich bitt hoch, thu dich mein erbarmen,
Ob ich darinnen möcht erwarmen,
Ich wil nur hintern Ofen ſitzen
Ein ſtund zwo, ob ich möcht erſchwitzen
Denn will ich wider weichen dorten,
Sant Peter ſchloß ihm auff die Pforten
Dann ihn erbarmt ſein klag hertzleichen,
Vnd ließ ihn hintern Ofen ſchleichen,
Darhinder ſchmug ſich der Schneidr zam.
In dem Botſchaft gen Himel kam,
Ein alter frommer Pfaff wolt ſterben,
Leg ſchon in zügn, thet ſich entferben.
Zu hand der Herr mit reuerents,
Samt gantz Himliſchen heer eilends,
Führe herab her auff die Erd
Gen Himel zu bgleiten die Seele werd
Deß frommen Pfarrherrn von Vilßhofen
Nach dem der Schneider hinderm Ofen
Kroch herfür den Himel zu beſehen.
Als er des Herren Stul thet nehen
Auß Fürwitz er bald darauff ſaß
Vnd rab auff erden ſchawen was,
Durch die klaren lauter Gewölcker,
Vnd ſach da, was durch alle Völcker
Auff dem gantzen Erdboden gſchach
Vnd endlichen er auch erſach
Wie dort ein arme Fraw aufhieng
Ir Weſch, an einen Zaun gering,

Gar zerriſſene Häderlein,
Ir vnd auch ihrer Kinder klein,
Sach darnach ein reich Weib zu mal
Der armen ein Wiſchtüchlein ſtal
Vnd ſchlich darmit bald darnen lender.
Dareb erzürnet ſich der Schneider,
Vnd des Herrn Fußſchemel rucket,
Mit beyden Armen hoch auffzucket
Vnd warff ihn herab auf das Weib,
Vnd zerkrüppelt ihren gantzen Leib,
Daß ſie ihr Lebenlang ward buckelt
Hinckend auff beyden Beinen huckelt.
Als nun das Himliſch heer einzog,
Der Schneider hinder den Ofen kroch.
Als nun der Herr auff ſein Stul ſaß,
Sein Fußſchäml nit verhanden was,
Vnd fraget Petrum wo er wer,
Da ſagt er von dem Schneider her,
Derſelb würd ihn haben vertragen,
Thet ihn vom Ofen fürher jagen,
Vnd ſtellt ihn für den Herrn dar,
Der ihn der Sach halb fragen war.
Vor forcht der Schneidr zittert zu mal
Vnd ſaget her von dem Diebſtal
Der Reichen, welche ſtal der Armen,
Das hett ihn thun ſo hart erbarmen,
Daß er den Fußſchemel zu Rach
Dem Weib herab hett geworfen nach,

Bat gnad, den freſſ ihm zu vergeben,
Da antwort ihm der Herre eben
O Schneider, Schneider vnd ſolt ich
Allmal haben geworffen dich
Mit meim Fußſchemel bey dein tagen
Wenn du den Leuten ab haſt tragen,
Die Fleck geworffen nach der Mauß,
Meinſt nicht es wer auff deinem hauß
Lengſt kein Ziegel mehr auff deim Dach
Auch hetſtu lengeſt durch mein Rach
Auch müſſen gehn an zweyen Krücken,
Mit krummen Bein vnd bogen Rücken,
Werſt lengſt worden zu einem Krüppel
Warum haſt denn du grober drüppel
Mit Rach angriffn das weib ſo gweltig
Daß du verdient hetſt Tauſentfeltig.

Beſchluß.

Darmit end ſich die ſchwencklich Fabel
Zu vnterweiſſung ein Parabel,
Bei dem Teuffel der erſtlich wecket,
Den Schneider mit dem Panier ſchrecket
Daß oft ein Menſch durch Creutz vnd Plag
Zu rew vnd buß komt etlich tag,
Doch bald die Blag kommt von ſein halß
So lebt er in Sünd wie vormals,
Vnd wo er doch ſicht ander Leut
In der gleich Laſtern ligen heut,

Schreyt er vber ſie zetter Waffen,
Das ſolt man ſy vnd alſo ſtraffen,
Vnd wenn er in ſein eigen hertz
Selbſt ſchawt, in ſein gwiſſen einwerts,
So ſtünd er hundertfeltig mehr,
Darinn er wider trew vnd ehr
Gehandelt het in ſolchen ſtücken,
Das er doch heimlich thut verdrücken,
Als ob er ſey zin lauter rein.
Ehrlicher wer, daß er allein
Vorzüg den Balcken auß ſein augen.
Denn würd es ihm auch billig taugen,
Daß er auch züg dem nechſten ſein
Auß ſeinem aug das Bechtle klein,
Daſſelb ihm lob vnd ehre brecht
Bey andern Leuten, ſo er ſchlecht
Auß gutem hertzen der lieb inbrunſt
Ohn allen neide vnd vngunſt,
Freundlich ermahnet zu der zucht
Deß nechſten wolfarth darinn ſucht,
Daß der abkem vil vngemachs
Durch ſein Zuchtlehr, ſo ſpricht Hans Sachs.

Luther's Schriften.

Die Bibelüberſetzung erſchien ſtückweiſe vom Jahre 1523 bis 1534. Predigten, Volksſchriften, Briefe (von de Wette. Berlin, 1825 ff. 6 Thle.), Tiſchreden (von Aurifaber. Frankfurt, 1566), polemiſch-ſatyriſche Schriften (Bulla Cene Domini. Wittenberg, 1522. 4.) Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen ſoll erhaben werden. Ebend., 1524. 4. Ein neu Fabel Eſopi. Halle, 1528. 4. Etliche Sprüche wider das Concilium Obstasiense. Wittenberg, 1535. 4. Die Lügend vom H. Chryſoſtomo. Ebend., 1537. 4. Ernſte zornige Schrift wider Lemnius Epigrammata. Ebend., 1538. 4. Wider Hans Worſt. Ebend., 1541. 4. Des röm. Papſtes Urſprung. s. l. & a.), Geiſtliche Lieder (Wittenberg, 1524. Leipzig, 1545. 8. Von Groll. Berlin, 1817), Fabeln (in Chyträus 100 Fabeln. Roſtock, 1571). — Ausgaben ſeiner Werke: Wittenberg, 1539 — 1559. Deutſche Schriften. 12 Thle. Lateiniſche. 7 Thle. f. Jena, 1555 — 1558. 8 deutſche und 4 lateiniſche Bde. f. Zwei Ergänzungstheile, von Aurifaber. Eisleben, 1564. f. Altenburg, 1661 — 1664. 10 Bde. f. (von Sagittarius nur deutſche Schrlften). Leipzig, 1729 — 1740. 23 Bde. f. Halle, 1737 — 1753. 24 Bde. 4. (von J. G. Walch). Erlangen, 1827 ff. 50 Thle. Auszüge von F. W. Lomler. 3 Thle. Gotha, 1816—1817 (von H. L. A. Bent) 10 Thle. Hamburg, 1826. 12. Geiſt aus Luther's Schriften, von Lomler, Lucius, Ruſt, Sackreuter und Zimmermann. Darmſtadt, 1827 ff. Luther's Leben, von Vielen, vorzüglich von Schröckh. Leipzig, 1778. C. W. Spieker. Berlin, 1818. Mehrere Aufſätze im Reformations-Almanach. Erfurt, 1818, 1819, 1821.

Ulrich von Hutten's Schriften.

Huttens lateiniſche Satyren, vorzüglich: Nemo, Phalarismus, Aula, Bulla Leonis, Expostulatio cum *Erasmo*, Epistolae obscurorum virorum (Venet., 1516. 4., und öfter ed. *Münch.* Lps., 1827. *Rotermund.* Hannov. 1827). Deutſche: Anzeig, wie allwegen die röm. Biſchöfe ſich gegen die deutſchen Kaiſer gehalten haben. s. l. & a. 4. Ein ſchön Dialogus von M. Luther. 1523. 4. Klage über die unmäßige Gewalt der Päbſte. s. l. & a. 4. Karſthans. s. l. & a. 4. Deutſche Gedichte, herausgegeben von A. Schreiber. Heidelberg, 1810 Opera, ed. *Münch.* Berol., 1821—1825. 5 T. Auserleſene Werke, überſetzt von Münch. Leipzig, 1821—1823. 3 Thle.

Hans Sachſens Schriften.

Seiner eignen Angabe nach ſchrieb er 6048 geiſtliche und weltliche Gedichte, wovon aber höchſtens der vierte Theil gedruckt. Darunter: 26 bibliſche und 52 profane Komödien, 27 geiſtliche und 28 weltliche Tragödien, 64 Faſtnachtſpiele, 116 allegoriſche Erzählungen (die wittenbergiſche Nachtigall), 107 heilige und 144 vermiſchte Gedichte, 286 Fabeln und Schwänke. — Sämmtliche Schriften. Nürnberg, 1558—1561. 3 Thle. f. 2te Ausg. 1570—1579. 5 Bde. f. 3te Ausg. Kempten, 1612—1616. 5 Bde. 4. — Auszüge: Proben, von Bertuch. Weimar, 1778. 4. Sehr herliche Gedichte, von Häßlein. Nürnberg, 1781. Schwänke, von Naſſer. Kiel, 1827. Auswahl, erneuert von J. G. Büſching. Nürnberg, 1816—1824. 3 Thle. Auswahl, von Götz. Ebend., 1829. 3 Thle. Vergl.: ſein Leben, von S. Raniſch. Altenburg, 1765. H. Sachs, von Fr. Furchau. Leipzig, 1820. 2 Thle.

Wenden wir uns jetzt von den Hauptrepräſentanten der Zeit zu den einzelnen Richtungen der Poeſie und Proſa.

Lyriſche Poeſie.

Wenn man vom Kirchenliede abſieht, zeigt ſich in der Lyrik kein weſentlicher Fortſchritt. Noch immer wurden moraliſche und religiöſe Gedanken in Reime gebracht, ohne daß bei ihnen auf die Schönheit der Form und das äſthetiſche Intereſſe ein Hauptgewicht gelegt worden wäre. Im Kirchenliede haben ſich unter den vielen Dichtern beſonders hervorgethan: Luther, Juſtus Jonas, Lazarus Spengler, Paul von Spretten, Johann Gromann, Nicolaus Decius, Erasmus Alberus, Johann Heſſe, Nicolaus Hermann, Wolfgang Moſel, Nicolaus Selnecker, Johann Mattheſius und Bartholomäus Ringwaldt, Hans Sachs.

Eine vollſtändige Literatur der geiſtlichen Liederdichter findet ſich in folgenden Schriften:

J. C. Olearii evangeliſcher Liederſchatz. Jena, 1705—1707. 4 Thle. J. Kasp. Wetzel's Lebensbeſchreibung der berühmteſten Liederdichter. 4 Thle. Herrnſtadt, 1718—1728. Deſſ. Analecta hymnica. 2 Bde. Gotha, 1751—1756. J. H. Griſchow's Nachricht von ältern und neuern Liederverfaſſern, vermehrt von J. G. Kirchner. Halle, 1771. Fr. Ferd. Traug. Heerwagens Literatur-Geſchichte der evangel. Kirchenlieder. Neuſtadt a. d. Aiſch, 1792, 1797. 2 Thle. G. L. Richter's Lexicon geiſtlicher Liederdichter. Leipzig, 1804. A. J. Rambach's Anthologie chriſtlicher Geſänge. Altona, 1816—1822. 4 Thle.

Epiſche Poeſie.

I. Satiriſche und didactiſche Dichtungen.

Das Heldenbuch wurde vielfach bearbeitet. Neben den epiſchen Verſuchen von Johann Schoſſer, Nicolaus Reußner, Lorenz Rhodomann und Nicolaus Friſchlin iſt als auf ein epochemachendes komiſch-epiſches Gedicht von Georg Rollenhagen: Froſchmäuſeler, in dreien Büchern von Marx Hupfinsholz von Mäuſeloch, der jungen Fröſche Vorſinger und Calmäuſer aufmerkſam zu machen. Ausgaben: Magdeburg, 1595, 1596, 1600, 1608, 1621, 1627. Frankfurt, 1683 und Leipzig, 1730. Eine Umbildung: Der neue Froſchmäusler, von C. L. Stengel, 1796. Der Froſchmäusler im Auszuge, von K. Lappe. Stralſund, 1816. Das ganze Gedicht neu gedruckt. Tübingen, 1817)

Gleichen Ruhm hat ſich Johann Fiſchart, einer der originellſten und kühnſten ſatiriſchen Geiſter, erworben, der neben Rabelais, nicht nur als deſſen glücklicher Bearbeiter, ſondern auch wegen ſeiner tiefen Seelenverwandſchaft mit ihm genannt zu werden verdient. Fiſchart nannte ſich auch Menzer und Hulorich (gleichbedeutend mit Johann), Elloposcleros (ελλοψ Fiſch, σκληρος hart), und Reznem (verkehrt Menzer). Folgendes patriotiſche Lied, das durch Form und Inhalt gleich ausgezeichnet iſt, kann uns nur eine ſchöne Meinung von ſeinem Herzen und dichteriſchen Berufe geben.

Was Ruhm hat der jung Adler doch,
Wann er ſich rühmt der Eltern hoch,
Wie ſie frei wohnen in Bergs Klüfften
Und frei regierten inn den Lüfften;
Und er ſitzt gefeſſelt auf der Stangen,
Muß, was der Menſch nur will, ihm fangen?
Alſo was iſt dir für eyn Ehr,
Wann rühmſt du die Alten Teutſchen ſehr,
Wie ſie für ihre Freyheit ſtritten
Und keynen böſen Nachbarn litten.

Und du achtſt nicht der Freyheit dein,
Kannſt kaum inn dein Land ſicher ſein?
Laſt dir dein Nachbarn ſein Pferd binden,
An deinen Zaun forn und hinden?
Sollt auch ſolch feyger art gebüren,
Das ſie ſoll Kron und Scepter führen?
Ja, ihr gebürt für den Königsſtat
Eyn hölzin Roß, welches ſie nur hat
Und führe für den Adler kühn
Eyn bundte Azel nun forthin
Und für den Weltapfel eyn Ball,
Den man ſchlägt, wann er hupft im Fall.
Weil heut doch ſchier keym ernſt iſt mehr
Handzuhaben freiheit und Ehr.

Probe aus dem glückhaften Schiff.

(Die Sonne und der Rhein werden redend eingeführt.)

Der Rein mocht dies kaum hören auß,
Da wund er um das Schiff ſich krauß,
Macht umb die Ruder ein weit Rad,
Und ſchlug mit Freuden an's Geſtad,
Und ließ ein rauſchend Stimm da hören,
Drauß man mocht dieſe Wort erklären:
Friſch dran, jr liebe Eydgenoſſen,
Sprach er, friſch dran, ſeyt unverdroſſen!
Alſo folgt eweren Vorfahren,
Die dies thaten vor hundert Jahren!

Alſo muß man hie Ruhm erjagen,
Wenn man den Alten will nachſchlagen.

— — — — — — — — — —

Nun, libs Wagſchifflein, lauff behend,
Heut wirſt ein Glückſchiff noch genent,
Und durch dich werd ich auch geprieſen
Weil ich ſolch Trew dir hab bewieſen.
Solch Stimm der Geſellſchafft ſeltzam war,
Und ſchwig drob ſtill erſtaunet gar,
Es dâucht ſie, das ſie die Stimm fuhl,
Als wenn ein Wind bließ in ein Hül:
Derhalb jagt ſie jr ein ein mut,
Gleichwie das Horn und rüffen thut
Des Jägers, wann es weit erſchallt,
Den Hunden in dem finſtern wald
So ſie im dieffer Thal verlauffen,
Und die Berg auff und ab durchſchnauffen,
Alsdann je erſt die waſſel ſchaumpt,
Vnd kommen auf die Spur vngſaumpt.
Alſo war auch dem Schiff die Stimm,
Bekam zu Rüdern erſt ein grimm,
Thäten ſe ſtarck die Rüder zucken,
Als wolten fallen ſie an rucken,
In gleichem Zug, in gleichem Flug,
Der Steuermann ſtund feſt an dem Pflug,
Vnd ſchnitt ſolch furchen in den Rein
Das das vnterſt zu oberſt ſchein.

Fiſchart's Schriften, worunter die erſte und letzte ihn beſonders berühmt gemacht haben, ſind folgende: Affentheuerlich Naupengeheuerliche Geſchichtklitterung, von Thaten und Rahten, von kurzen langen weiten vollen beſchreiten Helden und Herren Grandguſier Gargantua und Pantagruel, 1552. 8. 14te Aufl., 1631. (Ueberſetzung der Gargantua des Rabelais.) **Accurata effigies pontificum.** Straßburg, 1573. f. **De Magorum Daemonomania.** Ebend. 1581. Bienenkorb des heiligen römiſchen Immenſchwarms. Chriſtlingen, 1579. 8. Flohhatz, Weibertratz. S. l. & a. N. A., 1610. Straßburg, 8. Podagrammiſch Troſtbüchlein. 8. S. l., 1577. Aller Practic Großmutter. S. l., 1574. Catalogus Catalogorum, 1590. Jeſuitenhütlein, 1580. Das philoſophiſch Ehezuchtbüchlein. Straßburg, 1591. — Epiſche Gedichte: von S. Dominici und S. Franciſci artlichem Leben und großen Greueln. S. l., 1571. 4. Das glückhafft Schiff von Zürich. S. l. & a. 4. Neu herausgegeben von K. Halling. Tübingen, 1828.

Als Curioſum möge hier noch der vollſtändige Titel des oben angeführten Fiſchart'ſchen Gargantua in einer Ausgabe von 1617, und eine Probe aus demſelben eine Stelle finden:

Affentheuerliche, Naupengeheuerliche Geſchichtklitterung: Von Thaten und Rahten der vor kurzen, langen vnd je weilen vollen wohlbeſchrewten Helden und Herrn: Grandgoſchier, Gorgellantua vnnd deß Eyteldürſtlichen, Durchdurſtleuchtigen Fürſten Pantagruel von Durſtwelten, Königen in Vtopien, jeder Welt Nullatenenten vnd Nienenreich, Soldan der newen Kannarien, Fäumlappen, Diopſoder, Durſtling vnd Oudiſſen Inſuln: auch Großfürſten im Finſterſtall vnd Nubel, Nibel, Nebelland: Erbvogt auf Nichilburg, vnd Niederherren zu Nullibingen, Nullenſtein vnd Nirgendheim. Etwan von M. Frantz Rabelais Frantzöſiſch entworffen: Nun aber vberſchröcklich luſtig in einen Teutſchen Model vergoſſen, vnd vngefehrlich obenhin, wie man den Grindigen laußt, auff den Amboß gebracht, vnd dermaſſen mit Pantadurſtigen Mythologien oder Geheimnußdeutungen verpoſſelt, verſchmidt vnd verdängelt, daß nichts ohn daß Eiſen Niſt dran mangelt. Durch Huldrich Elloposcleron.

Die Vorrede iſt an „alle klugkröpffige, Nebelverkapte Nebel, Nebuloner, Witzerſauffte Gurgelhandthierer vnd vngepallierte Sinnverſawerte Windmülleriſche Durſtaller oder Pantagrueliſten“ gewidmet.

Der Anfang des zwanzigſten Kapitels, „wie Gargantua den Pariſern ſeinen Willkomm gab, vnd die groſſe Glocken von vnſer Frawenkirch nam, darauß ein groß Disputanz kam,“ möge uns ferner mit dem eignen Ton und der unerhörten Freiheit in der Behandlung der Sprache und des Stoffes bekannt machen.

Etlich tag nachher, als ſie ſich wider von der Reiß mit Rebenkrafft erkrefftiget gehabt, gieng er mit ſeinem anhang die Statt zu beſchawen: da lief die gantze Welt zu, jhn mit groſſer verwunderung zu begaffen, daß ſchön Troßbüblin, welches einen Kerles mit dem Spieß hett hinweg tragen mögen: Dann daß Volck zu Pariß iſt ſo närriſch, ſo Fatzenthürlich, ſo Fußſpitzig, ſo Wunderſitzig, ſo fürwitzig von Natur, daß ein Gauckler, ein Quackſalber, ein Ablaßkrämer, ein Mauleſel mit Cimbalen vnd Schellen, zwey balgende Weiber, ein Teutſcher Latz auff dem Kopff, ein blinder Spieler auff der Straſſen, mehr Volcks ſolle ſameln als der beſt Evangelienprediger.

Derhalben giengs vnſerm Gargantua allda auch alſo, dann ſie trängeten jhn alſo ſehr, daß er getrungen wart, ſich auff den höchſten Thurn Noſtre Dame zu ſteuren. Indem er nun des zulauffen kein end, vnd ſo ein große Welt umb ſich ſahe, ſprach er vberlaut: Ich glaub daß dieſe vnſläterlin, vnd Liartpaſtetlin gern wolten, daß ich jhnen hie meinen Willkomm zahle, vnd das proficiat gebe. Hey ja, es iſt billich, Beym Riſenwadel, ich will jhnen den Wein ſchencken, aber nur Lachendes Munds, Par riß, vnd gleich den Zotten alſo par reiſſen. Fieng demnach an zu lachen, den Barchat zu reiſſen, ſeinen Latz zu entpreiſen vnd ſie ſo Krotten vnd Katzenſeychiſch zu beſeychen vnd zu beſchmeiſſen, daß er zweyhundert ſechtzig tauſend, vierhundert achtzehn erſäufft, ohne Weiber vnd Kinder, die gehen drein. Ein anzahl jhren entran dieſer Seychſchwämme vnd Piſſefort, durch die Hülffgänger oder vielmehr Leuffiger, ja geſchwinder dann der Windfüſſen vnd geflügelter Ferſen, auff Pegaſich vol ante Caballo. Als ſie nun an daß höchſt ort deß theils der Statt, welchs die vniverſitet heißt, entkamen, vnd ſchwitzten vnd ſchnauffeten vnd huſteten, vnd ſpeyeten, vnd kaum athem hatten, fiengen ſie an auff gut Pariſich zu beten, zu fluchen, vnd zu ſchweren, daß es donnern möcht, etliche auß Zorn, andere lachends Munds, per riso, weil mans alſo offenbar ihnen alſo Par riß, ſchnatterten, tadderten, klapperten, vnd ſchnabelten zuſammen, wie die Vögel wann ſie dem Garn entwiſchen, vnd etlich geſellen dahinden lieſſen: Garymary, Garymara, Scharifari, Scharifara, Hammira, Hummira, Danderlo, Dunderlo, Ketten für: Daß dich die Hölliſche Darr ankomm, das dir S. Aſmus Haſpel die Därme zerwirr: daß dir der Scharbock ins Ding ſchlag: Sammer botz Heyligen Creutz, bey allen Heyligen im Calender, man hat vns lachends Munds par ris, gen Pa en geführt, Pariß man vns den Zotten, ja gar zerriſſen Strümpf, die Faſen kleben vns noch dahinden.

In der Satire und Didaktik hat ſich ebenfalls **Hans Sachs** durch mehrere ſeiner dialogiſch abgefaßten, ſogenannten

Kampfgeſpräche

hervorgethan.

Im eigentlichen Lehrgedicht verdient nur eine Erwähnung:

die lautere Wahrheit,

und

der treue Eckart,

beide von **Bartholomäus Ringwaldt.**

II. Fabeln.

Der ausgezeichnetſte Fabeldichter dieſer Zeit iſt **Burkard Waldis.**

In der im Jahre 1548 geſchriebenen Zueignung ſeiner Fabeln gibt er Allendorf an der Werre als ſeinen Wohnort an. Viele Stellen in den Fabeln zeigen, daß er viel auf Reiſen in Portugal, Italien, Holland und Liefland geweſen. Er iſt ferner als Umarbeiter des Theuerdanks und als Dichter mehrerer Kirchenlieder bekannt. Seine Fabeln ſind unter folgendem Titel erſchienen: „Eſopus gantz neww gemacht vnd in Reimen gefaßt. Mit ſampt Hundert newwer Fabeln, vormals im Druck nicht

geſehen, noch außgangen. Durch Burcardum Waldis."
Das bekannte: Parturiunt montes möge als Probe dienen.

Von den ſchwangern Bergen.

In alten zeiten, vor tauſent Jarn
Begab ſich's wie ich hab erfarn
Ein Landtgeſchrey kam vnter die leut
Wie die Berge zur ſelben zeit
Schwanger waren vnd ſelten geberen
Alls Volk lieff zu, mit groſſem begeren
Vnd kam zuſamen ein groſſe ſchaar
Auß vielen Landen gelauffen dar
Vnd ſchauwten an die Berge groß
Sie waren bauchet über dmoß
Ein lange zeit ſie da erharten
Mit groſſer forcht theten erwarten
Wenn ſich nun offne würd die Erden
Was ſeltzams Dings drauß ſolt werden
Ein Dromedari oder Elephant
Oder ſonſt ein wunder vnbekannt
Zu letſt kroch zu dem Berg herauß
Ein kleine lecherliche Mauß,
Als ſie heraus lieff vnd ſich regt
Ward alles Volk zu lachen bewegt.

Neben Waldis ſind, mit Ausſchluß derer, welche lateiniſche Fabeln ſchrieben, zu nennen Martin Luther, welcher etliche Fabeln zunächſt für ſeinen Sohn Hans bearbeitete und Hans Sachs, der 50 Fabeln hinterlaſſen hat, Daniel Holzmann, der den Spiegel der Weisheit in deutſche Reime brachte, Erasmus Alberus, der das Buch der Tugend und Weisheit ſchrieb, und endlich Hartmann Schöpper von Neumark.

III. Schwänke.

Neben Hans Sachs, Burkard Waldis und Lazarus Sandrup.

IV. Romane und Erzählungen.

Die bereits früher angeführte Bearbeitung des Gargantua von Fiſchart, das vom Buchhändler Feyerabend 1587 herausgegebene: Buch der Liebe, enthaltend den Kaiſer Octavianus mit ſeinem Gemahl und Söhnen, die ſchöne Magelone, den Ritter Galmy, den Herrn Triſtan, den Camillus und Emilia, Florio und Bianceflora, den griechiſchen Roman von der Liebe des Theagones und der Chericlea, die Begebenheiten des Gabriotto und Reinhard, die Meluſine, den Ritter vom Thurn, den Ritter Pontus oder von den adligen Tugenden, den Herzog Herpin, und endlich den Herrn Wigalois vom Rade. Der Goldfaden von

Georg Wickram, der Zauberroman von Fauſt und ſeinem Höllenzwange, das Lalenbuch oder die Geſchichte der Schildbürger, der Pfarrherr vom Calenberg, Peter Leu erſchienen auch in Sammlungen, wie das Buch Schimpf und Ernſt von dem Barfüßer Johann Pauli, Jacob Freys Gartengeſellſchaft u. a.

Dramatiſche Poeſie.

Die Geſchichte der Deutſchen iſt in allen ihren Richtungen, man mag die des Staats, der Geſittung oder des Schriſtenthums im Auge haben, durch drei große, nach einander folgende Gegenſätze bezeichnet. Den erſten finden wir in der Entzweiung des urſprünglich heidniſchen Volksbewußtſeins mit dem der Kirche oder des Germanen- und Chriſtenthums, den zweiten im Streit des Staats mit der Kirche oder der Guelfen und Ghibellinen, den dritten in der Entzweiung der Tradition mit der ſich ihr gegenüberſetzenden Macht des Einzelbewußtſeins oder des Katholicismus und des Proteſtantismus. Die beiden erſten Gegenſätze haben ſich in unſrer Epik und Lyrik, ſo weit wir ſie bis jetzt behandelt haben, deutlich abgeſpiegelt. Im

Epos trafen wir den Gegenſatz des Heiden- und Chriſtenthums bald friedlich neben, bald feindlich gegen einander ausgeſprochen — einen Gegenſatz, der ſich mehr maſſenhaft, als vereinzelt geltend macht und in ſeiner objectiv-naiven Weiſe die Gattung des Epiſchen bedingt. In der Lyrik offenbarte ſich der zweite Gegenſatz, als ein mehr individueller, als ein Kampf des höhern mit dem niedern Stande, des Klerus mit dem Laien, des Gelehrten mit dem Ungelehrten, kurz als ein Kampf, der von allen aus dem Volke und zwar von innen heraus aus freiem Bewußtſein ausgefochten werden wollte. Es war die Zeit des Ritter- und Volksgeſangs. Mit der Reformation beginnt nun der neue dritte Gegenſatz, der die ihm vorangegangenen in ſich aufgenommen, und ſich um ſie bereichert hat, der durch eine Verſchmelzung des Objectiv-epiſchen mit dem Subjectiv-lyriſchen ſich zu dramatiſchen Schöpfungen vorbereitet. Fragt man, wie dieſer Gegenſatz ſeine Verſöhnung findet, ſo glaube ich in dem von uns früher bezeichneten Geiſte der Humanität, der uns aus den unſterblichen Werken des großen Britten auf die lebendigſte und anſchaulichſte Weiſe entgegentritt, antworten zu dürfen.

Es iſt wahr, unſre dramatiſchen Verſuche ſind und bleiben lange ungenügend und ſtümperhaft, aber ſie wurzeln im Nationalbewußtſein und bieten eine Seite dar, der wir eine beſſere, eine organiſche Entwickelung gegönnt hätten.

Das Beſtreben, ſich von außenher geiſtig zu ergänzen, ſelbſt auf die Gefahr hin, alle Eigenthümlichkeit, alles nationale Weſen zu verlieren, war noch nicht im Herzen der ſchöpferiſchen Geiſter, wie ſpäter, erwacht. Die Gelehrſamkeit begnügte ſich, ihre Dictatur in der lateiniſchen Schule zu führen, und ſah vornehmſtolz auf die, in der nach ihrem Dafürhalten barbariſchen Sprache abgefaßten Werke des Geiſtes herab. Hutten's Vorgang, deutſch zu dichten, hat unter den Gelehrten, die damals, wie Nicodemus Friſchlin († 1590) ſagt, zweihundert lateiniſche Verſe auf einem Fuße ſtehend machen konnten, wenig Nachahmung gefunden. Man höre nur, mit welchem Gelehrtenſtolz dieſer Friſchlin ſelbſt, einer der beſten lateiniſchen Dichter, dem die Ehre widerfuhr, daß mehrere ſeiner Dramen ins Deutſche überſetzt wurden, in einem Prologe von ſeinen lateiniſchen Dramen im Gegenſatze zu den deutſchen, beim Volke beliebten, ſpricht.

Quod reliquum est, quaeso benignas date
aures, & vulgus nonnihil compescite.
Nam quia latino sermone isthaec peragimus,
occlamant imperiti linguae, oggranniunt
mulieres, obstrepunt ancillae, servuli,
opifices, lanii, sartores, ferrarii:
sibique, germana lingua postulant dari
comoediam. Hoc quia non fit, nobis praeferunt
Cybisteres, lanistas, funambulos,
petauristas, quibus gaudet plebecula.

Ja, der volksthümliche Geiſt, der uns aus dem Volkslied, der Romanze und dem Schwank ſo freundlich entgegenwehte, gewann ein neues Leben auf den Brettern, und wir können nur bedauern, daß die Talente kleiner als die Umſtände waren, daß kein einziges Drama aus dieſer Zeit nur im Entfernteſten mit den gleichzeitig in England aus ähnlichen Vorausſetzungen ſich bildenden Bühnendichtungen verglichen werden kann, daß wir erſt zwei Jahrhunderte ſpäter einen Shakeſpeare in Goethe gefunden haben. Wenn wir beim Epos und beim lyriſchen Gedichte es beklagen mußten, daß wir uns bei ſo großen einheimiſchen Muſtern, wie die Nibelungen, Gudrun, Reineke Fuchs, bei einer großen Anzahl trefflicher Minne- und Volkslieder durch einen falſchen Geſchmack zum Ausländiſchen und Ungeſunden haben verleiten laſſen, daß wir nicht in der volksthümlichen Weiſe fortgedichtet haben, ſo muß es uns jetzt ſchmerzen, daß ſich keine poetiſche Kraft um dieſe Zeit bei uns hervorgethan, die uns an einen ſpätern Verfall mahnen könnte, die es uns bedauern ließe, daß eine Einmiſchung des Antiken und Ausländiſchen uns auf andre Wege gebracht. Das deutſche Drama gleicht in ſeiner ſpätern Entwickelung dem vielgewandten Odyſſeus, der vieler Menſchen Städte und Sitten geſehen, ſich aber immer nach der Heimat zurückſehnt. Es iſt ein Unglück, daß die Bildung bei uns ſich ſo gern zu allen Zeiten vornehm abſchloß, daß ſie immer ſich ſelbſt im Auge, für die Maſſe keine Sympathieen hatte. Sie wollte immer eine beſondre Literatur; ſie wollte es ſo lange, bis in der literäriſchen wie in der politiſchen Welt ein Bauernkrieg ausbrach. Was wäre aus unſrer Sprache und Literatur geworden, wenn ſie, verlaſſen von der Gelehrten-Republik, keine Theilnahme und Liebe bei dem Mittelſtande gefunden hätte! Die Gelehrten trieben jetzt, wie ſie die Studien des Alterthums nennen, Humaniora. Dieſe Studien verdienen gewiß den Namen, wenn ſie die veredelnde, bildende Wirkung auf unſer Herz hervorbringen; wenn ſie uns, das Reich der Ideale aufſchließend, zur Nacheiferung ermuntern, nicht aber, wenn ſie bloß unſre Neu- und Wißbegierde befriedigen, wenn ſie uns Gräber untergegangener Völker aufſchließen; wenn ſie uns mit Worten und Wendungen bekannt machen, die keine lebende, die nur eine traditionelle Bedeutung haben. Hans Sachs und alle, die ihm ähnlich waren, durften ſich, meines Erachtens, eher der Humaniora rühmen, als die gelehrten Herren, wie ſie auch heißen und welche Titel ſie auch führen mögen, die ſich Wunder groß dünkten, wenn ſie in künſtlich zuſammen gewebten Phraſen, die ſie dem Cicero abgelernt, jene der Unwiſſenheit anklagten. Dieſe todte Gelehrſamkeit, dieſer krumme Rücken, ſtatt der zum Himmel gehobenen Stirne, dieſe lächerliche, pedantiſche Geſpreiztheit kann nicht beſſer, als in der Narrenſchule von Valentin Apelles im letzten Viertel des ſechzehnten Jahrhunderts veranſchaulicht werden, indem ein Schulmeiſter ſeine Schüler das Wort Inhonorificabilitudinationitatibus buchſtabiren lehren will, zuletzt von ihnen geprügelt wird. Man nenne mir die wenigen Ausnahmen nicht: a potiori fit denominatio. Wenn auf eine Tugend das Studium des Alterthums hinweiſ't, ſo iſt es vor allen andern die der Liebe zum Vaterlande; ſie läßt ſich aus jeder Zeile ihrer unſterblichen Werke herausleſen.

Nescio, qua natale solum dulcedine cunctos
Ducit: & immemores non sinit esse sui,

heißt es bei Ovid. Dieſe ſchönen, ewig wahren Worte ſcheinen bloß das Ohr, nicht aber das Herz der Gelehrten berührt zu haben. Sie haben nur zu oft mit dem Purpurmantel der Vornehmthuerei die Unfähigkeit ihres Geiſtes verhüllt; und ich rufe mit Gervinus aus: „Es iſt doch ein kleinliches Geſchlecht dieſe Büchermänner. Weil ſie ſich im ſechzehnten Jahrhundert im Deutſchſchreiben alle vor Hans Sachs bücken mußten, ſo ſchrieben Viele, trotz dem dringenſten Bedürfniß, und gerade die, welche die Dringlichkeit des Bedürfniſſes am Beſten empfanden, lieber lateiniſch. Und ſo warteten ſie bis im achtzehnten

Jahrhundert die Volkspoeſie ganz verſunken war, und dann ſahen ſie mit einem vornehmen Hohn und einer Giftigkeit auf dieſe herab, nachdem ſie mühſelig am Holländiſchen erſt ihr Deutſch gelernt hatten, daß dies eine ewige Schande bleibt, ſo groß ihr Verdienſt ſonſt ſein mag." Die Lorbeerkrone war in Deutſchland im ſechzehnten Jahrhundert noch an die lateiniſche Dichtung geknüpft. — Wie ganz anders verhielt ſich die Bildung in Italien, wo die Anknüpfung an das klaſſiſche Alterthum auch in formeller Hinſicht bei Weitem verführeriſcher war. Arioſt widerſtand der Anmuthung, ſeinen Roland lateiniſch zu dichten; er widerſtand zu einer Zeit, wo es für den höchſten Ruhm galt, mit Virgil zu wetteifern! Spaltung, Kaſten- und Gildenweſen hat überall das Leben, die Kunſt und Wiſſenſchaft der Deutſchen wie eine Krankheit abgezehrt; darum war ſie auch immer einſeitig, mangelhaft, nie, wie bei den Alten, allgemein-menſchlich. Man ſage nicht, die Sprache war auf ihrer damaligen Entwickelungsſtufe nicht ausgebildet genug, daß ein an die Wohllaute der griechiſchen und römiſchen Sprache gewöhntes Ohr, ſich mit ihr befreunden, oder gar in ihr ein Echo ſeiner Gedanken und Empfindungen ſuchen wollen; warum haben ſie, die dieſen Mangel fühlten, ihm nicht gerade durch eine kecke Fortbildung und Neugeſtaltung derſelben ähnlich wie Tauler und Luther abzuhelfen geſucht!

War die Kunſt bei den höfiſchen Dichtern zu ſehr auf das Abſtracte und Ideale gerichtet, ſchwebte ſie wie Muhamed's Sarg zwiſchen Himmel und Erden, ſo war ſie jetzt in den Händen des Volks zu ſehr aus der nächſten Umgebung, aus der platten Wirklichkeit genommen, zu ſehr auf das Groteske gerichtet; war jene zu viel Convenienz, war dieſe zu viel Natur, oder beſſer ausgedrückt, zu viel Natürlichkeit; war jene mehr eine Wiederſpiegelung, eine Fata Morgana des eignen Herzens, war dieſe eine Copie der Außenwelt, ein niederländiſches Gemälde. Es iſt leicht einzuſehen, daß wenn beide Gegenſätze im Herzen eines Genies ſich aufgehoben und in einen gemeinſchaftlichen Brennpunkt umgewandelt hätten, ſtatt ſo vieles mittelmäßig Einſeitige etwas Großes und Muſterhaftes hervorgegangen wäre. Man vergleiche nur folgende unter dem Namen Priameln bekannte Sprüche. (Eſchenburg's Denkmäler altdeutſcher Dichtkunſt. Bremen, 1799) mit einem der duftigen, wie aus Mondſtrahlen zuſammengewachſenen Minneliede:

Ein ſpieler, der alle ſpiel' wohl kann,
Und dreißig jahr hat geſpielt und kein' fluch hat than,
Und ein wirt, dem all tag gäſt' zukommen,
Und kein'n gaſt nie hat übernommen,
Und ein kaufmann, der allzeit wahr ſeit,
Und ein ſchneider, der alle fleck wieder geit,

Und ein weber, den man hält für ein'n alten,
Der nie kein garn hat behalten,
Und ein müller, der zu ſeinen tagen iſt kommen,
Und nie die metz zu voll hat genommen,
Und ein jud', der hat ein'n grauen bart,
Der nie kein'm chriſten feind ward,
Die ſieben wollt ich lieber bey einander ſehen,
Denn ein'n ſchneider, an einer alten hoſen nähen.

Seht, wo der Sohn vor dem vater geht,
Und der lay ohn' den prieſter zum altar ſteht,
Und ſich der knecht über den herrn ſetzt,
Und der bau'r für den edelman wildpret hetzt,
Und die henne kräht für den hahn,
Und die frau will reden für den mann;
So ſoll man den ſohn ſtrafen und matten, *)
Und dem layen ſcheeren eine narrenplatten,
Und den knecht hinter die thür ſtellen,
Und ſoll dem bauern eine kuh fällen,
Und die henne an einen ſpieß jagen,
Und die frau mit knütteln ſchlagen;
So hat man ihn'n allen den rechten lohn geben;
Gott haßt ſelbſt ein unordentliches leben.

---

*) Geldbuße auflegen.

Welch mann ein hun hat, das nicht legt,
Und ein ſchweinsmutter, die nicht junge trägt,
Und hat ein'n ungetreuen knecht,
Der ihm gar ſelten arbeitet recht,
Und eine katz, die nimmer fäht kein' maus,
Und ein weib, die buhlt aus dem haus,
Und ein' magd, die geht heimlich mit ein'm kind:
Der hat gar ein unnütz hausgeſind.

In ſolchen Jedermansgedanken und in den wie Pilze aus der Erde hervorſchießenden luſtigen Erzählungen lag das geiſtige Haupt-Capital der Zeit, das, indem es ſich an die Wirklichkeit lehnte, eben ſo ſehr zum Luſtſpiel ſich entwickeln konnte, wie die Thränen auf dem Grabe eines Heroengeſchlechts ſich in den früheſten Zeiten in epiſche Verſe verwandelt hatten. Wie im Gegenſatz zum ernſten Epos früher das komiſche Thiergedicht es zu einer hohen Blüthe bringen konnte, ſo hätte auch leicht jetzt das Luſtſpiel neben dem heroiſchen Trauerſpiel, welches mit der Romanze und der Ballade zuſammenhing, aus den Fabeln, Priameln und Schwänken es zu einem Höhepunkte bringen können. Die Umſtände waren nicht ungünſtig, und es hätte ſich ein Nationaltheater, das der naive Ausdruck der Zeitbildung geweſen wäre, bilden können, wenn Hans Sachs und Ayrer halb ſoviel der Kunſt, als der Natur verdankt, wenn ſie ſoviel Geſchmack wie **Molière** beſeſſen hätten. **Luther** ſelbſt hat, ohne daß er es eben beabſichtigt hätte, der dramatiſchen Kunſt durch eine Bemerkung in ſeinen bibliſchen Einleitungen das Wort geredet, indem er das Buch **Judith** und den **Tobias** ſchöne Gedichte, liebliche gottſelige Comödien genannt und vermuthet, daß die Juden ſolche Gedichte ſchon wie die Chriſten die Paſſion geſpielt hätten — eine Bemerkung, auf die ſich faſt alle Vorreden der Schauſpieldichter berufen, indem ſie überhaupt bis auf **Gellert** herab die moraliſche Seite im Auge behalten, und die Comödie einen Tugend- und Laſterſpiegel nennen, durch den ſich das Gepredigte um ſo beſſer einprägen müſſe, weil es zugleich **geſehen** wird. Was bedurfte es unter ſolchen Anforderungen, als einer plaſtiſch wirkſamen Feder, um den erſten beſten Schwank wie folgenden in eine Luſtſpiel-Scene umzuſetzen.

Ein großer ſünder in unkeuſch was,
Dem reu und leid ſein herz beſaß,
Daß er ihm ein'n prieſter ausſuchte zu beichten,
Mit dem wollt' er ſein' ſünde leichten.
Er fieng an und wollt' ſein ſünd' austreiben
Die wüſten ſchwänk und ſonſt von weiben,
Und ſagt' auch ſonſt her ſo manch unfur:
Der pfaff ſo jämmerlich weinen wurd',
Das ſach der ſünder, und ſprach gar ſchier:
Mein lieber herr, ſeyd gnädig mir,

Und wollt mir darum ein' buß' verjehen,
Die ſünd die ſoll nicht mehr geſchehen.
Der pfaff verhielt ſich immer und grein,
Und ſprach nicht zu ihm weder ja noch nein.
Der ſünder gedacht: wie ſoll ich than?
Mit meinen ſünden wie wird's mir gahn,
Daß er mein' ſünd' ſo ſehr hie haßt,
Und darum greinet alſo faſt?
Der pfaff der weinet, daß er mußt vernehen (vernehmen),
Der ſünder wurd' wieder zu ihm jehen (ſprechen):
Herr, ob keiner ſündt, ſo habt kein ſtußt,
Und weinet nicht, und gebt mir ablußt. *)
Der pfaff ſprach: ich wein' noch heut den tag,
Daß ich ſein leider nicht mehr mag,
Und ſo wohl dazu han tügt **)
Und auch vor zeiten ſo wohl hab' genügt.
Du haſt ſo ſüß davon geredt,
Daß ich es noch ſo gerne thät;
Darum geb' ich dir buß' gar gering';
Sag, was beichtſt du an ſolchem Ding'?
Kein mann davon nicht beichten ſoll,
Wann es büßet ſich alles ſelber wohl.

---

*) Herr, hab' ich keine Sunde begangen, ſo nehmet keinen Anſtand, ſo weinet nicht und gebt mir Abſolution.

**) Daß ich deſſen leider nicht mehr fähig bin
Und ſo wohl dazu getaugt habe.

Der Zuſammenhang des Dramas mit dem Schwank, der Ballade und Novelle zeigt ſich handgreiflich, indem wir den aus ihnen uns bereits bekannten Geſtalten, dem treuen Eckart, dem Eulenſpiegel, dem Claus Narr, dem Bruder Rauſch und dem Bruder Tielke unter den Teufeln, begegnen. In dieſen Geſtalten lag dann auch der Keim zu einer nationalen komiſchen Figur, die bis auf den Hans Wurſt (deſſen Namen, nach Addiſſon's feiner Bemerkung, ſo gut zu den vom Eſſen hergenommenen Benennungen Pickelhäring, Jean Potage, Maccaroni und Jack Pudding paßt) herab, in die mannigfachſten Wandelungen hat eingehen müſſen.

Bei dieſer Gelegenheit muß auch erwähnt werden, daß eine Truppe engliſcher Comödianten um das Jahr 1600 durch ganz Deutſchland zog, deren Einfluß auf die dramatiſche Dichtung mehr wie ein verwandter und organiſcher, als ein mechaniſcher, angeſehen werden muß, der namentlich bei Ayrer ſehr bemerkbar wird. Ueber dieſen Einfluß hat uns beſonders Tieck ſehr belehrende Mittheilungen gemacht.

Jacob Ayrer,

der Haupt-Repräſentant der dramatiſchen Dichtung neben Hans Sachs und dem Herzog Heinrich Julius in Braunſchweig wird uns von Gervinus in ſolgender Weiſe vorgeführt: „Ayrer mag uns hier als Beweis ſtehen, daß, während faſt alle andern Zweige der Literatur jetzt in Süd-Deutſchland verfielen, das Schauſpiel doch beſtand. Dieſe volksmäßige Gattung hielt in dieſem Gebiete der deutſchen Volkskunſt länger aus, und ſie blieb hier weltlich, während ſie im ganzen Norden geiſtlich wurde. Dies eben unterſcheidet die Nürnberger Bühne ſo characteriſtiſch. Wir ſahen früher, daß Roſenplüt und Folz nur Faſtnachtſpiele ſchrieben; von Peter Probſt, einem Zeitgenoſſen des Hans Sachs, ſah Gottſched ſechs Faſtnachtſchwänke und nur Eine chriſtliche Comödie; Hans Sachs zwar hat unter etwa zweihundert Stücken auch etwa fünfzig bibliſche, allein ſie ſind weit entfernt eigentlich chriſtliche Stücke zu ſein, oder mehr als alle ſeine andern Poeſieen didactiſche Tendenzen zu haben; ſie ſind durchaus im Sinne des weltlichen Schauſpiels gehalten, ſie ſind daher auch meiſt aus dem geſchichtlichen Theile des alten Teſtaments entnommen, und ſelbſt wo ſie am lutheriſchten und chriſtlichſten ſcheinen, in jener naiven Katechiſation der Kinder Eva z. B., haben wir jene mehr bürgerliche Haltung, die wir auch in Sammlungen von Kirchenliedern in dieſen Gegenden fanden. Weit den größeren Theil ſeiner Stücke aber machen die ächtdeutſchen Faſtnachtſpiele und ſeine Tragödien aus, die dem Stoffe nach ſo univerſalhiſtoriſch und weltlich ſind, daß die geſammte europäiſche Bühne kaum eine literariſche Quelle des Schauſpiels aufzuweiſen hat, aus der er nicht geſchöpft hätte. Er hat Gegenſtände der römiſchen Geſchichte behandelt, er hat die alte Mythologie und die altgriechiſche Sage dramatiſirt, er hat Stücke von neuern und älteren Lateinern, ja eines von Ariſtophanes bearbeitet, hat die Schwänke und Novellen des Mittelalters, die Romane jeder Art, die deutſche Sage und Geſchichte, das Volksepos und das Volksbuch vor ſich gehabt. Dies ſind alſo die Stoffe, unter die ſich Lope de Vega's und Shakeſpeare's Werke reihen laſſen, und wie roh und gering ſeine Schauſpiele ſind, immer muß man den Hans Sachs vor und mit dieſen Männern nennen als den, der zuerſt, wenn auch mit keinem andern Verdienſte als dem der Maſſe ſeiner Stücke, auf den epochemachenden Gedanken fiel, die ganze poetiſche Welt aus der epiſchen Form in die dramatiſche überzuſetzen. Der ganze Stoff des Lebens und der Geſchichte ward von dieſen Männern dem Drama vindicirt; was alles die Ritterwelt erzählend behandelte, geht nun aus der Literatur gleichfalls in dieſe neue Geſtalt über. Das Vorherrſchen eines gewiſſen Epiſchen, die Miſchung epiſcher und dramatiſcher Elemente, das ſtoffartige Ausgehen auf das Neue, den Verſtoß gegen Zeit und Coſtüme theilen dieſe Männer, ſo verſchieden ſie ſind, ihrer Stellung zur ältern Literatur nach, nothwendig mit einander. Erſt Shakeſpeare iſt der eigentliche Begründer dramatiſcher Motive und Wirkungen, der mit unvergleichlicher Einſicht die Geſetze des Dramatiſchen und Epiſchen kannte und ſchied; Lope de Vega hatte eigentlich ſeine Stoffe nur nachläſſig zur Darſtellung redigirt, Hans Sachs nicht einmal zur Darſtellung, ſondern bloß zum Dialog. Dieſelbe Ausdehnung in den Stoffen nun finden wir bei Ayrer wieder. Er hat fünf Stücke aus der römiſchen Urgeſchichte nach Livius, Bearbeitungen nach Friſchlin und Plautus, einen Theſeus, den Sultan von Babylon nach Boccaz, den Andreuxo nach den cento novelle, eine Reihe romantiſcher Stücke, nationale Schauſpiele von der Stiftung Bambergs, von Kaiſer Otto III., von Hug und Wolfdietrich u. ſ. w. geſchrieben. Es war wohl erklärlich, daß Ayrer, in der Mitte von Hans Sachs und den Engländern, die mit ſo viel Beifall verwandte Gegenſtände geſchickter und theatraliſcher eingerichtet, in Deutſchland verbreiteten, ganz von dem geiſtlichen Schauſpiel ſich wegwandte, ganz nur das Volk wieder in's Auge faßte und deſſen plebejiſchen Geſchmack, ſo daß dieſe weltliche Tendenz des nürnberger Schauſpiels durchaus einzig daſteht, da ſelbſt in Augsburg ein Xyſtus Betulejus (Sixtus von Birken 1500—1554) nur geiſtliche Stücke ſchrieb. Daß wir nun bei Ayrer einer Menge allgemeiner Reminiscenzen von Motiven und Situationen begegnen, daß wir bei all ſeiner Rohheit und Einfalt an Shakeſpeare und Calderon erinnert werden, dies liegt in der Natur der Quellen, die er geleſen hatte und die er mit ganz Europa theilte, wie in der Bekanntſchaft mit den engliſchen Stücken, die er geſehen, und deren er auch andre als die nachher in Deutſchland gedruckten geleſen hatte. Er richtete ſeine Stücke lediglich auf den Zweck der Darſtellung zu, und dies unterſcheidet ihn hauptſächlich von Hans Sachs, dem das Dramatiſche mehr eine Form auf dem Papier war, deſſen Stücke man erſt einrichten mußte, deſſen Manier und Dichtart Ayrer treu bleibt, ohne ihn erreichen zu können an Gemüth, Lebendigkeit und Naivetät. Zwiſchen dieſe zwei Schulen getheilt, hat alſo Ayrer bei Hans Sachs eben ſowohl als in dem altengliſchen Theater direkte oder indirekte Quellen gefunden. Das Letztere hat bereits Tieck nachgewieſen. In den Faſtnachtſpielen würde ich am wenigſten nach fremder Quelle ſuchen, weil hier der deutſche Schwank eine unermeßliche Fundgrube darbot, die bereits ſo ſehr verbraucht war. Es findet ſich zwar Ein ſolcher Scherz Ayrer's verändert unter den engliſchen Comödien, die 1620 gedruckt wurden, wieder, wer aber ſteht dafür, daß in dieſe Sammlung ſo gewiſſenhaft lauter engliſche Stücke aufgenommen wurden? Einige ſeiner Faſtnachtſpiele ſind auf die engländiſche Art zu Singſpielen eingerichtet, nach einer durchgehenden Volksmelodie. Das Schauſpiel von dem griechiſchen Kaiſer in Conſtantinopel und der Pelimperia iſt die altengliſche spanish tragedy (im 2ten Bande von Dodsley's collection), wo Ayrer nach einem alten Originale, das Tieck zu kennen ſcheint, arbeitet, nicht nach bloßer Erinnerung eines geſehenen Stückes, ſo daß nicht allein die Scenenreihe, ſondern ſelbſt Stellen übereinſtimmen, noch mit der Ueberarbeitung des altengliſchen Stückes in der angegebenen Sammlung von Dodsley. Wer auch dieſes Stück nicht kennt, würde in Ayrer's Pelimperia der ganzen Einrichtung und Natur des Stückes nach an die engliſche Bühne, im Beſondern an Hamlet erinnert werden. Der Inhalt, der zugleich auch als ein Beiſpiel von dem äußerſt blutigen Charakter dieſer engliſchen Stücke gelten kann, iſt dieſer: Pelimperia hat ihren Liebſten Andreas in der Schlacht durch ihren Bruder Lorenz verloren. Dieſer will ihr einen gefangenen Königsſohn von Portugal zum Gatten geben, ſie liebt aber nach ihrem Andreas einen Horatius. Ihn bringt Lorenz um, und von den Dienern, die darum wiſſen, läßt er Einen durch den andern erſchießen. Alles dies kommt auf der Bühne vor, und es wird dabei vorgeſchrieben, mit welcher Vorrichtung die blutenden Wunden dargeſtellt werden können. Der Marſchall, des ermordeten Horatius Vater, wird halb wahnſinnig und ſinnt auf Rache; er veranſtaltet mit Belimperia, die zum Schein in die Ehe mit dem Portugieſen willigt, ein Schauſpiel, in dem ſie und er die beiden Prinzen, ihren Rollen und ihrer Rache gemäß, nicht nur ſcheinbar, ſondern wirklich ermorden, worauf Belimperia ſich ſelbſt umbringt, der Marſchall aber, nachdem er ergriffen, ſich die Zunge ausſchneidet, um nichts geſtehen zu müſſen, und mit einer Liſt ſich dann noch ein Meſſer verſchafft, womit er den König erſticht! Aehnlich erinnert, was auch Tieck bemerkt, die ſchöne Sidea, von Ayrer, an den Sturm. Ein König Ludolf wird von dem König von Lithauen ſeines Reichs beraubt und mit ſeiner Tochter Sidea verjagt. Im Wald bekommt Ludolf durch Zauberkunſt den Sohn des Lithauers gefangen, der die Sidea lieb gewinnt, und mit ihr flieht. Im Uebrigen freilich trennt ſich der Inhalt beider Stücke ſo, daß eine gemeinſame Quelle nicht zu vermuthen iſt, ſo wenig als man zwiſchen dem König Theodoſius und dem Leben ein Traum etwas Weiteres als eine ganz vage Aehnlichkeit eines Theils des Inhalts ſtatuiren könnte. Dagegen iſt der König von Cypern wieder ein engliſches Stück, das genau ſelbſt mit einer ſpätern Bearbeitung von Lewis Machin (Dodsley's), die Ayrer noch nicht kennen konnte, übereinſtimmt.

Keines von Ayrer's Stücken erhebt ſich über das Gewöhnliche der Zeit; nur ihre Art und ihre Maſſe verdient Aufmerkſamkeit. Trotz ſeiner Uebung an beſſeren Muſtern hat er keinen Begriff von der Einheit — nicht des Orts und der Zeit, ſondern — einer Handlung; ſeine Stiftung Bambergs iſt nicht allein eine Hiſtorie, ſondern eine Chronik zu nennen. Weder weiß er eine Intrigue zu verfolgen, noch eine komiſche Situation zu behaupten, wie z. B. in den Menächmen, wo das ſo leicht war, noch einen Charakter zu zeichnen. Nur die Verſuche zu dieſem letztern ſind da, obwohl ſo wenig gelungen, daß Hans Sachs, der mit Abſicht nirgends aufs Charakteriſiren ausgeht, zuweilen glücklicher war. Man darf nur den alten gutmüthigen Papſt Gregor in der Stiftung Bambergs, oder das junge liebenswürdige Bürſchchen Amor im Theodoſius beachten, um zu ſehen, daß höchſtens ein paar Altersformen und wie weit auch dieſe nur gelungen. Wie in den rohen alten Romanen iſt Alles unmotivirt. Etwas mehr wagt ſich Ayrer weg von dem Gerippe ſeiner Stücke, iſt ausgeſponnener als Hans Sachs; er entfernt ſich zu Nebenſcenen, nicht allein zu den komiſchen Intermezzen des Narren, die nie fehlen dürfen, ſondern auch zu ernſteren Epiſoden, wie z. B. gleich im erſten Stücke von der Erbauung Roms die veſtaliſche Scandalgeſchichte und Nonnenlegende iſt.

Sehr gerne neigt er zu kleinen Liebeshändeln, die ihr biſchen Sentimentalität von dem Volksliede hernehmen; ſo ſprechen Liebende bei dem Herzog Julius in lauter Verſen und Volksgeſängen. In einzelnen Stellen arbeitet er auf Rührung hin, durchgehend aber auf Schrecken und Schauder. Das Blutige und Scheußliche iſt der auffallendſte Charakterzug dieſer Trauerſpiele. In dreißig Zeilen ſchneidet im Servius Tullius zuerſt Lucius Tarquin ſeiner Gattin den Hals ab und läßt ſie verzappeln, und vergiftet Tullia ihren Gatten. Im Kaiſer Otto werden dem Creſcentius Naſe und Ohren abgeſchnitten, dem Papſt Johann die Augen ausgeſtochen, einer, der um die Kaiſerin buhlt, wird verbrannt, einer, der ſie verſchmäht, hingerichtet, und der Kaiſer mit ein paar Handſchuhen vergiftet. Im Mahomet ſchlägt der Sultan gleich Anfangs ſeinem Bruder den Kopf ab und wundert ſich, daß ſeine Mutter um eine Hand voll Bluts dabei weinen mag; und in Erzählung und Darſtellung ſind die Greuel bei der Eroberung von Conſtantinopel gehäuft. Von allen dieſen Auswüchſen der Rohheit iſt Hans Sachs noch frei.

In den Trauerſpielen täuſcht leicht die theatraliſche Routine, wenn man aber Hans Sachſens Vorzug vor Ayrer unbefangen erkennen will, muß man die Faſtnachtſpiele vergleichen. Viele ſind wohl auch bei dem

Schuſter nur grobe Poſſen, wie viele aber auch ſo ſinnige und gehaltvolle Gegenſtände, die auf mehr ausgehen als bloße Pulcinellſcenen. Aber hier beruhen alle faſt nur auf derben Ehezoten, und der beſte Witz ſteckt in den Kammertöpfen und Miſtkauten. Unendlich ſtehen dieſe dramatiſirten Späße von den ähnlichen proſaiſchen oder nur erzählenden der Zeit ab: was will z. B. das Zechgelag in Ayrer's Ritterorden von dem podagriſchen Fluß, unter dem Vorſitz jenes Bacchus, der eingeführt wird mit einem Kopf wie eine Kornmetze, einem Bauch wie eine Hütterskrütze, ein paar Schenkeln wie Butterfäſſer, bedeuten gegen Fiſchart's trunkne Litanei? oder überhaupt irgend einer dieſer geſpielten Schwänke gegen die erzählten? Oder man vergleiche die vielen Scherzſchriften über das Podagra aus dieſer Zeit mit dem breiten und langweiligen Prozeß wider der Königin Podagra Tyrannei hier! oder die Geſchichten vom Pfaffen von Kalenberg mit des Hoflebens kurzem Begriff. Durchgängig wird man finden, daß dieſe Leute nicht wiſſen, daß man des Gemeinen, Niedrigen und Schmutzigen dem Auge nicht ſo viel vorführen darf, als dem Ohr."

Ein Faſtnachtſpiel Ayrer's von Fritz Dölla mit ſeiner wunderbaren Geige, das zu ſeiner Zeit und noch lange nachher vielen Beifall fand, ſoll uns hier in Büſching's Bearbeitung (Erzählungen, Dichtungen, Faſtnachtſpiele und Schwänke des Mittelalters, von Dr. J. G. Büſching. 1ſter Bd. Breslau, 1814.) als Probe dienen.

Perſonen:

Juder, der Richter.
Juſtus, }
Prätor, } zween Schöppen.
Klaus Rölla, ein Bauer.
Fritz Dölla, ein einfältiger Narr.
Henſſa Zölla, ein Nachbar, ein Bauer.
Spiritus, ein Geiſt oder Engel.
Bruder Engelhard, der Mönch.
Haltfeſt, der Büttel.
Meiſter Georg, der Henker.

Klaus Rölla, der Bauer, geht ein und ſpricht: ich habe einen recht guten Knecht, der iſt ſchlicht, einfältig und fromm, er arbeitet ſtark, als wie ein Vieh, in allem das ich von ihm verlange, es gebühre oder ſtehe ihm an. So fordert er auch keinen Lohn; ins dritte Jahr iſt er bereits bei mir, hat nie Bier oder Wein verſucht, iſt nie in ein Wirthshaus gegangen und hat keinen Pfennig Lohn eingenommen. Ja, ich glaube auch gänzlich, daß der Alberne nicht ſo geſcheidt ſei, einen Lohn von mir zu begehren. Schau, dort kommt eben von Ferne mein Nachbar, der Henſſa Zölla, her.

Henſſa Zölla geht ein und ſpricht: einen guten Tag, Nachbar Klaus; ich hätte an dich eine große Bitte, wenn du ſie mir anders gewähren willſt. Mein Säuſtall iſt mir eingefallen und hat mir gewiß die Schweine erſchlagen; den wollte ich gerne aufräumen und habe keine Zeit, zu verlieren, wenn ich meine Säue lebend davon bringen will. Dazu ſoll mir dein Knecht helfen, er iſt fein ſtark und arbeitet gerne, und wären die Schweine ſchon zum Theil geſtorben, ſo hilft er ſie mir auf den Anger tragen.

Kl. Rölla. Hat dir der Stall die Schweine erſchlagen, ſo taugen ſie noch wohl zum Eſſen und willſt alſo verſchwenderiſch ſein und ſie hinaus auf den Anger werfen? Ich glaube du willſt närriſch werden. Willſt du ſie nicht haben, ſo gieb ſie mir. Meinen Knecht will ich dir leihen, der thut alles gerne, was er nur kann.

H. Zölla. Mein Rölla, was giebſt du ihm zum Lohne? Er wäre fürwahr auch in meinem Hauſe gut.

Kl. Rölla. Es geht dir nichts an und iſt auch gar nichts daran gelegen, wenn du auch nichts davon weißt; denn der, welcher allen Quark wiſſen will, den weiſ't man mit böſen Worten fort. Willſt du nun deine Schweine erretten, ſo haſt du, bei meiner Treue, Zeit, drum gehe nur eilends deines Weges, meinen Fritz Dölla findeſt du dort. (H. Zölla geht ab.) Ich habe fürwahr nicht recht gethan, daß ich ihm meinen Knecht geliehen habe, er könnte mir ihn wohl abſpänſtig machen. Noch gab ich ihm keinen Pfennig Lohn, und er war dennoch wohl zufrieden, verſagte mir keine Arbeit; was ich ihm hieß, richtete er mir aus, er iſt gar ſchlicht und ſehr fromm. Ich muß gehen und ſehen, wie dem iſt, er möchte mir ihn abſpänſtig machen. (Er geht ab.)

Kommt H. Zölla mit F. Dölla und ſagt: Fritz Dölla, es iſt noch ganz wohlgerathen, daß die Säue keinen Schaden genommen haben, wir haben ſie gar fein herausgebracht. Sage mir, was giebt dir dein Herr für ein Jahr, daß du ihm dieneſt.

F. Dölla. Eſſen und Trinken und Kleider dazu, wiewohl dieſelben ziemlich ſchlecht ſind.

H. Zölla. Höre, wenn du jetzt mein Diener werden wollteſt, ſo wollte ich dich ſelbſt annehmen, dir jährlich 3 Gulden zum Lohn geben, davon kannſt du dich beſſer kleiden und mit ſchönen Mägden zur Zeche gehen, und ihnen Kirchweih dazu kaufen.

F. Dölla. O nein, das thue ich nicht. Was ſoll ich mit den Mägden thun? Wenn ich zu eſſen und zu trinken habe, und kann mich nur ein wenig bedecken, ſo bin ich ſchon zufrieden; ich mag nicht zechen und freſſen, nicht tanzen und auf Kirchweih laufen, den Mägden frage ich gar wenig nach, mag auch in der Welt keine andre haben, als unſers Kirchner's lange Katharine.

H. Zölla. Ja, du wirſt Weib's genug an ihr finden, und laß es dir nur keinen Scherz ſein. Siehe, da geb ich dir für deinen Beiſtand 3 Pfennige, dafür kannſt du dir ein Seidlein Wein kaufen.

H. Zölla giebt ihm das Geld, geht wieder ab; F. Dölla zählt das Geld, ſieht's oft an und ſpricht: ich glaube dennoch in Wahrheit, daß Geld die beſte Waare ſei, die man auf der Welt finden kann. In drei Jahren hatte ich kein Geld, denn ich achtete es nicht; jetzt, da ich wieder reich geworden bin, bringen mir die 3 Pfennige große Anfechtung, denn ich weiß ſie nicht zu bewahren, fürchte, es möchte mir etwas an dem Gelde geſchehen, daß ich es verlöre. Fürwahr, das Leben nähme ich mir. Auch kann ich nicht ausrechnen, wie ich ſie wohl anlegen ſoll. Spiritus, der Geiſt, geht ein in einem nackten Kleide; dem brennt Feuer auf dem Kopfe. F. Dölla erſchrickt, macht das Kreuz und ſpricht: ei, Herr Gott behüte, wer kommt allda?

Spiritus ergreift ihn und ſpricht: ei, warte ein wenig, laufe nicht alſo, ich habe mit dir etwas zu reden.

F. Dölla zerrt ſich hart und ſagt: du willſt meine Pfennige mir nehmen. O nein, mein Geſelle, ziehe deinen Weg hin. (Er ſtellt ſich, als wolle er laufen.)

Spiritus. Ei, ſo verzeih doch, ſei friſch und muthig, ich will dir gar kein Leid thun.

F. Dölla. Deines Gleichen habe ich nie geſehen, dieweil dir dein Kopf alſo brennt; ich fürchte, daß ich angezündet werde, darum mag ich nicht bei dir bleiben.

Spiritus. Ei, höre und gieb mir bald Antwort; haſt du Geld, ſo weiſe mir das bald.

F. Dölla. Mein Geld laſſe ich dir nicht ſehen, fürchte, es würde mir von dir genommen. Habe mich vorhin lange darum gekümmert, wie ich mein Geld wohl anlegen möchte.

Spiritus. Gieb mir's, ſo will ich dir dafür erlauben, daß du wünſchen ſollſt und was du für 1 Pfennig willſt, deſſen alles will ich dir gewähren.

F. Dölla. Ich mag dir aber nicht gern vertrauen, ich fürchte, du brächteſt mich um mein Geld.

Spiritus. Nein, Dölla, ſei doch wohlgemuth. Gieb mir erſtlich einen Pfennig, und wenn ich dir nicht bald gewähre, dir gebe, was du haben willſt, ſo gehe mit den 2 andern davon und ſchmähe mich, wie du nur willſt.

F. Dölla. (Hebt ſeine Hand auf). Da es denn nun mein Geld mir gilt und ich es dir dafür geben muß, ſo wünſch' ich mir ein Vogelrohr, daraus ich ganz gewiß ſchießen kann, und daß ich Alles treffen muß, wornach ich nur ziele und gedenke.

Spiritus (greift nach dem Rohr, giebts ihm). Du haſt dir nichts Großes gewünſcht; du magſt wohl ein rechter Narr ſein, daß du dir nichts wünſcheſt, als das Rohr, hätteſt wohl dafür Reichthum gewählt, davon hätteſt du erhalten können, alles, was dein Herz begehrt.

F. Dölla. Weil ihr meinen Wunſch mir habt erfüllt, ſo bin ich damit ſchon zufrieden. Noch einen Pfennig lege ich an, und wünſche mir dafür eine Fiedel, daß Alle, die mir zuhören, tanzen, ſo lange ich nur geige.

Spiritus (greift nach der Geige und giebt ſie ihm). Der Wunſch iſt dem vorigen gleich, nun haſt du nur noch einen Pfennig, ich bitte dich, bedenke dich und lege den letzten beſſer an, als du mit den zweien gethan haſt; denn, was du heute nicht wünſcheſt, mußt du alle deine Tage entrathen, ſo lange du hier auf Erden lebſt.

F. Dölla. Gott gebe, daß all meinem Begehren alle Menſchen müſſen ein Genüge thun, ſo oft ich ſie anrede, damit ich anders Geld bekomme.

Spiritus. Jetzt haſt du nicht zu weit gefehlt, wie du mit den andern zwein thateſt; wirſt du nun mit der Sache recht umgehen, ſo wirſt du in gar Kurzem ſteinreich werden.

F. Dölla. Der liebe Gott vergelte es euch.

Spiritus geht ab. (F. Dölla ſchießt mit dem Rohre und trifft.) Zu dieſem Rohre freue ich mich herzlich; iſt beſſer als alle 3 Pfennige, weil ich kann gewiß damit ſchießen. (Er nimmt die Geige und verſucht ſie.) Mit der Geige bin ich auch zufrieden; ſie klingt über alle Maßen ſchön. Nun will ich ſie nicht von mir laſſen, ſo lange als ich mein Leben habe. Meinem Bauer mag ich kein Gut mehr thun, der mich ſo gar dürr abſpeiſet und darzu gar keinen Heller giebt. Jetzt ſehe ich, daß das baare Geld in dieſer Welt viel höher iſt als Eſſen, Trinken und Unterhalt. Geld hat Macht über alle Dinge. (Er geht ab.)

Bruder Engelhard, der Mönch, mit ſeinem Almoſenſond kömmt und ſpricht: beſſer wäre es, ich wäre ein Schuſter geworden, als daß ich mich in den Orden begeben hätte. Man hat mir der Barfüßer Regel und Gewohnheit ganz leicht gemacht, daß ſie mir in meiner Jugend leichtlich einging; ich meinte, es wäre eine Kleinigkeit, ſie zu halten, bis daß ich eingekleidet wurde. Da fing ſich ſtracks mein Unglück an; ich mußte im Chor ſingen und plärren, Metten, Frühmeß, Vesper, Komplet und ſpät das Salve ſingen, durfte nicht aus dem Kloſter in die Stadt, als nur dann, wenn ich zum Sammeln ausging, und ich den Korb und Sack tragen ſollte. Jetzt hat man mich zum erſten Male ausgeſchickt, daß ich auf dem Lande ſammeln ſoll. Da giebt's denn bisweilen eine Bauergrete, die nicht eben ſonderlich klug iſt, die nimmt ſich meines Jammers an, und ich kann mich mit ihr ergötzen. Dagegen muß ich im Stroh liegen und kann nicht alle Zeit eine Herberge bekommen, da in der Welt bekannt iſt, daß wir Barfüßer ohne Geld gehen.

Will es gleich meine Regel, daß ich allein im Stroh liegen ſoll, aber, welcher Teufel kann's halten! Die Alten thun's auch nicht, die liegen heimlich in den Federn, verſchlafen auch alle die Metten, ſtellen ſich der Regel halb fromm und gehen doch täglich mit Geld um. Ich habe ihnen in ihrem Behältniß gefiſcht und dieſe hundert Gulden erobert, damit will ich davon ziehen, mir weltliche Kleider machen laſſen, denn ich mag nicht herumgehen und ſammeln. Etliche Tage bin ich herumgegangen und habe die Bauern um Almoſen angeſprochen; die nennen mich einen faulen Kerl, ſagen, die Mönche ſind faule Geſellen, die nur ſanft leben und nicht arbeiten wollen, auch nicht, wie vor Jahren, ſtudiren. Mit den Seelenmeſſen und dem Fegefeuer verleiten ſie gar viele arme

Seelen und mit andern närriſchen Abenteuern. Allen Glauben haben wir bei ihnen verloren, und ich glaube, daß ſie lutheriſch geworden ſind. Ihr Wolf, Schelm und Dieb muß ich ſein, der oben in den Schafſtall hineingeſtiegen, und jagen mich dann zum Hofe hinaus. D'rum will ich wieder hinausſteigen, denn ſolcher Rede ſchäme ich mich; ich will mich hinter der Thüre beurlauben.

F. Dölla geht ein mit ſeinem Rohr und ſeiner Geige, ſieht den Mönch, macht das Kreuz vor ſich, flieht und ſpricht: Gott bewahre, wer biſt du?

Der Mönch. Höre, Junge, komm und vernimm, was ich ſage, ich habe etwas mit dir zu reden.

F. Dölla. Geh' hin, ich will nicht mit dir reden, du ſiehſt ganz grau wie ein Eſel aus; ſolche Leute habe ich vormals noch nie geſehen und glaube, du ſeiſt der lebendige Teufel.

Der Mönch macht das Kreuz vor ſich; Dölla macht auch ein Kreuz. Der Mönch ſagt: Gehe her zu mir und habe keine Beſorgniß; ich bin ein Menſch, und daß du mich erkennſt: man nennt mich ein Barfüßer Mönch, weil ich den Orden trage.

F. Dölla deckt ihm die Kutte auf, ſieht ihm die Füße und ſagt: Ja, ja, ihr ſagt, ihr heißt der Barfuß; iſt recht, denn wenn ihr drei Füße hättet, ſo nennte man euch den Dreifuß. Mein Barfüßer, gieb mir Nachricht, ob du auch ein Zweihändner ſeiſt?

Der Mönch zeigt ſeine zwei Hände und ſpricht: Ja, weil ich noch zwei Hände habe.

F. Dölla ergreift ihn beim Strick. Mein Barfuß, was hängt euch da herab? Ein Strick, glaube ich, das bedeutet, daß ihr gar ein arger Dieb ſeid und daß man euch daran henken ſoll.

Der Mönch. Ei, Schelm, daß dich der Henker hole! du hörſt ja in der Predigt, daß man die Prieſterſchaft ehren ſoll, und du willſt mich einen Dieb ſchelten.

F. Dölla. Ja, ich habe wohl viele Pfaffen geſehn, ſie waren aber keine ſolche Thoren, als ihr, das Haar abgeſchnitten als ein halber Narr; trugen auch keine Narrenkappen.

Der Mönch. Daß du die Peſtilenz bekommſt! lange genug haſt du mich genarrt, laß mich nun ein wenig fragen. Wer biſt du mit der langen Stange? Ein Hundeſchläger und Wildfänger? und was machſt du hier mit der Geige?

F. Dölla. Ei! ſchweigt von dieſen Dingen. Ich bin ein Bauerknecht, heiße **Fritz Dölla**, habe lange gedient bei **Kunz Rölla**, und ſein Nachbar, der **Hans Zölla**, hat mich ihm nun abdingen wollen. Der hat mir einen Dreier geſchenkt, wofür ich mir das Rohr gekauft habe, damit ich die Vögel treffe; und geigte ich, ſo ließt ihr es nicht, ihr müßtet tanzen, ihr feiſter Wanſt.

Der Mönch. Wenn du kannſt den Vogel treffen, den ich dort oben auf jenes Baumes Zipfel ſitzen ſehe, ſchenke ich dir zum Lohne einen Kreuzer.

F. Dölla. Ich meinte, ihr rührtet kein Geld an, woher wollt ihr mir denn das Geld ſchenken?

Der Mönch. Mein Geld habe ich in einem Papiere und will es dir ehrlich auszahlen.

F. Dölla. Wollt ihr den Vogel herausholen, wenn ich ihn ſchieße?

Der Mönch. Ja, das will ich thun, glaube mir ſicher. (Er ſchießt den Vogel in den Hecken, der Mönch läuft zu und ſpricht:) Sieh, der Vogel iſt zu allem Unglück in die Hecken hineingefallen. Wie will ich ihn aus den Dornen holen?

F. Dölla zieht ſeine Geige hervor, geigt und ſagt: Jetzt ſollſt du hören meine Geige klingen. Er geigt und ſingt:

Ei, Mönchlein, willſt du tanzen,
So ſchenk ich dir 'ne Kuh.

Der Mönch ſingt:

Ei, hab dir alle Franzen,
Ich hab' kein'n Stall dazu;

Es iſt in meinem Orden der Sitt
Daß die Barfüßer tanzen nit.
Ich kann nicht tanzen!

F. Dölla. Ja ihr müßt euch doch 'ne Weile herumtummeln. Er geigt, der Mönch tanzt in den Dornen und ſchreit: O, höre auf, ich bitte dich um Gottes Willen, ehe mich die Dornen todt ſtechen, und laß mich den Vogel herausthun.

F. Dölla. Ei, der Reihen iſt noch nicht vollendet; ihr müßt ein wenig beſſer d'ran. (Er geigt.)

Der Mönch ſchreit: Das Tanzen kann ich nicht unterlaſſen, ſobald ich deine Fiedel höre. Wäre ich nur aus den Dornen, ſo läge mir nicht ſo viel daran.

F. Dölla. Ei, jetzt beginnt erſt der Hupf auf, darum habe nur Achtung auf meine Geige. (Er geigt).

Der Mönch ſchreit: O, höre auf und ſei nur ſtille; ich will dir reichen Lohn geben, weil ich jetzt auch den Vogel habe.

Dölla hört auf, der Mönch geht zu ihm, giebt ihm den Vogel, und Dölla ſpricht: Herrlein, da ich euch ſo höflich behandelt habe, ſo gebührt mir auch der verſprochene Lohn.

Der Mönch. Der Teufel hat mich mit dir angeführt, du haſt mich in den Dornen umgezogen, daß ich an allen Gliedern blute.

F. Dölla. Wollt ihr mich belohnen, gut und wohl, wo nicht, ſo will ich euch wohl nöthigen, noch länger nach meiner Geige zu ſpringen. (Er hebt an zu geigen, der Mönch fängt an zu tanzen, und als er's lange getrieben, ſagt der Mönch:) Nun hab ich all mein Leben nicht dergleichen erhört oder erfahren, daß einer ſollte die Leute nöthigen, nach ſeiner Geige zu ſpringen und zu tanzen. (**Fritz Dölla** geigt weiter, der Mönch tanzt und ſchreit laut:) O, mein Spielmann, um Gottes Willen bitte ich dich, laß mich nicht gar zu Tode tanzen; ich gebe dir hundert Gulden zum Lohne.

F. Dölla hält ſtill. Ihr habt mich vorher ſchon belogen, gebt mir das Geld, ſo laſſe ich es ſein.

Der Mönch. Wart nur ein wenig, daß ich verſchnauſe. Meinem Obern hab ich heimlich im Kloſter hundert Gulden geſtohlen und wollte damit ausreißen. Der Teufel hat mich mit dir betrogen! Jedoch, daß ich mein Leben errette, da haſt du ſie, ich will dir ſie ſchenken, laß mich nur bald in Frieden gehn. (Er giebt ihm das Geld und geht ab.)

F. Dölla ſagt zu den Zuſehern: Jetzund befinde ich mich weit beſſer, als wenn ich noch bei meinem Bauer, dem betrüglichen und argen Schleicher, wäre. Der ließ mich hart arbeiten ohne Lohn. Mit meiner Geige kann ich mich wohl bei allen meinen Lebtagen ernähren, auch kann mir Niemand, in allem ſo ich ihn bitten thue, nichts verſagen. Jetzt will ich nach jenen Flecken gehen, daſelbſt mich in das Wirthshaus ſetzen, mein Geld zählen und mir mein Leid vergüten. (Er geht ab.)

Der **Mönch** kommt, iſt zornig und ſagt: Was ſoll ich, Armer, jetzt beginnen? Wie's herging, iſt's wieder weggegangen. Ich wollte mit dem Gelde viel ſchaffen und damit in die Welt laufen, aber es iſt nicht lange bei mir geblieben. Damit werde ich, Armer, genöthigt, daß ich im Kloſter bleiben muß, das mir doch großes Leidweſen bringt. Sollte ich den Geiger antreffen, ſo dürfte mich nichts abhalten, ihn vor dem peinlichen Gericht zu belangen, daß er mir mein Geld entwendet hat, das ich durch Almoſen erhalten. So kommt er dem Henker in die Hände. (Er geht ab.)

Kommt Judex der Richter mit Prätor, Juſtus und Haltfeſt dem Büttel, ſetzt ſich und ſpricht: In dem Flecken iſt heute Jahrmarkt; da giebt es viel arge Schelme, darum, Haltfeſt, mein Büttel, mußt du das meiſte thun; ſchleiche in den Wirthshäuſern herum, ob wir vielleicht etwas fangen, das uns ein Sträflein einträgt. Du weißt, der vierte Theil iſt dein, drum ſei deſto fleißiger.

Haltfeſt. Herr Richter. Eure Feſtigkeit traue mir zu, daß ich in allen Ecken herumfiſche, ſchicke unbekannt meine Kinder in alle Wirthshäuſer herum, laſſe ſie ſchauen, ob ſie etwa ausſpähen mögen einen Schwörer, Flucher oder Spieler, einen Landesbetrüger oder großen Praſſer, einen Mörder, Räuber oder Brenner, Dieb, Schelm oder ſonſt ſchändliche Leute, daß ſie es alsbald mir anzeigen, damit ich ſie in's Gefängniß führe. Herr Richter, wollt damit zufrieden ſein; ich wollte mich in mein Herz hinein ſchämen, wenn ihr noch einen ſolchen Knecht fändet, wie ich bin.

Juder. Mein Vortheil iſt auch dein Vortheil, darum ſei fleißig wie bisher, und ich verlange keinen beſſern Knecht. (Man klopft an.) Hör', mich däucht, es ſind Leute vor der Thüre; wollen ſie 'rein, ſo laſſe ſie vor.

Haltfeſt, der Büttel, geht hin, thut auf, der Mönch geht ein, ſtreift die Kappe ab, neigt ſich und ſagt: Herr Richter und ein ehrbares Gericht, ein junger Bauerknecht und Bube hat mir wohl hundert Gulden genommen, die ich zum Almoſen erhalten habe für meine ehrwürdige Sammlung, die mir ſchwer zu erbetteln geworden ſind. Er iſt in den Markt herein gekommen, trägt in ſeinen Händen ein Rohr, und am Halſe hängt ihm eine Fiedel.

Der Richter. Haltfeſt, geh', ſuche ihn von Haus zu Haus ſo lange auf, bis du ihn findeſt.

Haltfeſt. Herr Richter, ich will es ausrichten. (Geht ab.)

Juder zu den Schöppen. Ihr Herren, wenn man den Mann finden ſollte, was legt man ihm für Martern an, da er den geweihten Herrn beraubt hat?

Prätor. Dem Lecker ſchlägt man den Kopf, wie einem andern Straßenräuber, ab, um die Straßen rein zu erhalten. Doch will ich Juſtus auch zuvor hören.

Der Richter deutet auf Juſtus, der ſagt: Er iſt ſolcher Ehre nicht würdig; denn ſolche geiſtliche Männer, wie der Herr, haben in aller Welt Freiheit, daß man ihnen gar kein Leid ſoll zufügen. Darum, ſo man den Lecker fangen ſollte, ſoll man ihn hinaus an den Galgen henken, daß alle Welt ein Beiſpiel nehme, daß man dergleichen Ordensleute auf freier Straße nicht angreift, ſondern ſie ſicher gehen laſſe.

Richter. Dort führt der Haltfeſt gleich den leichtfertigen Bauerknecht herbei, den ſollen die Raben am Galgen freſſen.

Haltfeſt geht ein, bringt F. Dölla mit ſich, der hat ein Rohr in der Hand und eine Geige am Halſe hängen. Haltfeſt ſagt: Herr Richter, ſchaut, dieſen Sünder ſtelle ich hiermit vor das peinliche Gericht.

Richter. Wer denn wider ihn klagen will, der thue es jetzt vor der Richtſtatt.

Der Mönch geht ein und ſagt: meine Klage habe ich ſchon vorgebracht, daß nemlich der leichtfertige Mann mir hat einhundert Gulden entwendet, die ich habe zu Almoſen bekommen; den bitte ich um ſein Uebel zu ſtrafen.

F. Dölla. Die Sache iſt ganz anders bewandt. Das Geld, ſo ich bei mir trage, gab mir der Mann darum ſelber, daß ich ihm etwas vorgegeigt habe.

Der Mönch. Nein, wahrlich, das habe ich nicht gethan, das Geld hat er mir mit Gewalt genommen.

Richter. So ſoll er d'rum gehenkt werden. Nachrichter, nimm dieſen Böſewicht und richte ihn mit dem Strang am Galgen.

Der **Henker** läuft ein, fällt ihn an und ſpricht: komm her, ich will dich rauben lehren, du ſollſt es an deiner Kehle empfinden, daß du uns hinfürder nichts thun wirſt.

F. Dölla. O, Herr Richter, ich merke es ſchon, ihr glaubt ſeiner geiſtlichen Würde. Nun will ich gar gerne heute ſterben, allein eine Bitte habe ich an euch, da ich von hinnen abſcheiden muß, ſo wollt ihr mir dieſelbe gewähren.

Der Richter. Nur das ſollſt du nicht verlangen, daß man dir das Leben ſchenke, ſonſt ſoll dir alles gewährt werden; das will ich dir zuſagen.

F. Dölla. O, ſo geh, binde mich nur bald an, und du, Mönch, mußt mich henken ſehen. Jetzt bekümmert mich nichts mehr auf der Erde.

Sie gehn alle mit einander zum Galgen. Der Henker ſteigt die Leiter auf und ſagt: ſieh da, mein Sohn, da folge mir.

F. Dölla ſteigt eine Sproſſe oder zween hinauf und ſagt: nicht weiter mag ich folgen, bis ich zuvor ein Tänzlein geige und ich mich mit euch erluſtige; alsdann kann ich dir wohl folgen.

Der Mönch. Ich bitte um Gottes Willen, thut es nicht! bekommt er die Fiedel in die Hände, ſo iſt es mit uns vorbei, er wird uns ſeltſame Poſſen machen.

Der Richter. Ei, wir haben ihm das verheißen: was er uns werde zuletzt bitten, das ſolle ihm unverweigert ſein; darum laſſe ihn geigen, weil er noch kann.

Der Henker giebt dem Dölla die Geige, er geigt, der Henker ſagt: ich habe keine Luſt ihn zu henken, ich muß zuvor den Reihen tanzen.

Der Richter. Das Geigen erfreut mich auch, ich muß tanzen und kann's nicht laſſen.

Der Mönch. Ich muß tanzen mit allen Freuden.

Sie tanzen alle mit einander, der Dölla lacht und geigt lange.

Prätor. Ach! höre auf, ich bin ein alter Mann und vermag fürwahr nicht länger zu tanzen. Siehſt du nicht, wie mir der Schweiß herabläuft!

F. Dölla. Ei, Herr, jetzt kommt erſt der Hupfauf. (Sie tanzen alle wieder.)

Juſtus. Höre auf, du tödteſt mich!

Der Mönch. Ich ſagte vor, man ſollte ihm die Fiedel nicht geben, ich weiß wohl, wie es thut.

Dölla hebt wieder an zu geigen und ſpricht: o, lauſcht zu, dieſer Tanz iſt gut.

Sie tanzen alle wieder, der **Dölla** lacht; über eine Weile ſagt der Mönch. Herr Richter, zur Ehre des geiſtlichen Standes befehlt doch dieſem Geiger, daß er aufhört, ſo will ich euch die Wahrheit nicht verhehlen, wie ſich alle Dinge zugetragen und er mein Geld hat erhalten. (Der Richter deutet ihm, aufzuhören.) Ei, nein, er hat mir's nicht genommen, ſondern ich habe es ihm ſelbſt gereicht, damit mein Leben zu retten; denn er mir vor auch gegeigt hatte. Darum bat ich euch ſo fleißig, ihm die Fiedel nicht zu geben; deshalb iſt meine eifrige Bitte, ihr wollet ihm das Leben ſchenken.

F. Dölla. Wenn ihr den Mönch nicht henken wollt, ſo hebe ich wieder an zu geigen.

Der Richter. Was iſt dir denn von dem Mönch geſchehen? Warum haſt du es vorhin nicht gemeldet?

F. Dölla. Seinem Abt hat er das Geld geſtohlen, und mir hat er es darnach zu löſen gegeben.

Der Richter. Ei, ſo ſei dir das Leben geſchenkt und ihr, Herr, geht mit uns zu Hauſe, ſo wollen wir dann berathſchlagen, was man mit euch anfangen ſoll.

Der Mönch. O Geſelle, daß du jetzt ſo davon kommſt, das macht niemand als deine Fiedel.

F. Dölla. Wie, Schelm, willſt du noch nicht ſchweigen? Er geigt, ſie tanzen alle lange herum.

Der Richter. Ach! laß dein Geigen ein Ende ſein; daß dich Sankt Veltens Marter verderbe!

Er geigt, bis ſie alle ablaufen, dann ſagt er zu den Zuſehern:

Gelt, ihr Leut', mein Geigen iſt gut?
Wer Luſt zum Tanzen haben thut,
Der komm mit mir in's Wirthshaus 'nein,
Kauff' mir zu eſſen und ſchaff' mir Wein,
Dem will ich geigen den ganzen Tag
Und ſo lang' als er tanzen mag,
Weil ein alt's Sprichwort ſagen thut,
Wer da gern tanzt, iſt geigen gut,
Daß er mit 'rum ſpringt an den Reihen.
Ein leicht's Ding kann ein Kind erfreuen
Und dieſes Spiel iſt nur erdacht,
Zu einem G'lächter in der Faſtnacht.

Ayrer's Schriften.

Opus theatricum, oder 30 Komödien und Tragödien ſampt 36 Faſtnachtſpielen. Nürnberg, 1618. fol. Vergl. Gottſched's Vorrath I. 36, 121, und Tieck's deutſches Theater. Berlin, 1817. 2 Thle.

Neben Ayrer iſt beſonders auf

Paul Rebhun

zu verweiſen, da er ſich um die metriſche Ausbildung der Sprache verdient gemacht hat. Bei ihm macht ſich ſchon der formelle Einfluß der griechiſchen und römiſchen Theaterſprache bemerkbar. Rebhun zählte die Sylben nicht meiſterſängeriſch ab, ſondern maß ſie, jambiſche und trochäiſche Verſe in ſeiner Suſanne (ein geiſtlich Spiel von der gotfürchtigen und keuſchen Frau Suſannen. Zwickau, 1536 und 1544. Proben bei Gottſched I. 66—72), die 1535 aufgeführt worden iſt. Dieſer metriſche Fortſchritt hat ſich keine Bahn gebrochen; man meiſterſängerte fort, bis in's ſiebenzehnte Jahrhundert, wo eine Umgeſtaltung der Metrik einen belebenden Einfluß auf die Poeſie hatte.

Minder wichtige dramatiſche Dichter ſind: Mathias Holzwart ſchrieb einen Saul; Johann Brummer 1572 eine apoſtoliſche Tragicomödie; Samuel Hebel ein Schauſpiel von der Belagerung der Stadt Bethulia;

Friedrich Dedekind einen chriſtlichen Ritter; Georg Göbel die Fahrt Jakobs, 1586; Johann Sanders 1588 die Tragödie Johannes der Täufer; Andreas Calagius die Comödie Suſanna; Cyriak Spangenberg eine chriſtliche Comödie von dem cananäiſchen Weiblein; Franciscus Omichius ein weltliches und moraliſches Theaterſtück, Dionyſius Syracuſanus und Damons und Pythias Brüderſchaft; Johann Stricker eine moraliſche Comödie: der deutſche Schlemmer; und der Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig fünf Comödien.

Die Redekunſt.

I. Oratoriſche und didaktiſche Proſa.

Die deutſche Beredtſamkeit war von ihrer Entſtehung an nicht, wie die Lyrik, weltlich; ſie war auf Kanzelvorträge beſchränkt. Von ihren erſten glücklichen Verſuchen war früher die Rede; der Name Tauler, von welchem Luther, wie er ſelbſt eingeſteht, viel gelernt hat, iſt beſonders mit Liebe genannt worden. Jetzt iſt auf Luther, als auf einen der beredtſten Männer ſeines Jahrhunderts, hinzuweiſen. Von ſeiner oratoriſchen Kunſt zeugen nicht nur ſeine Predigten, ſondern auch ſeine Streit- und Spottſchriften.

Man leſe nur, um ſich von ſeinem ſchlagenden Witze, von ſeiner Gewandtheit im Ausdruck eine Vorſtellung zu machen, folgende gegen **Dr. Eck und Thomas Murner** gerichtete Stelle (ſ. Luther's **Controversſchriften** in der Walchiſchen Ausg. ſeiner Werke, Th. **XVIII. S. 1650**):

„Nun aber ihr die Minorem nicht ſchützet, und nur die Majorem treibet, und Concluſionem ſetzt, thut ihr eben wie Bauleute in Babylonien, da man Steine rief, und brachten Waſſer. Ich ſchlage euch an die Köpfe; ſo verbindet ihr die Füße. Ich zünde das Dach an; ſo löſchet ihr im Keller. Wie? wollt ihr Faſtnachtſpiel aus dem Ernſt machen? Heißet mich trinken, und ich klopfe an die Kann, daß ihr einſchenkt. Lieben Brüder, trinkt ihr aus ledigen Kandeln, und zählet Geld aus leeren Taſchen; die Kunſt habe ich noch nie gelernet. Du bräueſt auch viel Bücher zu repliciren, und trotzeſt mit großem Vorrrath deiner Kunſt, damit du mich abſchrecken willſt, und gleich den Sieg auf das lange und viel ſchreiben ſtelleſt, ob du je mit Grund nicht möchteſt gewinnen, doch mit der Menge und Länge mich übermögen könnteſt, dieweil ich ſchon wohl beladen bin, und du müßiger und lediger Held mich arbeiteten und bemüheten Menſchen treiben willt. Warum nimmſt du nicht deines gleichen müßige und unbeladene Geſellen vor dich, oder ein bös Weib, die auch gerne das letzte Wort behält?“

Neben Luther verdient Ulrich von Hutten wegen einiger proſaiſchen Schriften, Johann Agricola (er hieß mit ſeinem Familiennamen Schnitter und nannte ſich auch mitunter Johann Eisleben) wegen ſeines Nationalwerks: Auslegung deutſcher Sprüchwörter, ſo wie auch Sebaſtian Franke als Ausleger deutſcher Sprüchwörter genannt zu werden.

Ich wähle abſichtlich die Stelle aus der Vorrede des Agricola, da ſie uns mit der damaligen Entwickelungsſtuſe der Sprache vertraut macht. „Es bewegen mich," heißt es daſelbſt, „zur Bekanntmachung dieſer teutſchen Sprüchwörter zwo urſachen: die erſte, daß, wer dieſe Spruche haben wurde, der wurde die ganze deutſche Sprache haben, welche ſprach wir Deutſchen ſo gar für nichts achten, das ſie auch faſt gefallen iſt, und niemands, odder gar wenig leut ſind, die deutſch reden konnen, alle Nation haben yhre zungen und ſprachen ynn regeln gefaßet, auch ynn yhre Chroniken und Handelbücher verzeichnet — alleine wir Deutſchen, haben ſolches vergeßen, daß vnſer geringe geachtet, wie ehrlich es auch geweſen, vnd auff anderer Leutt, und fremder Nation weſen, ſitten und gebehrde gegaffet, gleich als hetten unſere alten und forſaren nie nichts gehandelt, geredt, geſetzt und geordnet, das yhnen ehrlich und rhumlich nachzuſagen were, ſo doch, wie dieſe Sprichwortter ausweiſen, vnſere Forſaren gar erbare, tapfere und weiſe Leutte geweſen ſind. — Die andere, Syntemal gemeyniglich mit der Sprache auch die Sitten fallen, iſt zu beſorgen, der dewtſchen trewe und glauben, beſtand, wahrheit werden auch fallen; denn wir Deutſchen tragen nun forthin Welſche, Hiſpaniſche und Franzoſiſche Kleidung, haben Welſche Cardinal, Franzoſiſche und Spaniſche krankheiten, auch Welſche practiken, derhalben hab ich gedacht, die weiſe Rede vnſer alten Deutſchen an tag zugeben, auff das doch etliche vnter vnſern Deutſchen möchten gereizt werden, yhrer voreltern Fußſtapfen nachzuwandeln." Dieſer Eifer, womit er von der Pflege der deutſchen Sprache ſpricht, ſteht dieſem Manne um ſo ſchöner an, als er das Studium der alten Sprachen darum nicht vernachläſſigt haben will, wie das aus dem zweiten Theil der Sprüchwörter, S. 63, der im Jahr 1529 herauskam, deutlich hervorgeht: „Es iſt ein großer erbermlicher jrthum yetzt und yn alle land kommen, alſo das man maint man wölle andere Lewte leeren allain durch die Tewtſchen ſprach, vnd kompt layder darzu, das nyemand der Kunſt achtet, dadurch man reden vnd leeren lernt, Gott hat zu dyſen letſten Zeyten Tewtſch geredet, vnd zuvor nie nicht.

Es iſt die Bibel, das eddel Buch auf dem plan, vnd raine, Es ſind darnebben vil guter Bücher zu tröſten vnd zu leren, von vilen Gotsfreunden geſchryben, vnd iſt alſo vil guts liechts hie durch zu der heyligen Schrift kommen, das, wo Auguſtinus, der doch unter allen Lerern on Mittel der beſte iſt, yetzund aufſtunde, ſo würde er ſagen, Lieben Herren, wie habt yhr ein Liecht, Ich will gern weichen, vnd euern Liecht folgen, Gott geb, daß wir ſeyn wol brauchen! Solches Licht ſollt vns nun eine Raytzung ſeyn, die ſprachen veſter leichtlicher zu lernen, die die wißen müßen, welche andere Leute leren ſollen, denn das alte Teſtament iſt Hebräiſch geſchrieben, vnnd das neu Griechiſch, die Juden, die der Sprachen verſtand haben, beckennen ſelbs, wie die Verdolmetſchung des alten Teſtaments auß dem Hebräiſchen yhnen mehr helffe zu Moſes vnd anderer Bücher verſtand, denn alle yhre Commentarij vnd gloſen, Warumch lernt man denn die ſprach nicht? Hebrea Lingua iſt Lingua Theologorum, Wer die ſchryfft handeln ſoll vnd leeren, vnd kann ſich hie nicht behelfen, der tretten ab, vnd beſelch es dem ders beßer kan, Das newe Teſtament iſt alſo wol verdolmetſcht, daß es je nicht beſſer ſeyn künde, warumb lernt man denn griechiſch nicht? Darzu eine ſolche brayte ban durch teutſche verdolmetſchung gemacht iſt, Ich hab layder ſorge, man werde über zehn Jahre nyemand mehr habenn, der einen knaben künd die Grammatica leeren. Denn was yetzunnd Jung gelert geſellenn ſind, die wenden ſich zu den ſtudiis, quae sunt de pane lucrando, das iſt zu dem Geytz — Kinderzucht fellet dahyn, und muß alſo wieder kommen Grammatellus, Floriſta, Gloſa notabilis, Johannes de Garlandria, Antigameratus, vnd der Drecks mehr, alle Sprachen werden vntergehen, vnnd werden die Lewte wyder zu Beſtien werden.

II. Hiſtoriſche Proſa.

Der bedeutendſte deutſche Geſchichtſchreiber des ſechszehnten Jahrhunderts iſt unſtreitig

Johann Thurmayer

von Avensberg, nach dieſer ſeiner Vaterſtadt gewöhnlich Aventinus genannt.

Bei ihm merkt man den vortheilhaften Einfluß des Studiums der griechiſchen und römiſchen Geſchichtſchreiber, vor allen des Tacitus. Seine baieriſche Chronik nimmt, indem ſie die ganze Geſchichte der Deutſchen pragmatiſch berührt, ein nationaldeutſches Intereſſe in Anſpruch. Sie ward zuerſt lateiniſch niedergeſchrieben, dann ſpäter von ihm ins Deutſche überſetzt. Bemerkenswerth iſt es, daß er mit Luther eine treffliche Modification der hochdeutſchen Geſammtſprache ſchrieb.

Neben Aventin nimmt der als didactiſcher Schriftſteller bereits erwähnte Sebaſtian Francke wegen ſeiner Welt-Chronik oder Univerſal-Geſchichte die nächſte Stelle ein. Pragmatismus war das Haupt-Intereſſe, was ihm in der Geſchichte vorſchwebte; man ſolle, wie er ſich gleich Anfangs ausdrückte: „aus Anderer vielfältigen Thorheit Weisheit ſchöpfen,“ wenn er dabei auch die Beſorgniß nicht unterdrücken kann, daß doch nicht leicht Jemand anders, als durch eignen Schaden zur Weisheit komme. Um uns ein abgeſchloſſenes Gemälde von dem Geſchichtsverlaufe zu geben, glaubte Francke, da er, von der Weltſchöpfung ausgegangen, mit dem Weltuntergange, mit dem jüngſten Gerichte ſein Werk ſchließen zu müſſen.

Aegidius Tſchudi hat ſich in ſeiner Schweizerhiſtorie von 1000—1470, (Leben und Schriften Tſchudi's, herausgegeben von J. Fuchs. St. Gallen, 1805, 2 Thle.,) und Thom. Kantzow in ſeiner Pommerſchen Chronik (herausgegeben von H. G. L. Koſegarten. Greifswald, 1816, 1817. 2 Thle.) ein Denkmal geſetzt. Mit Stillſchweigen darf auch die Autobiographie des Götz von Berlichingen nicht übergangen werden. Sie iſt in ſtiliſtiſcher Hinſicht ſehr tadelnswerth, aber merkwürdig als ein lebendiges Gemälde des ſterbenden Mittelalters. Bekanntlich hat ſie Goethe bei ſeinem Drama benutzt.

Eintritt der philoſophiſchen Speculation oder des Kunſtcharakters.

Große Thaten ziehen Anfangs die Zeit in neue nur von Wenigen geahnte Richtungen und werden erſt ſpäter, nachdem ſie ſelbſt von ihr aufgenommen und begriffen, nachdem ſie zu ihr in ein objectives Verhältniß getreten ſind, in ihrer hiſtoriſchen Berechtigung als organiſche Geſchichtsmomente angeſehen. So lange noch das Urtheil im Schwanken iſt, ſo lange noch kein Verſtändniß zwiſchen dem durch die Thaten theilweiſe verdrängten Alten und dem im Entſtehen begriffenen Neuen in größerem Umfange vorhanden iſt, wird auch noch immer kein rechtes Gleichgewicht zwiſchen der Form und dem Inhalt ſich ergeben. Diejenigen Subjectivitäten, die von dieſen Thaten gleich betroffen werden, die in ihnen gleich Wurzeln der Entwickelung ſehen, haben um deßwillen eine geſchichtliche Bedeutung, wenn ſie auch nicht zu dem ganzen Inhalte, wenn ſie auch über ihre Zeit nur theilweiſe hinausgekommen. So gerathen viele durch die Macht der Strömung mit Anerkennung auf die Nachwelt, deren Leiſtungen, in Bezug auf ſpätere, wenig bedeuten wollen.

Das darf eben ſo wenig vom Leſer als vom Geſchichtsſchreiber überſehen werden. Ein unvollkommnes Lied, ein charakteriſtiſches Wort kann auf dieſe Weiſe bei einem ältern Dichter ſchwerer in die Waage fallen, als viele vollendete neue, die, weil ſie nur Fortſetzungen, keine Anfänge bilden, für die geſchichtliche Bewegung, kein Moment haben. Mit dieſem Maaßſtab wollen ganz beſonders die Dichter unmittelbar nach der Reformation gemeſſen werden. Das ſprachliche Intereſſe tritt immer mehr und mehr in den Hintergrund, die Sprache gewinnt feſte grammatiſche Formen, ſtatt Willkür wird immer mehr Originalität gefordert; durch eine Beachtung der ausländiſchen Dichter und der des Alterthums wird ein Wetteifer rege; kurz ein Ringen nach dem Beifall der Beſſern bringt das Moment der Bildung hinein. Was an Genie fehlt, wird durch talentvolles Um- und Inſichſchauen oft glücklich ergänzt, und Verirrungen ſelbſt, die aus einem ſolchen redlichen Streben hervorgegangen, ſind glückliche Belehrungen für Späterkommende. Wer die Gemüther zu ſeiner Zeit ergriffen hat, der hat auch ſchon einen Antheil an der folgenden; das Intereſſe nimmt zwar, wenn es nicht gleich Anfangs ein ewiges geweſen, immer mehr ab, da ſein Inhalt von der Zeit abſorbirt wird, aber es wird immer einen Punkt, wenn auch nur einen mathematiſchen, bilden, deſſen Exiſtenz der Idee nach man nicht wegdemonſtriren kann. So ſtehen **Gottſched** und **Bodmer** als Dichter hinter **Uz**, aber in ihrer Wirkung und als Vorgänger waren erſtere bedeutend größer; erſtere erfordern daher eine ausführliche Würdigung, wenn letzterer kaum erwähnt wird. Das Höchſte hat ja **Uz** eben ſo wenig geleiſtet, als jene, und ein wenig mehr oder weniger kommt nicht in Betracht, da es vom Höchſten ohnehin beſchattet und aufgehoben wird. So corrigirt und ergänzt die Zeit als die größſte Künſtlerin immer ſich ſelber, ſo webt ſie das unverwüſtliche Gewand des Ewigen. Nichts geht ihr verloren, aber es kommt wieder in anderer Weiſe zum Vorſchein. Das früher Geſchaffne wird ſeiner Subjectivität entäußert und muß als Grund des Späteren dienen.

Wenn ich von großen Thaten ſpreche, ſo wollte ich ſie nur als Projectionen großer Ideen, oder als Verkörperungen derſelben angeſehen haben. Hinter jeder großen That ſteckt ein Geiſt, der ſich überträgt, der ſich vertheilt, der, wenn auch unbewußt, das thut, was der bis dahin fertige Gedanke, wie ihn das philoſophiſche Bewußtſein bedingt, fordert. Das wiederholt ſich zu oft, daß es als etwas bloß Zufälliges aufgefaßt werden dürfte. Nicht überall iſt aber die Idee ſo deutlich in der That ausgeſprochen, als in der Reformation, nicht überall iſt das geiſtige Element ſo in die Augen fallend, wie hier. Die ganze Denk- und Empfindungsweiſe bekam eine neue

Strömung. Das alte erſchien verbraucht, das Heilige verkommen, die Autorität von der Speculation verdrängt, der Geiſt fing an den Adel und das Prieſterthum ſich anzueignen; das Herauswenden des Göttlichen aus der Außen- und Innenwelt, der nach Ueberzeugung ſtrebende Glaube brach ſich Bahn, die Dämmerung einer Philoſophie, die ſtatt der ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten die Wahrheit ſuchte, mußte nach und nach die Lichter eines freundlichen Morgenroths aus ſich hervorſtrahlen. Iſt Kant nicht ein in neuer Geſtalt erſchienener Luther? — Soviel iſt gewiß, aus dem Katholicismus wär' er nicht hervorgegangen, oder er hätte ihn ſelber ſprengen, in einen Proteſtantismus im weiteſten Sinne des Wortes umwandeln müſſen. Wenn Rom die Lehre des Hermes, eines Anhängers von Kant, verwirft und verdammt, ſo kann das ihm von dieſem Geſichtspunkte aus nicht verargt werden. Hiernach darf es auch nicht befremden, wenn aus dem Proteſtantismus der größte Fortſchritt der neuen Kunſt und Wiſſenſchaft hervorgegangen.

Mit der Reformation beginnt die Zeit der philoſophiſchen Speculation. Die vorhergegangenen Zeiten laſſen ſich in folgende allgemein giltige Kategorien bringen: in die der religiöſen Intuition, der dichteriſchen Fiction und der politiſchen Reflexion.

Eine kurze Charakteriſtik dieſer in der Geſchichte ſich folgenden Zeitabſchnitte dürfte wohl hier, indem durch ſie auf das Verhandelte ein neues Licht fällt, nicht ganz überflüſſig erſcheinen.

Die Zeit der religiöſen Intuition iſt die des auflebenden Volksbewußtſeins, das jedoch nicht als ein beſonderes, für ſich beſtehendes erſcheint, ſondern mit der daſſelbe zuſammenhaltenden höhern Potenz, mit Gott, oder wenn derſelbe ſich als eine Pluralität darſtellt, mit Göttern, noch wie verwachſen iſt. Ein *reales*, kein fingirtes Band beſteht zwiſchen dem Volke und ſeinem Gotte, und die Theogonie enthält zugleich die geſchichtlichen Anfänge des Volkes ſelbſt. Die Entſtehung des Mythus iſt daher eine unfreiwillige That, oder beſſer ausgedrückt, keine That, ſondern für das Bewußtſein ein eben ſo natürliches Ereigniß, als daß ein Baum Früchte trägt. Die Dichter haben nicht die Götter gemacht, ſondern vom Volksbewußtſein losgeriſſen, ſie zur Freiheit und Selbſtändigkeit erhoben. Durch ſie wird die Realität idealiſirt; die Götter treten mehr zurück, erſcheinen mehr auf dem Olymp und in Wolken, als auf der Erde. Nicht jeder, nur der von ihnen Auserkorne, kann ſie ſehen. Das anfängliche Ereigniß wird zur That; die Zeit der poetiſchen Fiction hat die der religiöſen Intuition überwunden. Alle bis dahin reichende Sagen haben einem früheren realen Momente, auf den wir durch ſie zurückſchließen können, entſprochen; ſie finden ſich gewöhnlich in den Rahmen eines Epos eingeſchloſſen und ſind, wenn auch von einzelnen gedichtet, doch als das Gemeingut des geſammten Volkes anzuſehen und können die Bezeichnung: Volkspoeſie im eigentlichſten Sinne des Wortes, anſprechen. Dieſe Zeit muß uns mit Ehrfurcht erfüllen, wenn wir auch ihre ſubſtanzielle Grundlage für eine Täuſchung anſehen; dieſe Zeit iſt die Zeit der Kindheit, Unſchuld und Naivetät der Nationen. Homer blickt mit Ehrfurcht auf die von ihm beſungene Zeit zurück. Zwei Menſchen ſeiner Zeit können den Stein nicht heben, den Hector allein hebt und ſchleudert, um das Thor des griechiſchen Lagers zu ſtürmen. Und Neſtor, der Greis, welcher drei Geſchlechter der Menſchen geſehen, behandelt die Helden vor Troja, ſeine Zeitgenoſſen, nicht viel beſſer als Homer, klagt über die Abnahme der Menſchenkraft und Hoheit und erinnert ſich anderer Zeiten, wo der Glaube an das Göttliche, das Unmögliche möglich machte, wo das Ungeheure geſchah, das der jetzige Menſch mit Maulwurfsaugen beſtaunt. So liegt ſchon zwiſchen Homer und der von ihm beſungenen Zeit eine große Kluft — eine Kluft, die man nach unſren bibliſchen Vorſtellungen, als ein Losreißen vom Göttlichen, als einen Sündenfall bezeichnen kann. Dieſe Vorſtellung iſt eine nothwendige Folge des ſich herausſtellenden Gegenſatzes.

In ihr iſt auch ſchon die Möglichkeit des Zweifels an der Realität der dichteriſchen Ausſage und ſomit der Uebergang zur Zeit der politiſchen Reflexion gegeben. Der Mythus wird zum Objecte des Verſtandes gemacht, das Natürliche mit pragmatiſcher Geſinnung aufgefaßt, das Unfreiwillige zum Zweckdienlichen in gutem und ſchlechtem Sinne benutzt. Das iſt die Zeit, wo der Materialismus ſich an den Idealismus anklammert und ihn zu überwuchern droht, die Zeit, wo das Volk oft am Gängelbande der Prieſter und des Adels geführt wird, wo viele der letztern dem von Jean Paul geſchilderten edlen Heimlicher Blaſius gleichen, der den Oelberg mit ſehr bewegtem Herzen beſteigt, nicht als ob ihn dort die Erinnerung ergreife an des Charfreitags welterſchütternde Momente, ſondern weil ihm der Gedanke kommt, wie vortheilhaft ſich doch auf ſolcher Höhe eine Oelmühle anlegen ließe. Dieſer traurigen Zeit gegenüber tritt die der philoſophiſchen Speculation, der freien uneigennützigen Forſchung, des Suchens nach dem Anfangs- und Ausgangspunkte der Dinge, ohne eine von außen aufgedrungene Vorausſetzung. Der bisherige Verlauf unſrer Litteraturgeſchichte hat uns bis auf die letzte Entwickelung gebracht. Der Uebergang von der politiſchen Reflexion zur philoſophiſchen Speculation iſt gewöhnlich ein mühſamer, ein mit Blut erkaufter. Das Schwert und der Krummſtab erheben ſich beide gegen den die Autorität hintanſetzenden Gedanken; es entſteht ein Kampf auf Leben und Tod, und die Worte des römiſchen Kaiſers, als er mit Jupiter um die Wette donnerte: Aut ego te, aut tu me! werden das Feldgeſchrei der ſtreitenden Parteien. Wenn ich ſage, das Schwert und der Krummſtab machen gegen den freien Gedanken gemeinſchaftliche Sache, ſo ſoll damit nicht geſagt ſein, daß ſie ſelbſt früher in ungeſtörter Eintracht geſtanden. Sie ſtrebten vielmehr zur Zeit der politiſchen Reflexion, jeder nach ausſchließlichem Beſitz. Ebenſo abſolut als die Worte: L'état c'est moi, klangen die: Extra ecclesiam nulla salus!

Dieſer Kampf bemächtigte ſich nicht nur der poſitiven Gebiete, ſondern auch der freien Schöpfungen in Kunſt und Wiſſenſchaft. Eine Bearbeitung, eine Paraphraſe, eine Erklärung der Alten, wird, wenn zu eignen Schöpfungen die Kraft nicht mehr vorhanden, verſucht.

Ich habe die ſogenannte romantiſche Poeſie als eine Corruption der urſprünglich deutſchen dargeſtellt; die romantiſchen Dichtungen fallen in die Zeit der politiſchen Reflexion, die urſprünglich deutſchen in die der dichteriſchen Fiction; ich habe ferner auf das alte Volkslied als auf eine unmittelbare Spiegelung des deutſchen Volksbewußtſeins hingewieſen.

Mit dieſem alten Volksliede dürfen jedoch nach meinem Ermeſſen nicht, wie das von Görres, Roſenkranz und andern geſchehen, die ſpäter ſogenannten Volksbücher auf eine Stufe geſtellt werden. Dieſe Volksbücher ſind nichts als die in Proſa aufgelöſten, für den gemeinen Mann bearbeiteten, nicht künſtleriſch angelegten und ausgeführten Dichtungen oder Sagen, durch die man nicht ihre Poeſie, ſondern den Aberglauben feſthalten wollte.

Von dieſem hartklingenden Urtheil ſollen mich die hin und wieder ſich darbietenden dichteriſchen Momente nicht abhalten. Alles, was man in dieſe Sagen hineinlegt, der tiefere Sinn, der aus ihnen wie aus Orakelſprüchen herausgeleſen wird, kommt dem Scharfſinn des Commentators, nicht ihnen ſelbſt zu Statten. Durch ſich ſelber haben ſie keine Bedeutung für die heutige Bildung; was ihnen nützt iſt der Zufall ihrer Exiſtenz, die Geläufigkeit ihres Namens, die Popularität, die ſie bei Kindern und dem nicht über das Kindesalter hinaus geiſtig entwickelten Theile des Volkes genießen. Was iſt Fauſt z. B. wenn man ihm den philoſophiſch-poetiſchen Gehalt, die Goetheſche Seele nimmt, als ein Gaukler, Poſſenreißer, Teufelsbeſchwörer, von deſſen Exiſtenz zum Aerger der Pfaffen und Finſterlinge die Neuzeit nichts mehr wiſſen will. Was iſt er anders als ein Vorläufer des Marſchalls Luxemburg, deſſen Vertrag mit dem Teufel uns eben ſo wörtlich als der des Fauſt erhalten iſt? — Und es war hier nicht auf eine Beluſtigung, auf ein Spiel der Einbildungskraft, abgeſehen; der zur Zeit berühmte Profeſſor Pott in Jena — er war ein ſehr erfahrner Chemiker, erfand einen damals beliebten Tomback, dreißigerlei Arten Porzellan und ließ Exercitationes et Observationes chymicae 1739 drucken — hat uns ſogar den Vertrag in ſeiner Diss. de nefando Lamiarum coitu. Jena, 1689 aufbewahrt. Die dogmatiſche Grundlage war für das Volk berechnet, und wie hätte man ſich in dieſem Punkte bei der damaligen Bildung irren können. Huldigt nicht noch heute das Volk dem Zauber- und Ritterroman; dürfen etwa deßhalb unſre Nachkommen ihn für national ausgeben oder gar höher als Goetheſche Kunſtwerke ſtellen, die nur der Bildung angehören! Warum hat das ſterbende Mittelalter nicht Reineke Fuchs, dieſe ächte Volksdichtung in Proſa für den gemeinen Mann umgeſetzt? — Nein, dieſe Dichtung athmete Freiheitsſinn, Achtung für die niederen Stände und endlich Tyrannenhaß. Viele dergleichen uns neuerdings ſo ſehr anempfohlenen Volksbücher ſind endlich nichts anders als eine Buchhändlerſpeculation, die bis auf den heutigen Tag ſich, leider, nicht verrechnet hat. Meine Darſtellung der mittelalterlichen Literatur liefert freilich kein ſo holdſelig-friedliches Gemälde wie das von Görres gelieferte, wenn er alle ihre Erſcheinungen zuſammenfaſſend, mit folgendem Bilde wie ein geiſtiger Schattenſpieler unſre Sinne gefangen nimmt, aber ſie giebt Wahrheit, die immer werthvoller iſt, als die ausgeſchmückteſte Lüge. „Keine Menſchenkraft war auf dieſe Weiſe ſtumm geblieben. Alle ſprachen, alle rangen im gemeinſamen Wetteifer, wie die Sänger auf der Wartburg, im Angeſichte der Nationen; und es war ein großer kunſtreich verſchlungener Tanz, in dem ſich die ganze Generation bewegte, und in eine ſchöne wunderſame Arabeske war das Geſchlecht verwachſen, unten mit dem Blumenreich und oben mit dem Himmelreich, und es ſangen alle Vögel in den Zweigen, und die Kinder ſpielten in den Blumen, und es rührten ſchöne Frauen die Laute in den Schirmen, und es haſteten geharniſchte Ritter durch das Dickicht und kämpften mit Serpenten, und Eremiten knieeten betend, und auf bunten Libellen trieben die Scherze ſich umher, es gingen Löwen ſtolz und freudig an der Minne Zügel und das ganze Gewächs tränkte Himmelsthau und der Erde Mark, in dem ſich auch die Erde nährt.“ Aber derſelbe Görres meint auch: „Es wäre eine ſeltſame kindiſch naive Zeit, in der man glauben konnte, daß der Magnet unter das Haupt einer Frau gelegt, wenn ſie unkeuſch wäre, ſie aus dem Bette fallen mache, daß ein Stein Ophtalmus, in ein Lorbeerblatt gewickelt, Unſichtbarkeit gebe; daß der Stein Meda geſtoßen und in Waſſer zergangen, dem die Hände abfallen mache, der ſich darin waſche; daß der Agat den Menſchen gewaltig mache, daß der Saphir Friede und Einigkeit bewirke und mehr dergleichen.“ Darf man ſich wundern, wenn Görres bei ſolchen Anſichten allen Unſinn, ſelbſt das für das Volk grade ſo gefährliche „E. L. M. eines alten Einſiedlers Traumbuch, zum Nutzen derjenigen entworfen, welche in dem Lotto glücklich zu werden gedenken. Sammt dem Schlüſſel zum Lotto, oder allerneuſt entdecktes Geheimniß im Lotto zu gewinnen. Aus einem uralten Manuſcript eines genueſiſchen Aſtrologen. Cöln, bei Ch. Everärts, und Aachen, bei Dreiſſe“ in Schutz nimmt! — Das war keine aus dem Volke hervorgegangene Literatur — ein Verdienſt, das die etrusciſchen Satiren und osciſchen Atellanen gehabt haben — ſondern eine für daſſelbe gemachte. Ich will aber an Mißgeburten gern zum Blaubart werden!

Hätten ſich aus ſo vielem Verkehrten, das auf uns aus dem Mittelalter gekommen, nur folgende Fragen erhalten, die im zweiten Theil des Schwabenſpiegels aufgeſtellt werden: „Iſt es einem Vaſallen erlaubt, in Gegenwart ſeines Lehnsherrn auszuſpeien, zu huſten, zu nieſen und ſich die Naſe zu ſchneuzen?“ Und „verdient er nicht Strafe, wenn er nicht grade ſteht oder ſich die Fliegen abwehrt?“ ſie würden allein zur Genüge zeigen, wie viel Wahrheit in dem Wulſte und Schwulſte der von Görres angeführten Phraſen ſteckt. — Ich glaube bereits in einem frühern Abſchnitte gezeigt zu haben, wie viel von dem frommen Sinne der mittelalterlichen Zeiten zu halten iſt; wer jedoch noch nicht mit ſich darüber abgeſchloſſen hat, den möge Felinus belehren, nach deſſen Behauptung (S. Wolfii lect. memorab. Cent. XVI., p. 994) der Papſt Gottes Vicekönig oder Gott ſelbſt iſt. Papſt Clemens VI. ſagt in der eben angeführten Stelle von ſich ſelbſt, daß er Engeln befehlen könne, jeden Kerl aus dem Fegfeuer in den Himmel zu ſpediren. — Von ſolcher Volkspoeſie möchte man das Umgekehrte behaupten, was die alte Magd, die Lafontaine bediente, von ihrem Herrn zum Beichtvater ſagte, der ihn auf dem Sterbebette noch bekehren wollte und viel von Buße ſprach: Laissez-le mourir en repos; croyez moi, il est plus bête que méchant.

Haben ſich dieſe Bücher auch noch lange wie der Maſt eines zu Grunde gegangenen Schiffes oben erhalten, ſo war doch die Ausſicht für ein neues Leben in Kunſt, Wiſſenſchaft, Staat und Kirche durch viele glücklich zuſammentreffende Umſtände mit der Reformation gegeben. Durch Gutenberg waren dem Worte, durch Columbus dem Geiſte die Flügel mächtig gewachſen, durch die Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften hatten ſich viele Wunder in natürliche Proceſſe verwandelt, durch die Entdeckungen am Himmel waren neue Aufſchlüſſe über die Erde gewonnen, durch die Magnetnadel mit den Gefahren auch die Entfernungen verſchwunden, durch die Bekanntſchaft mit bis dahin unbekannten Völkern eine beſſere und tieſere Einſicht in das menſchliche Herz gethan, endlich aus der Bereicherung, die aus den immer mehr ſich verbreitenden Studien des klaſſiſchen Alterthums der Zeit zuſtrömte, der Sinn für das Schöne immer mehr geweckt, die Bildung geſteigert. Zeigte ſich auch wie gewöhnlich der Fortſchritt nicht mit einem Male, brachten die Zerwürfniſſe in der Familie und im Staate auch der geiſtigen Entwickelung längere Zeit große Hemmungen, zeigte auch ein dreißigjähriger Krieg, daß Luther zwar dem Teufel, wie die Sage geht, das Dintenfaß auf der Wartburg an den Kopf geworfen, ihm nicht aber ſein zähes Leben genommen habe, ſo konnte doch aus den körperlichen und geiſtigen Reibungen die Kraft ſich nur ſtählen, das Unglück der Väter ſich zum Segen der Kinder verwandeln. Selbſt die Rathloſigkeit, in welcher ſich die Negation im Proteſtantismus befand, der Bruch mit dem Alten, als dem theilweiſe Verbrauchten, ohne gleichzeitige poſitive Ergänzung, das Nichtwiſſen wo hinaus, mußte eine vortheilhafte Rückwirkung auf Kopf und Herz hervorbringen. Manche Nebenwege mußten verſucht, neue Anknüpfungspunkte mit älteren erſtrebt werden, um von der Hiſtorie nicht ganz verlaſſen zu ſein. Die überkommene Autorität wurde von Vielen in eine autonomiſche verwandelt. Viele retteten ſich, indem ſie ſich in eine myſtiſche Naturanſchauung verſenkten, zu einer Auffaſſung der Natur, die zu der ſpätern realiſtiſchen eines **Berkley**, **Hobbes** und **Locke** den entſchiedenſten Gegenſatz bildet. Alle dieſe mehr oder weniger chaotiſchen Beſtrebungen müſſen als Keime zu ſpäteren ausgebildeten Richtungen angeſehen werden. Ich kann hier nur auf die Geſchichte der Philoſophie, der Dogmatik und der poſitiven Wiſſenſchaften verweiſen.

Indem ich die neuen geiſtigen Anregungen der Literatur als Ausſtrahlungen aus dem Princip der Reformation darſtellte, wollte ich keineswegs läugnen, daß im kirchlichen Dogmatismus, in der mythiſchen Grundlage der katholiſchen Tradition ein reiches Kapital für ein dichteriſches Gemüth liege, wenn daſſelbe im gläubigen oder ſpeculativen Gemüthe von ſeinen falſchen Beimiſchungen, von allen Schlacken befreit wird. Alles Mythiſche iſt ſeiner Natur nach poetiſch, und man kann ſich daſſelbe ſchon gefallen laſſen, wenn es als Symbol der Wahrheit dient. Nur dann, wenn das Symbol wie ein Leichenſtein der Wahrheit ſich ausnimmt, muß man oft ſcheinbar es mit der proſaiſchen Denkweiſe halten, ſich vor ihm abſchließen und nüchtern erſcheinen. Vor der Spontaneität des Gedankens mußte nach und nach der traditionelle Inhalt ſelbſt in den Augen derjenigen verbleichen, die der Bilderſtürmerei, als einer Oppoſition gegen die Poeſie, entgegen waren. Wenn proteſtantiſche Dichter dieſem Conflicte gegenüber in einiger Rathloſigkeit waren, wenn einige lieber dürr und wahr als ſinnlichblühend und unwahr ſich ausſprechen wollten, ſo liegt es nahe, daß katholiſche Dichter gerade einen ſchönen Gewinn aus dem poſitiven Gehalte des Mythus ziehen konnten, wenn ſie ihn in ſeiner ſymboliſchen Begrenzung nahmen. Dieſe Dichter ſind romantiſch, aber in einem beſſern Sinne als die älteren; ſie ſetzten die Romantik fort, aber mit ganz anderer Grundlage. Die Romantik bildet erſt jetzt als ſymboliſche Kunſt den Gegenſatz zur naiv-plaſtiſchen vorchriſtlicher Zeit. Die philoſophiſche Speculation ſucht die dichteriſche Intuition wieder herzuſtellen, nachdem ſie im Dienſte der politiſchen Reflexion ihre Endſchaft gefunden hat. Man begreift leicht, daß eine ſolche Reſtauration immer der Gefahr einer Juli-Revolution ausgeſetzt iſt; die himmliſchen Könige, die einmal abgeſetzt ſind, können noch weit weniger als die irdiſchen wieder in ihre alte Majeſtät zurückkehren, wenn über ihre Legitimität einmal der Stab gebrochen wird.

Dieſer geiſtige Proceß dauert bis zur heutigen Stunde fort, und bei Darſtellung der jüngern Literatur-

Entwickelung muß beſonders auf denſelben zurückverwieſen werden.

Unter dieſem Geſichtspuncte dürfen die Dichter Friedrich Spee, Jakob Balde (er ſchrieb jedoch ſeine anerkennungswerthen Gedichte lateiniſch) und Angelus Sileſius als bedeutend hervorgehoben werden. Man höre nur mit welcher Hingebung Balde in folgenden Gedichten, die ich in Herderſcher Uebertragung (Herder iſt es bekanntlich, der auf deſſen Dichterwerth zuerſt mit Nachdruck wieder aufmerkſam gemacht hat), das Verhältniß Chriſti zu ſeiner Mutter und der letztern Himmelfahrt darſtellt.

Mutter und Kind.

Holder ſtrahlet das Auge Dir
Süße Mutter, im Glanz himmliſcher Freude, wenn
Auf den roſigen Knaben Du
Niederblickeſt, und Ihn leiſe dem Herzen nahſt.
Zarter ſchlingen ſich Blum' und Stamm
Nicht zuſammen, wie Du Kind, an der Mutter Blick.
Wie die Mutter an Deinem Blick
Hangt und trinket in ihm Athem der Seligkeit.
O Ihr Beide, die nur Ein Herz,
Eine Seele belebt! Mutter dem Sohne Du,
Sohn der Mutter des Lebens Band.

Auf Maria's Himmelfahrt.

An dem Tage, da Du der Erd', o Jungfrau,
Dich entſchwingend, hinüber die Geſtirne
Stiegſt, da neigete ſich beſtreut mit Blumen
Dir der Olympus.
Und ein ſüßer Geſang, als Du hineintratſt,
Scholl den Himmel hindurch Dir laut entgegen:
„Wer iſt Sie, die aus wilden dunkeln Hainen
Glänzend hervorgeht?“
Eine Göttin, in Sich, o ganz in Sich ſchön,
Ueberfließend an Reiz und ſüßen Freuden;
Um Sie duftet der Aether; lieblich lehnt Sie
An den Geliebten
Ihre holde Geſtalt. So tritt in ſeine
Stillen Reiche der Mond; ſo blickt die Sonne
Auf am Morgen; es küßt ihr Blick auf alle
Thränen Aurorens.
Unter ſolchen Geſängen hobſt Du höher
Dich, o Mutter, im Arm des Sohnes und über-
Stiegeſt Alles, was Gott nicht iſt, und tauchteſt
Dich in der Gottheit
Glanz. O ſelige, gnadenreiche Jungfrau,
Laß vom Meere der Freuden, laß aus Deinem
Vollen Becher auch nur ein Tröpflein ſtillen
Unſere Thränen.

Die deutſchen Sprachgeſellſchaften.

Die älteſte und einflußreichſte war die fruchtbringende Geſellſchaft oder der Palmenorden, geſtiftet den 24ſten Auguſt 1617 zu Weimar auf den Rath Kaspars von Teutleben von den drei Herzogen von Sachſen Weimar, Johann Ernſt, Friedrich und Wilhelm, den Fürſten von Anhalt, Ludwig und Johann Caſimir, und den adeligen Herren Dietrich von dem Werder, Friedrich von Kospott und Chriſtoph von Kroſigk. Im zweiten Artikel wird ihre Abſicht folgendermaßen angegeben: „Unſre hochgeehrte Mutterſprache, in ihrem gründlichen Weſen und rechten Verſtande, ohne Einmiſchung fremder ausländiſcher Flickwörter, ſowohl im Reden, Schreiben, Getichten aufs allerzier- und deutlichſte zu erhalten und auszuüben. Die Geſellſchaft ging jedoch bald zu einem kindiſchen, ſelbſtgefälligen Spiele mit Sinnbildern und Namen über, die den Mitgliedern beigelegt wurden. So hieß das erſte Oberhaupt, Ludwig von Anhalt, der Nährende, ein Waizenbrod diente ihm als Sinnbild und „Nichts Beſſeres“ als Wahlſpruch; Teutleben führte den Namen des Mehreichen, reines Waizenmehl, das durch den Beutel fällt, zum Sinnbild und „Hier findet ſich's" zum Spruch. Ein jedes Mitglied hatte ſeinen beſondern Ordensnamen; ſo hieß Opitz der Gekrönte, Logau der Verkleinernde, Andr. Gryph der Unſterbliche. Die Abgeſchmacktheit und proſaiſche Weiſe der Benennung ſtreift oft faſt an's Unglaubliche; es gab Käumlinge, Gemäſtete, Gekochte, Steiſe, Wohlriechende, Beregnete, Unanſehnliche u. a. Der Palmenorden ſcheint überhaupt ſpäter mehr eine Geſellſchaft zum Zeitvertreib vornehmer Herren abgegeben zu haben.

Zu Straßburg wurde von Jeſajas Rempler von Löwenhalt 1633 die aufrichtige Tannengeſellſchaft geſtiftet, die jedoch bald wieder einging.

Zu Hamburg errichtete Philipp von Zeſen 1643 die teutſchgeſinnte Genoſſenſchaft, die ſich in vier Zünfte, die Roſen-, Lilien-, Nägelein- und Rautenzunft theilte und bis 1705 dauerte. Dieſe Geſellſchaft ſuchte die Sprache von ihren Fremdausdrücken zu befreien. Wie oft ſie auch in dieſem Streben bis an's Lächerliche ſtreifte, ſo muß ihr daſſelbe doch als Verdienſt angerechnet werden, wenn man bedenkt, wie buntſcheckig und barbariſch widerwärtig damals die Sprache durch die abſichtliche Einmiſchung franzöſiſcher, ſpaniſcher, lateiniſcher und aller möglichen Fremdwörter ſich ausnahm. Opitz drückt ſich über die Sprachmiſcherei alſo aus: „So ſtehet es auch zum hefftigſten unſauber, wenn allerley Lateiniſche, Franzöſiſche, Spaniſche und Welſche Wörter in dem Text unſrer Rede geflickt werden, als wenn ich wollte ſagen:

Nehmt an die Courtoisie, und die Devotion,
Die euch ein Chevalier, Madonna thut erzeigen:
 Ein' Hand voll von Favor petirt er nur zu Lohn,
 Und bleibet euer Knecht und Serviteur gantz eigen.

Wie ſeltzam dieſes nun klinget; ſo iſt nichts deſto weniger die Thorheit innerhalb kurtzen Jahren, ſo eingeriſſen, daß ein jeder, der nur 3 oder 4 ausländiſche Wörter, die er zum öſtern nicht verſteht, erwiſcht hat, bey aller Gelegenheit ſich bemühet, dieſelben heraus zu werffen, da doch die Lateiner eine ſolche Abſcheu vor dergleichen getragen, daß in ihren Verſen auch faſt kein Griechiſch Wort geſunden wird, das zwar ganz Griechiſch iſt" u. ſ. w.

Zu Nürnberg entſtand der pegneſiſche Blumenorden oder die Geſellſchaft der Pegnitzer Schäfer durch Georg Philipp Harsdörfer und Johann Klay oder Clajus 1644. Dieſe Geſellſchaft beſchäftigte ſich vorzüglich mit Schäfergedichten. Unter einer veränderten Geſtalt beſteht dort dieſelbe bis heute noch fort.

Der von Johann Riſt 1660 gegründete Elbſchwanenorden erloſch mit dem Tode des Begründers nach ſiebenjährigem Beſtehen, ohne es zu bedeutenderem Anſehen zu bringen.

Zu Leipzig bildete ſich unter Joh. Burckard Menken eine deutſche Geſellſchaft, die unter Gottſched ſich eine Bedeutſamkeit erwarb.

Ausführliche Nachrichten über dieſe Verbindungen findet man in dem Schriftchen: „Die Sprachgeſellſchaften des 17ten Jahrhunderts.“ Vorleſung am Stiftungsfeſt der Berliner Geſellſchaft für deutſche Sprache, von Otto Schulz. Berlin, 1824.

Die ſchleſiſchen Dichterſchulen.

Vom Anfange des 17ten bis zur Hälfte des 18ten Jahrhunderts.

Lyriſche Poeſie.

Der Einfluß, den Opitz als lyriſcher Dichter und Begründer einer neuen Metrik ſich erworben, war ſo groß und anhaltend, daß er mit Recht als der Begründer einer Schule, der ſogenannten erſten ſchleſiſchen genannt wird. Opitz hat zuerſt durch Beiſpiel und Lehre von Franzoſen, Holländern und Italienern entlehnte metriſche Formen bei uns eingeführt, die bis auf unſre Tage ſich ihre Geltung erhalten haben. Das Verdienſt iſt nicht ſo klein, wenn man bedenkt, in welcher Willkür und Formloſigkeit, Alles, was ſich auf Poeſie und geiſtiges Leben bezog, ſich damals gerade befunden hat. Noch Weckherlin wollte nichts von einer proſodiſchen Quantität der deutſchen Sprache wiſſen. Mit Opitz gleichzeitig hatte der bereits früher genannte treffliche Dichter Friedrich von Spee ein beſſeres Gefühl für rhythmiſchen Wohllaut. Auch in den Liedern von Paul Meliſſus oder Schede — bei ihm findet ſich das älteſte Beiſpiel von deutſchen Terzinen in einer Nachbildung des 37ſten Pſalms, die bei Wackernagel, Leſeb. II. Sp. 99 ff. gedruckt iſt — bei Peter Danaiſus und Johann Valentin Andreä zeigen ſich bereits erfreuliche Spuren zu einer neuen kräftigen Entwickelung der Lyrik, aber alles das blieb zu ſehr vereinzelt; Opitz allein gelang es, in und mit ſich ein Muſter der Nachahmung zu gründen.

Martin Opitz,

geboren zu Bunzlau 1595, geſtorben 1639 zu Danzig, vom Kaiſer geadelt, Martin Opitz von Boberfeld genannt. Ueber ſein Leben beſitzen wir eine Abhandlung von Hegewiſch: Leben des Dichters Martin von Boberfeld. Zeugen auch ſeine Dichtungen von keiner großen ſchöpferiſchen Phantaſie, ſo kann man ihm doch ein entſchiedenes Talent für die Lyrik nicht abſprechen. Ronſard, Pibrac, Bartes und andere franzöſiſche Dichter, welche das Zeitalter Ludwigs XIV. vorbereiteten und Daniel Heinſius unter den Holländern, waren die Vorbilder, denen er nachſtrebte. Die Stellung, die Opitz und ſeine Anhänger den Vorbildern gegenüber einnehmen, wird von Gervinus ſehr gut in folgender Weiſe angegeben: „Wie komiſch nimmt ſich dieſe Venus im Reifrock aus, dieſer Ton des buhlenden Leichtſinns in der Sprache

BIBLIOTHECA
REGIA
NSIS.

patriarchaliſcher Weisheit und philoſophiſcher Gemüthsruhe! Zu welchen Sonderbarkeiten führte hier die poetiſche Form, die nun heraustreten ſollte. Wie die Mittelalterigen zu ihrer Stofffülle keine Form finden konnten, ſo finden nun dieſe zu einer Maſſe von gegebenen Formen ſchlechterdings keinen Stoff. Sie können nicht einmal den fremden Stoff nutzen, ſo wenig wie jene Alten die Formen, wo ſie ſie als Muſter vor ſich haben. Wie wenig erreicht in dieſen lyriſchen Spielen Opitz die Franzoſen und Italiener an Stoffreichthum! wie wenig den Schmelz der Sprache, wenn man Sonette des Petrarcha, des Gaspar Gil Polo und ſo vieler Andern vergleicht, die er überſetzte. Wenn er nur plan und correkt iſt, ſo meint er Alles zu haben. Die Stimme der Natur fehlt da ganz. Dieß war gleichſam ſchon bedingt durch die Form von Schäferpoeſieen, in der dieſe Liebesſachen auftraten. Es ward allgemeine Sitte, dieſe Form für die erotiſche Lyrik einzuführen, wie es auch in Frankreich viel geſchehen war. Man ſieht die Convenienz! Geradeſo war es ſtillſchweigend verſtanden, daß man im Epigramm und im Hochzeitgedicht ſo ungezwungen und obſcön ſein durfte, als man wollte. Unter dieſer Maske alſo pflegte die Liebe und Dichtung ſeitdem gern aufzutreten; Coridon an der Cymberſee durfte über ſeine Galathee klagen und ſagen, was Opitz nicht in eigner Perſon gedurft hätte.“

Nur ſehr wenige ſeiner damals mit Recht bewunderten und hochgeſchätzten Gedichte haben für uns noch eine Bedeutung. Als ſolche verdienen folgende noch immer mitgetheilt zu werden, die ſich durch Innigkeit der Empfindung und durch ihre formelle und ſprachliche Abfaſſung auszeichnen.

Lebensluſt.

Ich empfinde faſt ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin geſeſſen über dir;
Es iſt Zeit, hinaus zu ſchauen,
Und ſich bei den friſchen Quellen
In dem Grünen zu ergehn,
Wo die ſchönen Blumen ſtehn,
Und die Fiſcher Netze ſtellen.

Wozu dienet das Studiren,
Als zu lauter Ungemach?
Unterdeſſen lauft die Bach
Unſres Lebens, das wir führen,
Ehe wir es inne werden,
Auf ihr letztes Ende hin,
Dann kommt, ohne Geiſt und Sinn,
Dieſes alles in die Erden.

Holla, Junge, geh' und frage,
Wo der beſte Trunk mag ſein,
Nimm den Krug und fülle Wein!
Alles Trauern, Leid und Klage,
Wie wir Menſchen täglich haben,
Eh' uns Klotho fortgerafft,
Will ich in den ſüßen Saft,
Den die Traube giebt, vergraben!

Kaufe gleichfalls auch Melonen,
Und vergiß des Zuckers nicht;
Schaue nur, daß nichts gebricht!
Jener mag der Heller ſchonen,
Der bei ſeinem Geld und Schätzen
Tolle ſich zu kränken pflegt,
Und nicht ſatt zu Bette legt,
Ich will, weil ich kann, mich letzen.

Bitte meine guten Brüder
Auf die Muſik und ein Glas!
Kein Ding ſchickt ſich, dünkt mich, baß,
Als ein Trunk und gute Lieder.
Laß ich ſchon nicht viel zu erben,
Ei, ſo hab' ich edlen Wein!
Will mit andern luſtig ſein,
Wenn ich gleich allein muß ſterben.

Nachtklage.

Jetzo kömmt die Nacht herbei,
Vieh und Menſchen werden frei,
Die gewünſchte Ruh geht an,
Meine Sorge kömmt heran.

Schöne glänzt der Mondenſchein
Und die güldnen Sternelein;
Froh iſt Alles weit und breit,
Ich nur bin in Traurigkeit.

Zween mangeln überall
An der ſchönen Sterne Zahl;
Dieſe Sterne, die ich mein',
Iſt der Liebſten Augenſchein.

Nach dem Monde frag' ich nicht,
Dunkel iſt der Sterne Licht,
Weil ſich von mir weggewend't
Aſteris, mein Firmament.

Wann ſich aber neigt zu mir
Dieſer meiner Sonne Zier,
Acht' ich es das Beſte ſein
Daß kein Stern noch Monde ſchein'.

An die Deutſchen.

Auf, auf, wer deutſche Freiheit liebet,
Wer Luſt für Gott zu ſechten hat!
Der Schein, den Mancher von ſich giebet,
Vollbringet keine Ritterthat.
Wann Fug und Urſach iſt, zu brechen,
Wann Feind nicht Freund mehr bleiben kann,
Da muß man nur vom Sehen ſprechen,
Da zeigt das Herze ſeinen Mann.

Laß die von ihren Kräften ſagen,
Die ſchwach und bloß von Tugend ſind.
Mit trotzen wird man Bienen jagen —
Ein Sinn von Ehren, der gewinnt.
Wie groß und ſtark der Feind ſich mache,
Wie hoch er ſchwinge Muth und Schwert,
So glaube doch, die gute Sache
Iſt hunderttauſend Köpfe werth.

Der muß nicht eben allzeit ſiegen,
Bei dem der Köpfe Menge ſteht,
Der pfleget mehr den Preis zu kriegen,
Dem Billigkeit zu Herzen geht,
Und der mit redlichem Gewiſſen
Für Gott und für das Vaterland,
Für Gott, der ihn es läßt genießen,
Zu fechten geht mit ſtrenger Hand.

So vieler Städte ſchwache Sinnen,
So vieler Herzen Wankelmuth,
Die Liſt, der Abfall, das Beginnen
Sind freilich wohl nicht allzu gut.
Doch Obſt, das bald von Bäumen gehet,
Das taugt gemeiniglich nicht viel.
Ich denke, was im Liede ſtehet:
Laß fahren, was nicht bleiben will!

Was kann der ſtolze Feind dir rauben?
Dein Hab' und Gut bleibt doch allhier.
Geh' aber du ihm auf die Hauben,
Und brich ihm ſeinen Hals dafür.
Auf, auf, ihr Brüder! In Quartieren
Bekriegt man mehrmals nur den Wein.
Des Feindes Blut im Siege führen,
Das wird die beſte Beute ſein.

Auf Herrn Chriſtian Cunrads liebſten Frauen, Magdalenen Eringin, Begräbniß.

O Cunrad, den Apollo liebt!
Als Arzt und als Poeten,
Beſtünde Kunſt, die er dir giebt,
Und Witz für Todesnothen,
So lebte deines Hertzens Zier,
Dein beſter Troſt, wohl ſtets bei dir.

Du hätteſt mit gelehrter Hand
Das ſchnelle Ziel gezwungen,
Und ſie durch künſtlichen Verſtand
Vom Grabe weggeſungen;
Sie hätte noch auf dieſer Bahn
Des Todes, keinen Tritt gethan.

Nein, tauſend Kräuter helffen nicht,
Und tauſend ſchöne Lieder:
Wann Gott uns ſchon das Urtheil ſpricht,
So mag kein Menſch darwider:
Hier ſchläft Machaons beſter Saft,
Homerus iſt ohn' alle Kraft.

Laß nur der frommen Seelen Heil,
Den Höchſten, ob ihr walten;
Und wilt du ja ein groſſes Theil
Von ihr bei uns behalten
So ſprich die Leyer dennoch an,
Darmit dir keiner gleichen kan.

Komm, mahl' uns nach dem Leben für,
Mit deiner Feder Tugend,
Des Hertzens Treu, der Augen Zier,
Die Sitten, Art und Jugend,
Den Mannes Sinn und groſſen Geiſt,
Als ſie der Himmel kommen heiſt.

Alſo kanſt du ſie einig dir
Jetzt ſelber wieder geben;
Alſo wird ſie auf Erden hier,
Durch deine Zuthat, leben.
Gott ſchenckt ihr Seligkeit und Ruh',
Du ſetze Ruhm und Lob darzu.

Die erſte Ausgabe der **Opitziſchen** Werke erſchien, ohne ſein Wiſſen, von ſeinem Freunde **Zinkgref** beſorgt, Straßburg, 1624. 4; die erſte von **Opitz** ſelbſt veranſtaltete, Breslau, 1625, und dann noch oft. Die vollſtändigſte iſt die Breslauer von 1690. 3 Bde. 8. Die von **Bodmer** beſorgte Ausgabe, Zürich, 1745, blieb unvollendet.

Julius Wilhelm Zinkgref,

geboren zu Heidelberg, geſtorben 1635, hatte die Rechte ſtudirt und ſich wie **Opitz** auf Reiſen in Frankreich, England und den Niederlanden ausgebildet. In ſeinen Liedern klingt noch die Weiſe des alten Volksliedes nach, ſeine Sprache hat mehr mit **Wekherlin** als mit **Opitz** Aehnlichkeit. Von ſeinen Liedern, die er mit **Opitzens** Gedichten (Heidelberg, 1624) herausgab, möge folgendes hier eine Stelle finden.

Adonis Nachtklage, vor ſeiner Liebſten Thür.

Mag denn auch, Schätzelein,
Von euch keiner Gnaden Schein,
Widerfahren mir,
Der ich lieg vor Eurer Thür,
Und netze die Schwell,
Mit manchem Thränenbach,
Die ich doch wieder ſchnell
Mit Seufzen trocken mach'?

So manches Tröpfelein
Kann erweichen einen Stein;
Euer ſteinern Herz
Kann erweichen gar kein Schmerz;
So komme denn, o Tod,
End' mir das Leben mein,
In dieſer harten Noth,
Darin ich leide Pein.

Richten derf man mir,
Keiner marmorn Grabeszier:
Nur ein Waſen klein
Soll bedecken mein Gebein,
Mit dieſen Worten grün:
Der hie zu Tode blieb,
Den hat gebracht dahin
Sein Treu' und große Lieb'.

Aus mir dann jährlich
Rothe Roſen liebelich,
Auch Vergißnichtmein
Wachſen wird und Rosmarein;
Draus manch verliebtes Herz
Zurüſt ein Sträußelein,
Damit in Liebesſchmerz
Verehr' den Liebſten ſein.

Wie, wenn das Glück wollt',
Daß die Liebſte kommen ſollt',
Und von ungefähr
Ueber mir ſpazieren her,
Und läſe dieſe Schrift,
Und ſich beſönne mein,
Daß ſie mir hab geſtift'
Dieß Unglück all' allein:

Alsdann wird ſie mich
Erſt beweinen bitterlich,
Daß ich nur zu treu,
Sei geweſen nur zu ſcheu;
Auch fällt vielleicht herab
Aus ihren Aeugelein
Ein Tröpflein auf das Grab,
Erquicket mein Gebein.

Alsdann erſt werd' ich
In dem Tode freuen mich,

Und in aller Leut'
Munde triumphiren weit.
Adonis Treu wird ſein
Berühmet weit und breit,
Euch aber wird die Pein
Der Rache ſein bereit.

Paul Flemming,

geboren 1609 zu Hartenſtein im Schönburgiſchen Vogtlande, geſtorben 1640 zu Hamburg. Sein Vorbild war Opitz, den er jedoch bald als Lyriker übertraf. Seine Lebensſchickſale ſind ſehr intereſſant; er hat bekanntlich die Geſandtſchaftsreiſe 1634 nach Ispahan in Perſien unter zahlloſen Gefahren und Abenteuern mitgemacht, die man in ſeinen Liedern beſungen findet. Mit Recht hat man ſich bemüht, Flemmings Gedichte in rechter Auswahl der neuern Leſewelt wieder eingänglich zu machen. Zachariä, Böhlendorf, Matthiſſon, Guſtav Schwab und Wilhelm Müller haben ſich in dieſer Rückſicht um Flemming verdient gemacht. Am Ausführlichſten und Beſten hat uns Varnhagen von Enſe (Biographiſche Denkmale, Berlin, 1826) ſein Leben dargeſtellt. Seine äußere und innere Perſönlichkeit wird uns daſelbſt in folgender Weiſe vorgeführt: „Von Flemmings Aeußerem iſt uns kein Bild erhalten, wir erſehen nur aus Stellen ſeiner Gedichte, daß er klein von Perſon und keineswegs häßlich war, in ſeinem Weſen freudig und theilnehmend, eine gefällige, willkommne Erſcheinung, liebevoll und geliebt in jedem Kreiſe. Dichteriſcher und ſittlicher Charakter, welche im tiefſten Grunde ſtets in einanderfließen, ſind bei ihm bis in die letzte Aeußerlichkeit des Dichtens und Thuns innig vereint, und ihm fehlt keine der ſchönen Eigenſchaften, welche den wahren Dichter und edlen Menſchen auszeichnen. Sein Leben zeigt reine, friſche Jugendfülle in klarer, kräftiger Stellung zur Welt; die Dichtung reinigt und erhebt Alles, was ihn umgiebt, und was er thut. Ein heller, überſchauender Geiſt, ein entſchiedner Verſtand und unverzagter Muth leiten ſeine reiche Einbildungskraft. Er war gereiſt auf zwiefachen Wegen; zuerſt auf dem der wiſſenſchaftlichen Bildung, nicht nur die frühe vertraute Bekanntſchaft der alten Griechen und Römer verbindend mit ausreichender Kunde der Neuern, wie er denn aus der italiäniſchen, franzöſiſchen und holländiſchen Sprache manches überſetzt hat, ſondern auch den reichen Ertrag damaliger Naturwiſſenſchaft, wie derſelbe ſich in der Arzneikunde zuſammenſtellt, lebendig umfaſſend; der zweite Weg war der einer großen Welterfahrung, erworben inmitten der Zuſtände und Bewegungen des ſchrecklichſten Krieges im zerrütteten Vaterlande, und der fremdeſten Begegniſſe und Anſchauungen auf weiter Fahrt zum Orient. Alle Gaben der innern Gemüthswelt, der Seele und des Herzens, waren ihm in Freundſchaft und Liebe und in jeder andern regen Theilnahme zum ſchönſten Genuſſe geworden. Mit ſo reichem Inhalt konnte ſein Leben ſich früh vollenden, und der frühzeitige Tod daſſelbe nur als ein abgeſchloſſenes hinnehmen, nicht ſtören. Was hätte er länger leben ſollen? Das Geſchick ruft ſeine Begünſtigten auf zweierlei Art hinweg, als Jünglinge oder als Greiſe; den traurigſten Tod, den des mittlern Alters, ihnen erſparend oder umgehend. Der Charakter von Flemmings Dichtung iſt geſunde, friſche Kraft. In dieſer zeichnet er ſich vor allen Dichtern ſeiner Zeit, ſelbſt vor dem ſonſt ihm ſo ſehr vorgezogenen Opitz aus, und ſtellt ſich darin den beſten Dichtern aller Zeiten gleich. Was Wilhelm Müller als Jugendfehler an ihm rügt, ein häufiges Uebernehmen im Fluge, und daher ein plötzliches Sinken und aus dem Tone fallen, ein übertriebenes Auftragen von Glanz und Farben, ein Ueberſpannen des Pathos durch wiederholte Ausrufungen der Freude und des Schmerzes, ein übermäßiges Verbildern und Verſinnlichen in vergleichenden Darſtellungen, und ein Haſchen nach jenen Spielen des Witzes, die man von den Italiänern, die es am weiteſten damit getrieben haben, concetti nennt, dies alles muß zugeſtanden werden, trifft aber nicht bloß Flemming allein, ſondern ſeine ganze Zeit, darf in ihm vielleicht insbeſondere noch an den Orient erinnern, und hängt überhaupt mit ſeinen beſten Eigenſchaften zuſammen, die denn doch nicht ſelten auch ohne ſolche Beimiſchung im reinſten Glanze ſtrahlen. Was ſeine Sprache insbeſondere betrifft, ſo iſt ſie höchſt lebendig, raſch, wallend, üppig, an neuen, kühnen, auch ſeltſamen, doch meiſt glücklichen und wohlgefügten Wendungen und Ausdrücken reich; was darin veraltet, und verändertem Gebrauch jetzt anſtößig iſt, darf ihm nicht zum Vorwurf gerechnet werden, wir müſſen uns um zweihundert Jahre zurückverſetzen, um ihn zu würdigen, und dann werden wir finden, daß er noch weit genug über ſeine Gegenwart hinaus in die unſrige herüberragt. Wie viel ihm aber auch die deutſche Sprache verdanken möge, ſo war ſie ſelbſt ihm doch ſchwerlich jemals Gegenſtand beſtimmter Abſicht, er iſt nie geſucht und gelehrt in ihrer Behandlung, er bedient ſich deſſen, was ſein Genius in ihr findet und hervorruft, aber nur weil es ihm von ſelbſt ſo kommt; hierin, wie in der hellen, runden, gegenſtändlichen Art ſeiner Lieder, der Jünglingsdichtung Goethe's auffallend verwandt.“

Erſt nach Flemmings Tod wurden ſeine Gedichte, ſo viel ſich deren noch vorfanden, von ſeinem Schwiegervater, Heinrich Niehuſen, geſammelt und herausgegeben. Jena, 1642. Sie ſind in poetiſche Wälder, Oden, Ueberſchriften und Sonette eingetheilt. Sein herrliches

Lied: „In allen meinen Thaten,“ lebt mit Recht in der Kirche fort.

Ich habe bereits früher die von ihm kurz vor ſeinem Tod abgefaßte Grabſchrift in einem Sonette mitgetheilt; mögen noch folgende Proben für ihn ſprechen.

Auf den Geburtstag eines Freundes.

(Bruchſtück aus einem größern Gedichte von 61 Strophen.)

Was die müde Seele ſpeiſet
Und den laſſen Leib ergetzt,
Was zum höchſten Gut uns weiſet
Und in ſanften Welſtand ſetzt,
Ich, du, der und alle wir
Sind von deſſenwegen hier.

Itzund laß dich von mir führen
In den feuchten Roſenthal,
Daß wir ſehn die Flora zieren
Ihrer langen Wieſen Saal,
Wie ſie um die Bäume tanzt
Und manch ſchönes Blümlein pflanzt.

Iſt ſchon hier nichts aus Idumen
Und was herkömmt über See,
Ey, ſo ſind doch Meyenblumen,
Feiſter Schmergel, dicker Klee;
Haben wir ſchon fremdes nicht,
Doch an Luſt drum nichts gebricht.

Der geſunde Thau ſinkt nieder,
Das gezogne Kind der Nacht,
Der der matten Kräuter Glieder
Wieder ſteif und ſaftig macht,
Der die welken Blumen tränkt
Und in ihre Schooß ſich ſenkt.

Zynthius ſtreckt her von oben
Seines Goldes reinen Schein,
Wenn er jetzt ſein Haupt erhoben,
Und fängt munter an zu ſein,
Wenn er ſeine Gluth aufſteckt
Und die faule Welt erweckt.

Vor ihm her kömmt hergegangen
Die Zertreiberin der Nacht
In den purpurbraunen Wangen,
In der Anemonen Tracht;
Die denn balde, wenn er kömmt,
Schamroth ihren Abſchied nimmt.

Und itzt iſt vor zweyen Stunden,
Als es noch war tiefe Nacht,
Eh es jemand hat empfunden,
Schon die Nachtigall erwacht,
Welche denn verführet ſchon
Manchen lieben ſüßen Ton.

Nun begrüßen auch die andern,
Die kein Neſt mehr halten mag,

Und durch ſreye Lüſte wandern,
Durch ihr Lied den jungen Tag.
Keines will vom andern ein
In der Kunſt getrieben ſeyn.

Siehſt du, wie ſich lieblich gatten
Hier ein Pärlein, dort ein Paar,
In der jungen Blätter Schatten;
Wie die ſtumme Waſſerſchaar
An den ſanften Ufern ringet
Und ſich um die Buhlſchaft dringet.

Und die ausverſchämten Fröſche
Haben Hochzeit ſchon gemacht,
Treiben ihr Koax-Gewäſche
Von früh an bis in die Nacht;
Von der Nacht bis wieder früh
Höret man ſie ſchweigen nie.

Hier laß uns ein wenig ſchauen,
Wie der Fiſcher Reuſen legt;
Wie der Feldmann baut die Auen,
Wie der Gärtner Bäume hegt,
Oder wie die dicke Saat
Halb ſchon gleich verſchoſſet hat.

Dörte ſtehen feiſte Rinder
In der Weide bis an Bauch,
Hier ſind Ziegen, ſo nicht minder
Blaten um den fetten Strauch,

Hier gehn Lämmer, ſo für Luſt
Scherzen bei geſunder Koſt.

Haſt du der Luſt ſatt gepflegen,
Wol! ſo lege dich mit mir
Unter den gewölbten Bogen
Dieſer hohen Linden hier,
Da denn ſolche ſanfte Raſt
Uns benimmt der Glieder Laſt.

Was die Vögel tiriliren,
Das hallt wieder durch die Kluft,
Was wir hier für Reden führen,
Das verſchweigt die ſtille Luft,
Und da werd' ich melden viel,
Das ich itzt nur denken will. —

Aus dem Italieniſchen.

Laſt uns tanzen, laſt uns ſpringen,
Denn die wolluſtvolle Heerde
Tanzt zum Schalle der Schallmeyen,
Hirt und Heerde muß ſich freuen,
Wenn im Tanz auf grüner Erde
Böck' und Lämmer lieblich ringen.

Laſt uns tanzen, laſt uns ſpringen,
Denn die Sternen, gleich den Freyern,

Prangen in den lichten Schleyern;
Was die lauten Zirkel klingen,
Nach dem tanzen ſie am Himmel
Mit unſäglichem Getümmel.

Laſt uns tanzen, laſt uns ſpringen,
Denn der Wolken ſchneller Lauf
Steht mit dunkeln Morgen auf,
Ob ſie gleich ſind ſchwarz und trübe,
Dennoch tanzen ſie mit Liebe
Nach der Regenwinde Singen.

Laſt uns tanzen, laſt uns ſpringen,
Denn der bunten Blumen Schaar,
Wenn auf ihr bethautes Haar
Die verliebten Weſte dringen,
Geben einen lieben Schein,
Gleich als ſolltens Tänze ſeyn.

Laſt uns tanzen, laſt uns ſpringen,
Laſt uns laufen für und für,
Denn durch Tanzen lernen wir
Eine Kunſt von ſchönen Dingen.

Andreas Gryphius oder Greif,

geboren 1626 zu Großglogau in Schleſien, geſt. 1664, verdient nicht nur als dramatiſcher Dichter, ſondern auch als Lyriker hervorgehoben zu werden. An Phantaſie iſt er ſchwungvoller, an Gefühl inniger und tiefer als **Opitz**.

Sein Leben iſt nach den beſten Quellen von G. G. Bredow (Nachgelaſſene Schriften, Breslau, 1816, S. 67 f.) dargeſtellt. Die Sammlung ſeiner Freuden- und Trauerſpiele, auch Oden und Sonette iſt Breslau 1657, 1663 und nach des Dichters Tode von Chriſtian Gryphius (Breslau, 1698. 2 Bde.) erſchienen. Ein Sonett und Epigramm mögen uns mit ihm bekannt machen.

Es iſt Alles eitel.

Du ſiehſt, wohin du ſiehſt, nur Eitelkeit auf Erden.
Was dieſer heute baut, reißt Jener morgen ein;
Wo jetzo Städte ſtehn, wird eine Wieſe ſeyn,
Auf der ein Schäferskind wird ſpielen mit der Herden;
Was jetzo prächtig blüht, ſoll bald zertreten werden,
Was jetzt ſo pocht und trotzt, iſt morgen Aſch' und Bein:
Nichts iſt, das ewig ſey, kein Erz, kein Marmorſtein.
Jetzt lacht das Glück uns an, bald donnern die Beſchwerden;
Der hohen Thaten Ruhm muß wie ein Traum vergehn —
Soll denn das Spiel der Zeit, der leichte Menſch beſtehn?
Ach, was iſt alles das, was wir für köſtlich achten,
Als ſchlechte Nichtigkeit, als Schatten, Staub und Wind,
Als eine Wieſenblum', die man nicht wieder findt? —
Noch will, was ewig iſt, kein einz'ger Menſch betrachten.

Auf die unterirdiſchen Grüfte der Märtyrer in Rom.

Die Grüfte, die du ſchauſt, hat dieſe Schaar beſeſſen,
Die lebend todt der Welt und ihrer Luſt vergeſſen,
Und Länder doch bekehrt, und Höll' und Feind erſchreckt,
Und Wunderwerk erweiſt, und Todten auferweckt.
Der heilig hohe Glanz, dem ſie hier wollten dienen,
Hat dieſen Ort beſtrahlt, und ihr Gemüth beſchienen,
Jetzt jauchzen ſie bey Gott, wir leben in der Welt,
Wir, denen ihre Weiſ' und Wohnung nicht gefällt.
Drum muß bey unſerm Tag ihr ſchönes Licht erbleichen;
Wir gehn mit Menſchen um, drum hört uns keine Leichen.
Sie wohnten, ſchau, wie tief! Doch ſtieg ihr Geiſt hinauf.
Wir bauen hoch. — Ach, ach, wohin ſinkt unſer Lauf.

Was ſonſt noch zu dieſem ſich an Opitz anreihenden Kreiſe gehört, kann, da es für uns von weniger oder faſt keiner Bedeutung mehr iſt, nur überſichtlich hier angeführt werden. Andreas Tſcherning, Simon Dach, von welchem mehrere gute Kirchenlieder in die Geſangbücher übergegangen, Zacharias Lundt, Robert Roberthin, Heinrich Albert, Chriſtoph Homburg, Andr. Scultetus, Jeſ. Rempler von Löwenhalt, Juſt. Georg Schottel, G. Phil. Harsdörfer und Joh. Klay oder Clajus, die Stifter der Geſellſchaft der Pegnitzſchäfer, Sigmund von Birken, Jakob Schwieger, Philipp von Zeſen, zu ſeiner Zeit als Dichter und Reformator der deutſchen Orthographie berühmt, David Schirmer, Joh. Riſt, Joh. Heermann, Georg Neumark und Paul Gerhard als Dichter des Kirchenliedes, beſonders letzterer hervorragend. Den Schluß der Ueberſicht mögen drei Dichterinnen und ein Hoftrompeter in däniſchen Dienſten bilden. Sibylla Schwarz, Cath. Regina von Greiffenberg, Dorothea Eleonora von Roſenthal und Gabriel Voigtländer, der 1650 eine Sammlung ſeiner Lieder mit Muſik herausgab.

Wenn man die Literatur in ihren mannigfaltigen Geſchmacksrichtungen verfolgt, ſo zeigt ſich, daß wenn in ihr eine Hingebung an die Sinnlichkeit der Art Raum gewinnt, daß ſie überwichtig den Ton angiebt und ordentlich zur Mode wird, dieſe ſich auch in der Form offenbart. Die einfache, natürliche Ausdrucksweiſe ſcheint dann zu gewöhnlich, man will über die Tradition noch hinaus und ein Ueberſchreiten in's Ueppige. Schwülſtige und Manierirte iſt die Folge. Ein Modeſtil kommt auf; wer ihn nicht trifft, wird, wenn er auch an poetiſchem Inhalt die Modernen übertrifft, von ihnen ausgeſchloſſen. Nicht ſelten tritt eine ſolche Richtung als Gegenſatz zu einer gar zu trocknen, abgelebten auf, ſo daß ein Ungehöriges mit einem andern vertauſcht wird. Als Uebergänge ſind ſie in der Geſchichtsentwickelung wichtig; an und für ſich ſelber aber widerſprechen ſie, indem ſie auf den Effect ausgehen, dem Weſen der Kunſt. Auch im Reiche des Guten und Schönen wollen wir Abwechslung, wenn wir gleich rege für daſſelbe gehalten werden wollen. Leibnitz ſagt in ähnlicher Beziehung: C'est un malheur des hommes, de se degoûter enfin de la raison même et de s'ennuyer de la lumière. Les chimères commencent à revenir, et plaisent, parcequ'elles ont quelque chose de merveilleux. Il arrive, dans le païs philosophique ce qui est arrivé dans le païs poëtique: on c'est lassé des Romans raisonnables et on est revenu depuis quelque tems aux contes des Fées.

Man wird ſich aber über Fehlgriffe und Verirrungen in einer Zeit nicht wundern, wo ſelbſt die gefeierteſten Namen über das Weſen der Poeſie ſo unklar waren, wo ſo kindiſche Lehren, wie ſie ſich in Opitzens „Teutſcher Poeterey" finden, geſetzgeberiſchen Werth erhielten, wo die Kritik die ſchwachen Verſuche der Zeitgenoſſen den Meiſterwerken der Griechen und Römer an die Seite ſetzte. Selbſt Flemming, den wir als Dichter hoch ſtellen, weiß kein Maaß zu halten, wenn er von Opitz ſpricht; man leſe nur folgendes Sonett auf den Tod deſſelben:

So zeuch auch du denn hin in dein Elyſer Feld,
Du Pindar, du Homer, du Maro unſrer Zeiten
Und untermenge dich mit jenen großen Leuten,
Die ganz in deinen Geiſt ſich hatten hier verſtellt.
Zeuch jenen Helden zu, du jenen gleicher Held,
Der jetzt nichts gleiches hat, du Herzog deutſcher Saiten,
O Erbe durch dich ſelbſt der ſteten Ewigkeiten,
O ewiglicher Schatz, und auch Verluſt der Welt.
Germania iſt todt, die Herrliche, die Freie,
Ein Grab verdecket ſie und ihre ganze Treue,
Die Mutter, die iſt hin, hier liegt nun auch ihr Sohn,
Ihr Rächer und ihr Arm. Laßt, laßt nur alles bleiben,
Ihr, die ihr übrig ſeid, und macht euch nur davon.
Die Welt hat wahrlich nichts Würdig's zu beſchreiben.

Opitz hat von ſich ſelber keine geringere Meinung. So heißt es einmal bei ihm: „. . . und ich bin der tröſtlichen Hoffnung, es werde nicht allein die Lateiniſche Poeſie, welche ſeit der vertriebenen langwierigen Barbarey, viel groſſe Männer auffgeholffen, ungeacht dieſer trübſeligen Zeiten und höchſter Verachtung gelehrter Leuten, bei ihrem Werth erhalten werden; ſondern auch die Teutſche, zu welcher ich nach meinem armen Vermögen, allbereit die Fahne auffgeſteckt, von ſtattlichen Gemüthern alſo ausgeübt werden, daß unſer Vaterland Franckreich und Italien wenig wird bevor dörffen geben.“ In einem ſeiner Gedichte befindet ſich folgende ſtolze Stelle:

. . . . Ich will die neun Göttinnen,
Die nie auf unſer Teutſch noch haben reden können,
Samt ihrem Helicon, mit dieſer meiner Hand
Verſetzen allhieher in unſer Vaterland.
Vielleichte werden noch die Bahn, ſo ich gebrochen,
Geſchicktere, denn ich, nach mir zu beſſern ſuchen;
Wann dieſer harte Krieg wird werden hingelegt,
Und die gewünſchte Ruh zu Land und Meer gehegt.

In Stolle's (Profeſſor in Jena) Hiſtorie der Gelahrtheit, 3te Ausg. 1736, befinden ſich folgende merkwürdige Urtheile: „Die Griechen haben keinen heroiſchen Poeten als den Homerus aufzuweiſen, der aber mit ſeiner Ilias und Odyſſee ſoviel Lob nicht verdienet, als er erlangt hat. Der römiſche Virgilius hat mehr Verſtand, Geiſt und Kraft gewieſen. Lucanus, Silius Italicus und Statius geben dem Homero zwar auch nichts bevor, kommen aber doch dem Maro nicht gleich.“ Dann wird der Anfang der Ilias citirt, „um dem Leſer handgreiflich zu erkennen zu geben, mit was vor Judicio die Ilias geſchrieben ſei.“ Von den Trauerſpielen des Andreas Gryphius und des Lohenſtein heißt es: „Sie haben beide mehr Majeſtät als Sophocles, ſchreiben auch ſo beweglich als Euripides.“ Doch man höre nun auch, wie Opitz das Weſen der Tragödie und Comödie beſtimmt, um ſich eine Vorſtellung vom äſthetiſchen Standpuncte der Zeit machen zu können. „Die Tragödie, heißt es in ſeiner teutſchen Poeterey, iſt an der Majeſtät dem Heroiſchen Gedichte gemäſſe, ohne daß ſie ſelten leidet, daß man geringe Standes-Perſonen und ſchlechte Sachen einführe: weil ſie nur von Königlichen Willen, Todſchlägen, Verzweiffelungen, Kinder- und Vätermorden, Brände, Blutſchanden, Krieg und Aufruhr, Klagen, Heulen, Seuffzen und dergleichen handelt. Von derer Zugehör ſchreibet vornemlich Ariſtoteles, und etwas weitläufftiger Daniel Heinſius, die man leſen kann. Die Comödie beſtehet in ſchlechtem Weſen und Perſonen: redet von Hochzeiten, Gaſtgebotten, Spielen, Betrug und Schalckheit der Knechte, ruhmräthigen Landsknechten, Buhlerſachen, Leichtfertigkeit der Jugend, Geitze des Alters, Kupplerey und ſolchen Sachen, die täglich unter gemeinen Leuten vorlauffen. Haben derowegen die, welche heutiges Tages Comödien geſchrieben, weit geirret, die Kayſer und Potentaten eingeführet; weil ſolches den Regeln der Comödien ſchnurſtracks zuwider läufft.“

Schon in dem Wenigen, was ich aus Gryphius mitgetheilt habe, iſt ein tiefer Ernſt und eine Weltverachtung abgeprägt, die zur heitern Lebensanſchauung der neuen Lehre weniger als zur ältern katholiſchen paßt. Die Umkehr zum völligen Gegenſatz, die Flucht aus dem Stoicismus in den Epicureismus machte Hoffmann von Hoffmannswaldau, den man mit Daniel Caspar von Lohenſtein um dieſer durch ſie längere Zeit vorherrſchenden Geſchmacksrichtung willen an die Spitze einer zweiten ſchleſiſchen Schule ſetzt. Beide, Gryphius und Hoffmannswaldau können als Extreme nur hiſtoriſche Bedeutung haben. „Gryphius, heißt es bei Gervinus, concentrirt ſeine Gedanken auf den Tod und hält für die einzige Weisheit, ſterben zu lernen; Hoffmannswaldau aber wünſcht ewig auf der Bruſt ſeiner Geliebten verparadieſt zu leben, die Schneegebirgten Engelbrüſte ſeiner Geliebten ſind ihm Bilder des großen Bundes Himmels und der Erden; in ihnen iſt der Leim verſteckt, der alle Welt zuſammenhält. Wo Gryph auf Kirchhöfen weilt, da wandelt Er unter den freundlichen Göttern der Liebe in Paphos und Cypern. Gegen Gryphs Grabreden voll Ernſt und Schauer ſtehen Hoffmannswaldau's Grabſchriften, Epigramme von leichtem Witz. Gryphius ſchmeckte nur den Wermuth des Lebens, aber Er den Zucker der Liebe; wie die Gleichniſſe und Bilder Gryphs voll ſind von Grabgedanken, ſo die ſeinen von Speiſen und Getränken, von Süßigkeit und Schmackhaſtigkeit; wie Gryphs allegoriſche Lieblingsfiguren die Geiſter, die Tugenden und Laſter, die Furien ſind, ſo die ſeinigen ſeiner Liebſten Augen, Mund und Brüſte. Er iſt gegen den ſtets wechſelnden Gryphius immer Einer und derſelbe; in ſeiner

Schreibart plan und eben, ohne Gelehrſamkeit und überladne Schminke, zart und durchſichtig, mild und ſanft, in Bildern und Concepten geiſtreich und ſeltſam, aber nicht kühn. Er führte den majeſtätiſchen Styl der Schleſier in einen lieblichen über. Ovidiſche Weichheit und Weichlichkeit ſteht in ihm gegen Seneca's Stärke und des Tacitus Ernſt. Er hat von Ovid gelernt, bei ernſten Sachen ſchlechte Witze zu machen und Wortſpiele anzubringen, und was der ältere Seneca in dieſer Hinſicht an Ovid tadelt, das ſetzt Wernicke an Hoffmannswaldau aus. Seine Liebeslieder, in denen er ſo entſchieden wie Gryph dem Schäferweſen, ſo wie allen läppiſchen Kindereien der Früheren den Rücken kehrt, ſind zum Theil von einem vortrefflichen Fluß der Sprache, weit vorgerückt gegen Opitzens lyriſche Sachen, und theilweiſe ſo geglättet, daß ſie unſerm Geſchmack verwandter ſtehen und unverändert ohne Anſtoß geleſen werden können. In dieſen Liedern bringt der „brünſtige Geiſt nur auf der Venusau Opfer," und es regt ſich darin ein kecker und üppiger Ton, ein leichter Sinn, der mit dreiſter Unſchuld von den Heimlichkeiten des Lebens ſpricht. Der ganze Ton deutet auf eine merkwürdige Veränderung der Zeit, die gleichwohl nicht dauern konnte. Solche Hymnen, wie ſie Lohenſtein auf die Venus machte, mochte man doch noch nicht an die Stelle der chriſtlichen gerückt ſehen, und Hoffmanns Lüſternheit und Frivolität beleidigte das ſcrupulöſe Geſchlecht noch allzuſehr. Hoffmannswaldau empfand dieß ſelbſt, als er ſeine erotiſchen Heldenbriefe in Ovid's Geſchmack herausgab, die als der Kern ſeiner ganzen Dichtung betrachtet werden. Ziegler und Andere wagten dieſe Gattung nachzumachen, und übertrieben ſie; ein Bellander ahmte ſie in ſeinen Heldenbriefen (Oels von Z.), ein Wiedemann in einem dicken Opus von poetiſchen Gefangenſchaften (1690) und Andere anders nach. Schon Hoffmann ſelbſt fand dieſe Gattung mißlich, weil die Liebeshändel bei den Deutſchen ſelten in ſo viel Umſtänden, wie bei den Ausländern ſich ſehen laſſen; und wo dergleichen ſich ereigne, werde es unterdrückt. Ihm aber ſchien die Poeſie grade im Lande der Liebe einzig zu Hauſe zu ſein. Wer ſein Gemüth kenne, werde nichts Ungleiches aus dieſen Briefen ſchließen; ſie ſeien nicht wider die Tugend, hofft er, einen unſchuldigen Scherz fordre die Sache, und das etwa zu Schlüpfrige hebe er wieder auf durch die Schilderungen, wie oft die Thorheit der Liebe Richtſchnur war. Vor dieſen Epiſtelpaaren geht eine kurze Liebesgeſchichte in Proſa voraus, auf die ſich die Briefe der Liebenden beziehen; in jenen Argumenten wie in den Briefen ſelbſt iſt das Obſcöne freilich gleichmäßig zu Hauſe. Die lyriſchen Gedichte Hoffmann's beweiſen allerdings, daß er eine

Tendenz nach dem Leichtfertigen hat; ſie waren übrigens nicht dem Druck beſtimmt und ſo hat er auch gewiſſe erotiſche Oden zurückgehalten, in denen er bibliſche Sätze auf profane und oft obſcöne Dinge anwandte. Obgleich in den der Oeffentlichkeit beſtimmten Heroiden die Obſcönitäten etwas ermäßigt ſind, ſo konnte doch das ſtrenge Zeitalter ſchwer ſo viel Anſtößiges ertragen, wie z. B. in den Briefen von Holderreich und Adelinde (Ludwig dem Springer und Adelheid von Stade), oder ſo viel Unanſtändiges, wie in denen von Abälard und Heloiſe. Das Schlüpfrige ſteckt in lauter Zweideutigkeiten, die ſchon zu häufig ſind als daß ſie gut zu heißen wären. Die Lectüre hat etwas Langweiliges; denn obwohl der Dichter abſichtlich verſchiedene Charaktere wählt, um ſeine Erfindungen und Gedanken mannigfaltig zu ändern, ſo geht doch ein ermüdender Ton durch alle durch. Antitheſen, Epigramme, Concepte ſind auch hier die Seele der Schreibart; einzeln herausgeriſſen ſind ſie oft trefflich, im Zuſammenhange aber erſcheinen ſie zu ſehr als kalte Kopfarbeit und Spitzfindigkeit, und entnehmen den Briefen die Natur, deren Ton Hoffmann ſonſt nicht ungeſchickt war, zu treffen. Uebermäßigen Schwulſt und Bombaſt muß man nie als den Fehler in Hoffmann's Schreibart nennen, da er vielmehr mit Bewußtſein grade auf den Gegenſatz des Bombaſtes ausging. Das dagegen iſt natürlich, daß man ſich gegen die Unnatur auflehnt, mit der er Sachen der Empfindung zu eitlen Spielereien des Gedankens und Scharfſinns machte, mit der er, wie Bodmer, ſpottet, Gleichniſſe auf Gleichniſſe häuft, in Sprüchen ſeufzt, metaphoriſch liebt und in Reimen ſterben läßt. Aber vielleicht hätte man doch nie vergeſſen ſollen, die feine Eleganz ſeiner Diction gegen die der früheren Dichter auszuzeichnen, wenn man auch nicht in das Unmaß des Lobs und der Bewunderung einſtimmen wollte, das die Neumeiſter, Thomaſius oder Lohenſtein ihm zollten, in Oppoſition gegen den Geſchmack der Gallomanen, die, ſelbſt Leibnitz eingeſchloſſen, auf Opitz als auf dem non plus ultra hängen blieben. Gewiß iſt, daß Hoffmann zuerſt auf den feinen Ton der Sprache überführte, der ſich vor jenen Abfällen in's Gemeine wie vor dem „ſich ſelbſt Ueberſteigenden“ und falſch Erhabenen gleichmäßig ſcheute. Der glättere Vortrag, den wir bald ſtufenmäßig in Neukirchs, Günthers, Hagedorns lyriſchen Liedern antreffen, ging nur von ihm aus. Was andre in ſeiner Manier übertreibend oder zurückbleibend dichteten, muß ihm nicht zur Laſt gelegt werden.“

Ich habe Gervinus in ſeiner Charakteriſtik nicht unterbrechen wollen und ſie ganz hierhergeſtellt, obgleich er mit Unrecht ihn frei von Abfällen in's Gemeine erklärt und ihn in dreiſter Unſchuld von den Heimlichkeiten des Lebens ſingen läßt. Man leſe nur Hoffmann's Lobrede an das liebwertheſte Frauenzimmer, um ſich mit Abſcheu und Ekel von ihm abzuwenden. Nachdem er ſein „hochwerthes Jungfernvolk" nach Standeswürde angeredet, ſchickt er ſich an, den Preis ihrer Schönheit zu ſingen; doch will er nur bei einem Theile ſtehn bleiben. Seiner „Sinnen Schiff" ſoll ihn

in ſolche Länder führen,
Wo auf der See voll Milch nur Liebeswinde wehn.

Und wo glaubt man, wohin der Dichter auf dieſem Gewäſſer verſchlagen wird? Man höre, nach den

ſchönen Marmorballen,
Auf welchen Amor ihm ein Luſtſchloß aufgebaut,
Die durch das Athemſpiel ſich heben und auch fallen,
Auf die der Sonne Gold wohlriechend Ambra thaut;

nach dem Paradieſe,

in welchem Aepfel reifen,
Nach deren ſüßen Koſt jedweder Adam lechzt;

nach den Felſen,

um die ſtets des Zephirs Winde pfeifen;

der Buſen iſt ihm bald:

Ein kriſtallinen Quell, aus welchem Ströme fließen,
Davon die Süßigkeit den Nektar überſteigt;

bald:

Zwei Schweſtern, die in Einem Bette ſchlafen,
Davon die eine doch die andre keinmal drückt;

bald:

Zwei Kammern, welche voll von blanken Liebeswaffen,
Aus denen Cypripor die goldnen Pfeile ſchickt;

dann wieder:

Ein zäher Leim, woran die Sinnen kleben,
Ein Feuer, welches macht die kältſten Herze warm;
Ein Bezoar, der auch Entſeelten giebt das Leben,
Ein ſolcher Schatz, für dem das Reichthum ſelbſt iſt arm.
Ein kräftig Himmelbrod, das die Verliebten ſchmecken,
Ein Alabaſter Haus, ſo mit Rubinen pralt.
Ein ſüßer Honigſeim, den matte Seelen lecken,
Ein Himmel, wo das Heer der Liebesſterne ſtralt;
Ein ſcharf geſchliffen Schwert, das tiefe Wunden hauet,
Ein Roſenſtrauch, der auch im Winter Roſen bringt;
Ein Meer, worauf man der Sirenen Kräfte ſchauet,
Von denen der Geſang bis in die Seele dringt,
Sie ſind ein Schneegebirg, in welchem Funken glimmen,
Davon der härtſte Stahl wie weiches Wachs zerfleußt;
Ein waſſerreicher Teich, darinnen Fiſche ſchwimmen,
Davon ſich ſattſam ein verliebter Magen ſpeiſt. –
Zwei Fäſſer, welche ſind mit Julepſaft erfüllet,
Lockvögel, derer Ton ein freies Herze bindt;
Zwei Sonnen, welche zwar mit dünnem Flor umhüllet,

Doch macht ihr heller Blitz die klärſten Augen blind.
Sie ſind ein zart Gewand von ſchwanenweißer Seide,
Daran man ſehen kann, wie jeder Faden ſteht,
Zwei Hügel, derer Höh' bedecket iſt mit Kreide,
Zwei Fläſchchen, denen nie der Wolluſt Milch entgeht. —
Zwei Schneeballe, welche doch unmöglich ſchmelzen können,
Womit das Jungfernvolk der Männer Selen ſchmeißt;
Zwei aufgeſtellte Garn, und Schlingen freier Sinnen,
Aus denen gar kein Menſch, wie klug er iſt, entreißt ꝛc.

So geht es durch beinah hundert Verſe fort. Sollte man es möglich halten, daß ein ſo geſchmackloſer und unzüchtiger Dichter Epoche machen konnte. Von dem ihm nachſtrebenden, noch tiefer als er ſelbſt ſtehenden Daniel Caspar von Lohenſtein, geb. zu Nimptſch in Schleſien 1635, geſt. zu Breslau als kaiſerlicher Rath und Protoſyndicus der Stadt, 1683 wird er in einer poetiſchen Epiſtel an Herrn B. Fried. von Logau am Schluſſe der Hyancinthen bis in den Himmel gehoben:

Opitz iſt zwar werth,
Den erſten Lorbeerkranz in Deutſchland zu erlangen;
Er hat mit ſolchem Ruhm dieß Hauptwerk angefangen,
Daß keiner nach der Zeit ihm iſt geflogen für,
Als Hoffmannswaldau's Geiſt, der Oder höchſte Zier,
Der deutſche Pindarus, dem keiner nach wird kommen.

Ebenſo heißt es in der Trauerrede, die er bei deſſen Beerdigung hielt: „Opitz that es den Alten und Ausländern nach; unſer Herr von Hoffmannswaldau aber zuvor. Lohenſtein iſt ein potenzirter Hoffmannswaldau; bei ihm geht Alles auf Stelzen; die Unnatur überwuchert ſelbſt jede beſſere Ahnung. Ueberall ſtrotzt es bei ihm von Gold, Silber, Marmor, Alabaſter, Perlen, Korallen, Diamanten, Smaragden, Topaſen, Rubinen, Roſen, Liljen, Tulpen, Veilchen, Narziſſen, Biſam, Ambra, Weihrauch, Salz, Zucker, Wermuth, Galle, Yſop, Aloe und dergleichen." Unter den Italienern waren Marino und Guarini, unter den Lateinern Seneka ſeine Lieblingsſchriftſteller. In einer poetiſchen Charakteriſtik der deutſchen Dichter ſagt Bodmer von Lohenſtein:

Was er nur berührt muß Moſch und Ambra werden,
er gräbt ſich Erz und Stein aus einer fremden Erden;
ſchifft, wie ſonſt Günther that, auf Dielen über Meer,
und holt ein Gleichnißwort aus Miſſiſippi her,
ſucht Feuer in der See, und Waſſer in den Flammen,
packt ſein Excerptenbuch in einen Reim zuſammen,
ſein vollgeſtopfter Vers iſt matt und ohne Kraft,
und wo er hoch ſich dünkt, da iſt er ſchülerhaft.
Sein ſchwülſtig Trauerſpiel muß ſich durch Treppen wälzen,
geht auf Cothurnen nie und hinket ſtets auf Stelzen ꝛc.

Breitniger ſchrieb eine eigne Abhandlung über Lohenſtein's gezwungene Gleichniſſe, wo ſich freilich oft eine eben ſo große Nüchternheit offenbart, als bei jenem falſche

Ueberſchwänglichkeit, wenn er z. B. bei dem Satze: „er will der Vorſehung nicht in die Speichen treten,“ frägt, wo dieſe die Speichen herbekommen. „Wenn man weiß, wie Gervinus mit Recht bemerkt, wie Lohenſtein doch noch mit ins achtzehnte Jahrhundert auf die Haller, Pyra und Andere wirkte, und dieſen Unfug der Gleichniſſe an der Quelle kennen gelernt hat, ſo begreift man, warum dieſe Schweitzer ſo dicke Bücher mitunter über ſo dünne Gegenſtände ſchreiben mochten.“

Hoffmannswaldau's Werke erſchienen zuerſt Breslau 1673 und dann wiederholt; eine Sammlung beſorgte Benjamin Neukirch unter dem Titel: Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutſchen auserleſene und bisher ungedruckte Gedichte. 7 Thle. Leipzig, 1695—1727. Lohenſtein's Trauer- und Luſtgedichte erſchienen von ihm ſelbſt beſorgt, Breslau, 1680; die neueſte Ausgabe ſeiner ſämmtlichen geiſtlichen und weltlichen Gedichte, Leipzig, 1733.

Zu dieſer zweiten ſchleſiſchen Schule gehört beſonders Heinrich Anſelm von Ziegler und Kliphauſen aus der Oberlauſitz, geb. 1653, geſt. 1690. Daniel Georg Morhof, geb. zu Wismar 1639, geſt. als Profeſſor zu Kiel 1691, und Chriſtian Gryphius, geb. zu Frauſtadt 1649, geſt. als Rector eines Gymnaſiums zu Breslau 1706, hatten mehr Vorliebe für die ältere Schule.

Von nun verliert ſich der Schwulſt und die Sucht nach dem Pikanten; aber was ſich am Ausgange des ſiebenzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts dafür einſtellt, iſt nicht beſſer: man kommt aus dem Regen in die Traufe. Die Nüchternheit hält ſich ſchon für etwas, weil ſie nicht geziert und ſüßlich thut; wir erhalten ſtatt Zuckerwaſſer und Limonade pures Waſſer, das wir wie Wein annehmen ſollen. Wir faſſen die Namen zuſammen; es ſind größtentheils Niederſachſen. Auf die Vorzüge, die einer vor dem andern hat, kann hier nicht eingegangen werden. Chriſtian Heinrich Poſtel, Chriſt. Fr. Hunold, genannt Menantes, B. Neukirch, Joh. von Beſſer (beide haben früher dem Hoffmannswaldauiſchen Geſchmack gehuldigt), Auguſt Bohſe, genannt Talander (er ſchrieb Lieder und Gedichte in der galanten Mengſprache), Hans Aßmann von Abſchatz, Barth. Heinrich Brockes, geb. zu Hamburg 1680, geſt. 1747, der Freiherr Fried. Rud. Ludwig von Canitz, geb. zu Berlin 1654, geſt. als geheimer Staatsrath 1699, Joh. Ulrich von König (1688—1744), lauter Berühmtheiten zu ihrer Zeit. Mit vieler Ausführlichkeit und Liebe hat Varnhagen von Enſe das Leben von Canitz und Beſſer geſchrieben.

Das einzig ausgezeichnete Talent der Zeit war Joh. Chriſtian Günther, geb. zu Striegau in Schleſien

1695, geſt. 1723 zu Jena. Es iſt zu beklagen, daß Günther ſich mit dem Leben nicht abfinden konnte, daß er im Streben und Suchen nach freieren Formen, in Armuth und Elend, verſtoßen von einem harten, unverſöhnlichen Vater, ſeinen Untergang fand. Es iſt viel, ſehr viel Poeſie in ihm geſtorben. Günther's ſtürmiſcher Genius hat viel Aehnlichkeit mit Byron. Seine Gedichte, die zuerſt Breslau 1723 und dann wiederholt ausgegeben wurden (6te Auflage, 1764), ſind größtentheils lebendige Gemälde verlebter Zuſtände, Freuden- und Schmerzensrufe, kurz, geſunde, markige Ausſtrömungen eines Herzens, dem man mehr Begrenzung, eine beſſere Zeit und ein beſſeres Schickſal wünſchen muß. Wie friſch und wohlklingend iſt folgendes Studentenlied aus ſeinen Jugendverſuchen.

Brüder, laßt uns luſtig ſein,
Weil der Frühling währet,
Und der Jugend Sonnenſchein
Unſer Laub verklaret;
Grab und Bahre warten nicht,
Wer die Roſen heute bricht,
Dem iſt der Kranz beſcheret.

Unſres Lebens ſchnelle Flucht
Leidet keinen Zügel,
Und des Schickſals Eiferſucht
Macht ihr ſtetig Flügel;

Zeit und Jahre fliehn davon,
Und vielleichte ſchnitzt man ſchon
An unſers Grabes Riegel.

Wo ſind dieſe, ſagt es mir,
Die vor wenig Jahren
Eben alſo gleich wie wir
Jung und fröhlich waren?
Ihre Leiber deckt der Sand,
Sie ſind in ein ander Land
Aus dieſer Welt gefahren.

Wer nach unſern Vätern forſcht,
Mag den Kirchhof fragen,
Ihr Gebein, ſo längſt vermorſcht,
Wird ihm Antwort ſagen.
Kann uns doch der Himmel bald,
Eh' die Morgenglocke ſchallt,
In unſre Gräber tragen.

Unterdeſſen ſeid vergnügt,
Laßt den Himmel walten!
Trinkt, bis euch das Bier beſiegt,
Nach Manier der Alten.
Fort, mir wäſſert ſchon das Maul,
Und ihr andern ſeid nicht faul,
Die Weiſe zu erhalten.

Das Kirchenlied in alter Weiſe ſetzten, um die bedeutendſten zu nennen, beſonders Benjamin Schmolke und Erdmann Neumeiſter fort. Als Anführer einer proſaiſchen, platten Richtung iſt Chriſtian Weiſe zu nennen. Das Kirchenlied gewann dagegen an Wärme und Tiefe der Empfindung durch Männer wie Philipp Jacob Spener und Auguſt Hermann Franke, den Stifter des Waiſenhauſes in Halle, durch ihre Anhänger und Freunde Schade, Neander, Knorr von Roſenroth und Andere, die gewöhnlich mit dem Namen Pietiſten oder Myſtiker bezeichnet und deren Lieder Jeſuslieder genannt werden. Eine Sammlung ſolcher Lieder führt den Titel: Anmuthiger Blumenkranz aus dem Garten der Gemeinde Gottes ꝛc. ꝛc., in geiſtlichen und lieblichen Liedern, zum Dienſte der Liebhaber Gottes geſammelt, 1712. 12. Ein andres merkwürdiges Liederbuch erſchien zu Cöthen 1733

Epiſche Dichtungen.

Nur eine flüchtige hiſtoriſche Erwähnung verdient Alles, was im Epos verſucht worden iſt. Selbſt um die Idee des Epos und des Epiſchen war man gekommen. Biographiſches Detail aus dem Leben eines beliebigen Helden mit ermüdenden Beſchreibungen langweiliger Rhetorik in Alexandrinern, womit man nebenbei die Abſicht verband, irgend einem vornehmen Herrn zu ſchmeicheln, wurde mit dem Namen eines Heldengedichts beehrt. Johann Freinsheim, der berühmte Philolog, der Ergänzer des Curtius, dichtete ſo den Geſang von dem Stamm und Thaten des neuen Herkules (Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar), Straßburg, 1639; der öſtreichiſche Freiherr Wolf Helmhard von Hohenberg in gegen 40,000 Alexandrinern den Habsburgiſchen Ottobert (Rudolph von Habsburg) 1664; Sebaſtian Wieland den Held von Mitternacht (Guſtav Adolph), Heilbronn, 1633. Ein Seladon von der Donau brachte ſogar die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges in Reime; L. H. Poſtel beſang den großen Wittekind, der unvollendet 10 Bücher umfaßt; Joh. Ulrich von König ſeinen Auguſt im Lager, oder die Zuſammenkunft der Könige von Polen und Preußen im Lager bei Mühlberg, und Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig, geb. 1633, geſtorben 1714, einer der gelehrteſten Fürſten ſeiner Zeit, der ſich namentlich durch ſeine Liebe zur Literatur berühmt und verdient gemacht hat, die Geſchichte König David's von Juda. — Die Zeit hatte ſo wenig Sinn und Empfänglichkeit ſelbſt für das Beſſere, das leicht das Unnütze überflüſſig und um ſein Anſehen hätte bringen können, daß die für den damaligen Stand der Sprach- und Geſchmacksbildung gelungene Ueberſetzung des befreiten Jeruſalems von Taſſo und der erſten dreißig Geſänge von Arioſto's raſendem Roland ohne allen nachhaltigen Einfluß blieb. Auch das klaſſiſche Alterthum wurde für die Literatur nach dem Vorgange Weckherlin's, der die Mythologie zu einer poetiſchen Erzählung im: Urtheil des Paris benutzte, mannigfach zu paraphraſirenden und ſelbſtändigen Arbeiten ausgebeutet. Die ſchönen griechiſchen Helden und Frauen wurden dann recht ſäuberlich im Geſchmacke der Zeit des vierzehnten Ludwig's uns vorgeführt. Ich erinnere nur vorübergehend an Poſtel's liſtige Juno, eine Probe aus ſeiner Paraphraſe der Ilias, an Neukirch's Bearbeitung von Fenelon's Telemach.

Didaktiſche Dichtungen.

Im Didaktiſchen ſteht Opitz an der Spitze. Opitz fühlte, daß die bloße Empfindung in einer ſo ernſten Zeit nicht ausreicht, um ein allgemeines Intereſſe für die Poeſie zu erregen; es war daher im Zuſammenhange mit den Verhältniſſen, wenn er die Richtung, die wir in dem ſchwäbiſchen Zeitalter, die wahrhaft poetiſche, vorherrſchend fanden, mit der reflectirenden, ſpätern verband. Die Reſultate der Speculation fanden in gefälliger Form durch den monotonen, ſich dem Gedanken leicht anfügenden Alexandriner ſo leicht Eingang in die größere Maſſe. Was unſerm heutigen Bewußtſein natürlich trivial und ausgetreten vorkommt, war damals neu und durch die Form ſelbſt anziehend. Das dürfen wir nicht vergeſſen. Wollte die Poeſie, wie ſie es ſoll, national werden; wollte ſie es, da ſie um allen mittelalterlichen Inhalt gekommen war, ſo konnte ſie es nur auf dieſem Wege, daß ſie ſich den Inhalt aus dem geiſtigen Fortſchritt eroberte. Dieſe Art Poeſie, die in der Proſa wurzelt, hat begreiflichermaaßen mit dem in der Zeit ſchwindenden Inhalt nur eine augenblickliche, vorübergehende Bedeutung, iſt aber grade als Vermittelungsmoment der wahren Poeſie für den geſchichtlichen Zuſammenhang von großer Wichtigkeit. Man kann kühn behaupten, daß ſelbſt für die Bildung der Proſa dergleichen Verſuche die beſten Folgen haben. Man vergleiche nur das in ungebundener Form von **Opitz** Geſchriebene mit folgenden Stellen aus ſeinen Lehrgedichten:

Lob des Feldlebens.

O wohl, und mehr als wohl, dem, welcher weit von Kriegen,
Von Sorgen, Müh' und Angſt, ſein Vatergut kann pflügen,
Lebt ſicher und in Ruh, noch wie die alte Welt
Zu Zeiten des Saturns, und pflügt ſein kleines Feld;
Spannt Roß und Ochſen vor, darf ſeinen Sinn nicht kränken
Um armer Leute Schweiß, weiß nichts von Wechſeldänken,

Von Wucher und Finanz, iſt alles Kummers frei,
Daß nicht ſein Hab' und Gut im Meer ertrunken ſei.
Er denkt nicht, wie er komm' hoch an das Bret vor allen,
Und könne Königen und Herren wohlgefallen;
Steht nicht in Furcht und Troſt, hält vor der reichen Thür
Sein Hütlein in der Hand, und kommt doch ſelten für.
Das Alles darf er nicht, er hat, was er begehret,
Sein Gut wird ihm von Gott, auch wenn er ſchläft, beſcheeret,
Hat mehr, als er ſein Herz auf bloßen Reichthum ſtellt,
Beſitzt nicht was er hat, iſt arm und hat viel Geld.

Er gehet fröhlich hin, führt jetzt die ſüßen Reben
An Ulmenbäumen auf, daß ſie beiſammen kleben
Als ehelich vermählt; jetzt, weil die Schöſſe klein,
Bricht er, was wild iſt, ab, impft gute Sprößlein ein;
Nimmt bald die Schaufel her, macht Furchen, frei zu fließen
Dem Waſſer übers Feld, die Wieſen zu begießen,
So dürr und durſtig ſtehn; ſpazirt bald in das Gras,
Das durch den Silberthau des Morgens noch nicht naß.
Bald ſtützt er einen Baum, der, von der Frucht gebeuget,
Vor Laſt zerbrechen will, und ſich zur Erden neiget;
Und etwa ſieht er gehn dort um das grüne Thal
Die Schafe, Kälber, Küh' und Ochſen überall.
Schaut er dann über ſich, ſo ſieht er ſeine Geißen
Das Laub von dem Geſtäud an einer Klippe reißen;
Dabei ihr Mann, der Bock, vor Luſt und Freuden ſpringt;
Hört, wie der Hirte wohl von ſeiner Phyllis ſingt,
Die hinter einem Baum ſich hatte nächſt verkrochen,
Als er ihr ſchönes Obſt und Blumen abgebrochen;

Hört, wie die braune Kuh im nächſten Thale brüllt,
Daß ihre rauhe Stimm' hoch über Feld erſchillt.
Bisweilen leert er aus den Honigmacherinnen
Ihr wächſern Königreich, das ſie mit klugen Sinnen
Sehr artlich aufgebaut, nimmt auch zur rechten Zeit
Den feiſten Schafen ab ihr dickes Wollekleid.
Kommt dann, nachdem er hat den Sommernutz empfangen,
Der Obſt- und Traubenmann, der reiche Herbſt, gegangen;
Wie freut er ſich ſo ſehr, wenn er die Birnen ropft
Vom Baume, den er ſelbſt vor dieſer Zeit gepfropft
Und lieſet Aepfel auf, die ſelber abgefallen,
Nimmt ihm hernachmals vor die ſchönſten unter allen,
Beißt ungeſchälet an; geht dann, beſieht den Wein,
Bricht reiche Trauben ab, die purpurähnlich ſein.
Iſt er vom Gehen laß, ſo kann er ſich fein ſtrecken
Dort in den Schatten hin, wo ihn die Bäume decken.
Der Vögel leichtes Volk macht ſeinen Lobgeſang,
Schreit überlaut, und wünſcht den Sommer noch ſo lang.
Die ſchöne Nachtigall läßt ſonderlich ſich hören,
Schwingt ihre Stimme hoch dem Meier wie zu Ehren.
Die Fröſche machen auch ſich luſtig an der Lach,
Und ihr Coar Coar giebt keinen Vogel nach.
Nicht weit von dannen kommt aus einem nahen Brunnen
Ein Bächlein durch das Gras gleich wie Kriſtall gerunnen,
Daraus ſchöpft er mit der Hand, eh' er ſich ſchlafen legt,
Wozu der Bach Geräuſch und Murmeln ihn bewegt.

Troſt bei Widerwärtigkeiten des Krieges.

(Bruchſtück aus dem 1ſten Bande.)

Wie wann ein ſtarker Fluß, der unverſehens kümmt,
Die friſche Saate ſtürzt, die Aecker mit ſich nimmt,
Die Wälder niederreißt, läuft außer ſeinen Wegen,
So hat man auch den Blitz und ſchwefelichten Regen
Durch der Geſchütze Schlund mit grimmiger Gewalt,
Daß alles Land umher erzittert und erſchallt,
Geſehen mit der Luſt hin in die Städte fliegen:
Des Rauches Wolken ſind den Wolken gleich geſtiegen,
Der Feuerflocken See hat alles überdeckt,
Und auch den wilden Feind im Lager ſelbſt erſchreckt.
Das harte Pflaſter hat geglühet und gehitzet,
Die Thüren ſelbſt gewankt, das Erz darauf geſchwitzet:
Viel Menſchen, die der Schaar der Kugeln ſind entrannt,
Sind mitten in die Gluth gerathen und verbrannt,
Sind durch den Dampf erſtickt, verfallen durch die Wände:
Was übrig blieben iſt, iſt kommen in die Hände
Der ärgſten Wütherei, ſo ſeit die Welt erbaut
Von Gott geſtanden iſt, die Sonne hat geſchaut.
Der Alten graues Haar, der jungen Leute Weinen,
Das Klagen, Ach und Weh der Großen und der Kleinen,
Das Schreien in Gemein von Reich und Arm geführt
Hat dieſe Beſtien im mindſten nicht gerührt.

Opitz hat mit Glück und Geſchick den Verſuch gemacht; die Form war ihm gemäß und geläufig; und wie altfränkiſch ſie uns auch heute ſchon vorkommt, man muß geſtehen, daß ſie zu größeren maſſenhaften Stoffen trotz ihrer Monotonie ſich für die modernen Verhältniſſe eben ſo gut, wie für antike der Hexameter eignet, der in einer ſpätern Periode ſtatt des Alexandriners geläufig wurde. Für die Beſchreibung, für die Erzählung, für die Belehrung ſind Maaße erforderlich, die der proſaiſchen Rede näher ſtehen, die ſich zu Perioden ausgliedern laſſen. Es kann daher nicht auffallen, wenn von nun an allerlei Stoffe in der Form eines Lehrgedichts behandelt werden. Daß ſie ſammt und ſonders nur ein hiſtoriſches, kein äſthetiſches Intereſſe heute mehr anſprechen können, braucht kaum bemerkt zu werden. Folgende mögen hier eine Erwähnung finden: Der deutſche Phönix, ein religiöſes Lehrgedicht über die Unſterblichkeit der Seele, in Alexandrinern, von **Kaspar von Barth**, einem Philologen (Frankf. a. M., 1626); ferner **Chriſtian Hoffmann's** Bergprobe oder Reichſteiniſcher Göldner Eſel (1659 und 1674) ein Lehrgedicht über den Bergbau.

Epigramme und Satiren.

Es iſt erfreulich, daß ſich neben Verirrungen in der Literatur auch nicht ſelten gleichzeitig Anſätze zu beſſeren Richtungen zeigen, die, indem ſie ſich entwickeln, gleichſam wie eine ſtille, abſichtsloſe Oppoſition jene aufheben. Mit dem formellen Fortſchritte der ſchleſiſchen Schule hat ſich eine Redſeligkeit Bahn gebrochen, welche für die Ausbildung der proſaiſchen Rede eben ſo vortheilhaft, als für die poetiſche nachtheilig wirken mußte. Wir ſahen, wie die meiſten Stoffe den Wiſſenſchaften und der Geſchichte entnommen waren. Wie hätte es bei dieſem Thun und Treiben dem Wort- und Reimfertigſten an Theilnahme fehlen können, wo das Wort und der Reim an und für ſich eine Begabung der Einzelnen, noch nicht ein Gemeingut Aller war! Neben den ſich bis zur Ermüdung abſpinnenden Helden- und Lehrgedichten entwickelte ſich aber eine Verſtandesſchärfe, die ſich durch ſchlagende Kürze im Gegenſatze zu jener wäſſerigen Breite auszuzeichnen ſuchte. Das Epigramm, indem es viel mit Wenigem ſagen ſoll, mußte ſich hierzu wie von ſelber anbieten, wenn auch nicht hiſtoriſche Umſtände, die ſpäter berührt werden ſollen, auf daſſelbe hingewieſen hätten. Dieſe Selbſtbeſchränkung, dieſes Sichzuſammennehmen des Geiſtes, um ſich wie ein Blitz mit einer Exploſion bemerkbar zu machen, bildete die beſte Reaction gegen jenes behagliche Sichgehenlaſſen der Dichter, gegen ihre Selbſtgefälligkeit, gegen ihr kindiſches Spielen mit Worten und Blumen. Das Epigramm wurzelt ſeiner Natur nach im proſaiſchen Boden, es iſt ein Kind des Verſtandes, der Erfahrung, nicht der Phantaſie; wir ſehen ungern, wenn, wie in der neuern Zeit, die Phantaſie es fortwährend auf ihren Rücken ſetzt, wenn dieſe ſich glaubt von ihm unterſtützen laſſen zu müſſen; es iſt uns dann, wie wenn ein Affe uns auf dem Buckel eines Kameels durch Sprünge und Späße beluſtigen will; aber für ſich ſelber mag das Epigramm in anſpruchsloſer Weiſe eine Stelle finden, und kann ſogar durch Kürze und Verſtändigkeit einen höheren und nachhaltigeren Werth anſprechen, als lange Lehr- und Heldengedichte, die weder aus einer Studirſtube, noch aus einer glücklichen Phantaſie und einem überfliegenden Verſtande hervorgegangen ſind. Welches Intereſſe mit dem Beginne des ſechszehnten Jahrhunderts man für das Epigramm nahm, davon kann uns das aus ſechs Zeilen beſtehende des italieniſchen Dichters Jakob Sannazar († 1530) am Beſten als Beweis dienen, da ihm jede Zeile von der Republik Venedig mit hundert Ducaten bezahlt wurde. Ich glaube den Leſer durch die Mittheilung deſſelben und der deutſchen Ueberſetzung zu verpflichten.

De mirabili urbe Venetiis.

Viderat Hadriacis Venetam Neptunus in undis
Stare urbem, et toto ponere iura mari.
Nunc mihi Tarpeias quantumvis, Jupiter, arces
Obiice, et illa tui moenia Martis, ait.
Si Tibrim Oceano praefers, urbem adspice utramque:
Illam homines dices, hanc posuisse deos.

Opitz überſetzte daſſelbe:

Auf die Stadt Venedig.

Als jüngſt Neptun im Schooß des grauen Adria
Venedig ſtehn, und Land und See beherrſchen ſah,
Sprach er: Zeus, rühme mir nicht mehr Tarpejens Höhe,
Und deines Mavors Stadt! Gefällt die Tiber dir
Mehr als das Meer, ſo ſieh' die Stadt an und geſtehe:
Die Menſchen haben dort gebaut, die Götter hier.

Wernike ſuchte es folgendermaaßen wiederzugeben:

Neptun ſah auf der Flut der Adriat'ſchen See
Die Stadt Venedig ſtehn, und ihr Geſetze geben.
Jetzt, ſprach er, Jupiter, magſt du Tarpejens Höh',
Und deines Mavors Mau'r, ſo hoch du willſt, erheben:
Schau' beide Städt'; hältſt du der See die Tiber für?
Die Menſchen legten dort den Grund, die Götter hier.

Eine Ueberſetzung von jüngerem Datum gibt in der berliniſchen Monatsſchrift 1783, März, S. 263. G. Ludwig Spalding:

Jüngſt ſah Neptun hervor aus Hadria's Gewäſſern
Venedig ſchimmern, ſah, wie ſie dem Meer gebot.
So trotze mir denn nun, rief er, du Donnergott,
Mit deines Mavors Burg und ihren Felſenſchlöſſern!
Und zögeſt du dem Meer die Tiber vor, ſo ſchau,
Rom iſt nur aus Menſchenwerk, Venedig Götterbau.

Die geſchichtliche Rechtfertigung des Epigramms iſt uns von **Gervinus** in treffender Weiſe wie folgt angegeben. Die Fabel, die bildliche, mit der Phantaſie erſchaffene Erzählung, das Eigenthum und die Freude des Volkes, war mit aller Volkspoeſie in dieſer gelehrten Zeit gewichen, und ſelbſt der Schwank, in dem alles auf Darſtellung ankam. Die hiſtoriſche, trocken berichtete Anekdote tritt an ihre Stelle, an die Stelle des Factums mehr die Rede, an die Stelle der Moral der Witz (denn wie man von Fabel und Sprichwort keinen Witz verlangt, ſo verlangt man von Anekdote und Epigramm keine Moral). Auch die Quinteſſenz der Fabel, das Sprichwort, die iſolirte Lehre und Moral, ſchwindet in dieſen der Politik ſich zukehrenden Zeiten, und die Seele der Anekdote, der von dem Factum noch mehr iſolirte Witz nimmt dieſe Stelle ein. Wie auf Fabel und Sprichwort ſich vorher das moraliſche Lehrgedicht und die moraliſche Satire aufbaute, ſo daß jene kleineren Gattungen dieſe größeren ganz durchdrangen, ſo baute ſich auf Anekdote und Epigramm die mehr politiſche und intellectuelle Satire und Didaktik auf, und alle ſatiriſchen Werke der **Andreä**, **Moſcheroſch**, **Schupp**, **Riemer**, **Weiße**, **Abraham a Sancta Clara** durchdrangen nun dieſe beiden Gattungen. So gelehrt und nur für ein einſeitigeres Publicum dieſe ſpäteren Satiren gegen die früheren moraliſchen und volksmäßigen ſind, ſo gelehrt und unvolksthümlich iſt das Epigramm gegen das Sprichwort; es ſetzt nicht Wurzel in's Volk, wird nicht zum lebendigen Wort, und Logau ſelbſt wußte es, daß ſeine Sachen nicht tief unter das Volk gerathen, ſich unter den Gelehrten und Kennern würden halten müſſen, und das mag es vor Allem erklären, warum nicht allein ſeine, ſondern im Grunde alle Epigramme ſobald vergeſſen und ſo wenig beachtet werden. In der Fabel war eine allgemeine Wahrheit verſteckt weniger, als dargelegt, die Jedermann gleichmäßig fand: im Apophtegma und Epigramm findet Ein Subject eine verborgene Bemerkung aus, die minder nothwendig aus dem gegebenen Falle folgt. Der Verſtand läßt hier der Phantaſie, der Dichter dem Leſer keinen Spielraum; grade das iſt aber, was das Volk von dem Gedichte, das es intereſſiren ſoll, verlangt. Dieſen Uebergang alſo aus jenen volksbeliebten Zweigen zu dieſen mehr gelehrten gaben wir oben aus Zinkgref an. Wie Sprichwort und Epigramm, Anekdote und Sinngedicht vielfach in einander verlaufen, läßt ſich ſehr gut nachweiſen. Riſt erweitert eine Reihe Sprichwörter zu Epigrammen; in dem Büchlein adagia selecta von Adam von Lebenwaldt, das ſpät ins 17te Jahrhundert fällt, ſind 300 lateiniſche Sprichwörter in epigrammatiſche Formen gebracht. Unter Scherfer's Epigrammen finden ſich kurze Schwänke, unter denen von Joh. Grob (dichteriſche Verſuchsgabe, 1678) iſt einiges Anekdotiſche. Gleich als ſich in dem innern Leben der Nation nach der Vergeudung ſeiner Einbildungskraft dieſer Wendepunkt als nothwendig herausgeſtellt hatte, trafen die neuen Poeten unter ihren alten Muſtern auch auf den Martial und die Anthologie, unter ihren neueren auf den Briten Owen, und nun ward die Form des Epigramms ſchnell adoptirt. Weckherlin überſetzte einige aus Martial und gab einige hinzu, die zum Theil in Rondeaux, Madrigale, Sprüche und Schwänke überſtreifen, und vor Allem in Zoten geſchickt ſind, denen man in dieſer Gattung, wie in dem Hochzeitgedicht allgemeinen Freipaß gab, weil man hier die große Autorität des Martial hatte: lasciva est nobis pagina, vita proba est, weil man das Beiſpiel der Franzoſen (eines Anton de Baif) für ſich anführen konnte, auch wohl, weil man die Wahrheit des Ciceroniſchen Satzes ſpürte, daß das Obſcöne das Lächerliche verſtärke. Opitz nahm den Muret Scaliger, Martial u. A. eine Reihe von Epigrammen ab, ſetzte Sprüche aus Cato und Anakreon hinzu, und einige Stücke, die oft mehr Sentenzen, witzige Galanterien, artige Liebesſeufzer, erotiſche Spiele ohne Stachel ſind. Flemming, Olearius, Grefflinger und viele Andre haben alle ſchon vor Logau Sinngedichte gemacht. Aus Owen hatte vor Löber ſchon Riſt 1631 eine Parthie Epigramme überſetzt; 1644 ein Simon Schultz aus Thorn. Eine kleinere Sammlung hatte Logau, deſſen ſämmtliche Ueberſchriften zwiſchen 1637—53 gemacht ſind, 1638 publicirt und dieſe fand ihrerſeits wieder viele Plünderer. Im Jahr 1653 kam dann Alles auf Einmal.“

Die Luſt an der Darſtellung ſinnlicher Situationen, welche wohl mehr noch mit dem Studium der franzöſiſchen Geſittung und Denkweiſe, als mit dem des Alterthums zuſammenhängt, zeigt ſich damals in einer Freiheit, ſelbſt den hohen Frauen gegenüber, von der uns folgende aus Beſſer's, des Hofdichters, Lebensbeſchreibung von Varnhagen von Enſe entlehnte Stelle am Beſten eine Vorſtellung machen kann. „Seit neue Art und Sitte, heißt es im vierten Theil der biographiſchen Denkmale, Berlin, 1826, S. 352 ff., vor manche Gegenſtände, welche das klaſſiſche Alterthum ohne Scheu gradezu nannte und behandelte, einen Schleier der Scham gezogen hält, erneut ſich den Dichtern immerfort ein Reiz, auch dasjenige, was mit den eigentlichen Ausdrücken jetzt nur roh und anſtößig geſagt werden könnte, mit uneigentlichen fein und zart und dennoch vollſtändig anzudeuten, und ſo Freiheit und Gebundenheit innig zu vereinen. In dieſer Weiſe hatte auch Beſſer ſich verſucht, und ſein Talent in ganzer Schärfe ſich bewieſen. Sein Gedicht, Ruheſtatt der Liebe genannt, darf in der That noch heutiges Tags für ein meiſterliches Kunſtſtück gelten, wie ſogar das Allerbedenklichſte durch geſchickten Vortrag noch anſtändig und beſcheiden erſcheinen kann. Leibnitz, welcher bei ſeiner Anweſenheit in Berlin im Jahre 1700 dieſes Gedicht bei dem Verfaſſer zufällig zu ſehn bekam, war ſo davon bezaubert, daß er ſich nicht enthielt, daſſelbe der verwittweten Kurfürſtin Sophie nach Hannover zu ſenden, welche nicht nur ſelber großes Gefallen daran fand, ſondern auch eine Abſchrift davon nach Paris an Madame, die verwittwete Herzogin von Orleans ſchickte, welche als geborne pfälziſche Prinzeſſin mit ſeltener Beharrlichkeit ihrer deutſchen Mutterſprache treu blieb, in der ſie, wie ihre bekannt gewordenen Briefe bezeugen, ſich mit vielem Verſtande und in weit derberen Worten, als Beſſer, ausdrückte. Dieſem meldete Leibnitz bald nachher den Erfolg ſeiner Zuſendung: „Weilen denſelben aufzuwarten — ſchrieb er — heute die Ehre nicht haben kann, ſo wollte doch nicht unterlaſſen, ſofort dasjenige auszurichten, was die Kurfürſtin von Braunſchweig Durchlaucht an Sie mir aufgegeben; zu welchem Ende ich die ſelbſteignen Worte dieſer großen Fürſtin hierherſetze: J'ai reçu les vers amoureux de *M. de Besser*, je ne manquerai pas de les envoyer à Madame, quoique le sujet en soit passé pour elle et pour moi, et qu'il n'ait été que trop propre pour les nouveaux mariés. Je vous prie de remercier l'auteur d'avoir bien voulu me communiquer son invention et ses belles pensées, dont Madame la duchesse d'Orleans aura sa part par le premier ordinaire." Die letzten Zeilen beziehen ſich auf lyriſche Scenen, welche Beſſer zum Vermählungsfeſte des Erbprinzen von Heſſen-Kaſſel, nachherigen Königs von Schweden, mit einer Tochter Friedrich's III. zum Behuf einer Tafelmuſik gedichtet hatte.

Neben dem Epigramm bildete ſich auch die Satire aus, die mit dieſem ſo nah verwandt iſt, daß die damalige Zeit ſie gradezu für ein erweitertes Epigramm anzuſehen pflegte. Die hervorſtechendſten Epigrammatiſten und Satiriker ſind:

Friedrich von Logau,

geb. 1604, geſt. 1655, als Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft der Verkleinernde genannt. Unter ſeinen viertehalbtauſend Sinngedichten findet ſich viel Mittelmäßiges und Schlechtes. Auch führt mancher gewöhnliche Gedanke dieſen ſtolzen Namen. Logau's Name iſt durch Ramler und Leſſing der Vergeſſenheit entriſſen worden. In der von ihnen beſorgten neuen Ausgabe: „Friedrich von Logau's Sinngedichte, zwölf Bücher; mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters, herausgegeben von K. W. Ramler und G. E. Leſſing; Leipzig, 1759; 8," iſt nur ein Drittel der Epigramme aufgenommen. Werthvoll iſt das beigefügte Leben des Dichters und das angehängte kritiſche Gloſſar über die der Opitzſchen Schule eigenen Ausdrücke. Folgende Epigramme verdienen noch heute die höchſte Anerkennung:

Der Mai.

Dieſer Monat iſt ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,
Daß ſie jetzund ſeine Braut, künftig eine Mutter werde.

Vom Largus.

Largus wünſchet ſeinem Feinde, daß er ein Ducaten ſei,
In den Händen eines Filzes, denn da würd' er nimmer frei.

Aerzte und Kranke.

Kranke führen über Aerzte leichtlich nicht Beſchwerden,
Jene können dieſen ſtopfen fein das Maul mit Erden.

Andreas Gryph,

geb. 1616, geſt. 1664, als Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft mit dem ſtolzen Beinamen der Unſterbliche belehnt. Gryph's Epigramme ſind mehr gemüthlicher und reflectirender, als kauſtiſcher Natur. Gryph's drei Bücher Epigramme führen den Namen Beiſchriften.

Dein Mann der glaubt, wie du; du glaubeſt wie dein Mann:
Wie gläubig iſt, wer ihm und dir noch glauben kann.

An dieſelbe.

Viel warten Phyllis auf; doch Keinem unter Allen
Gefällt ſie, weil ſie nur zu Vielen hat gefallen.

An die alte Caja.

Man lacht nicht, daß ihr alt; man lacht, glaubt mir, allein,
Daß ihr, die doch ſo alt, durchaus nicht alt wollt ſein.

An dieſelbe.

Fahrt wohl! Ich will von euch auf ewig ganz aufhören;
Hier gilt kein Scherzen mehr. Das Alter muß man ehren.

Auch Flemming ſchrieb Epigramme, die er Ueberſchriften nannte. Ferner ſind zu nennen: Zinkgref, Martin Zeiler, Georg Greflinger und Georg Martini, Chriſtian Wernike oder Warneck und Daniel Morhof.

Die beiden Satiriker, Johann Wilhelm Laurenberg und Joachim Rachel, verdienen eine genauere Berückſichtigung. Wir wollen erſteren, da er ſich der plattdeutſchen Sprache bediente, auch in plattdeutſcher Benennung aufführen:

Johann Wilmſen Lauremberg,

geb. 1590, geſt. 1658. Seine Sammlung ſatiriſcher Gedichte, die zu den launenhaftwitzigſten Volksſchriften gehören, und denen der niederdeutſche Dialekt durch die Eigenthümlichkeit und Naivität des Ausdrucks und der Wendungen ſehr zum Vortheil gereicht, iſt zum erſtenmal 1654 in 8 unter dem Titel erſchienen: de veer olde beröhmede Schertzgedichte: Als erſtlick: Van der Minſchen itzigen verdorvenen Wandel unde Maneeren; 2) van almodiſcher Klederdracht; 3) van vermengder Sprake unde Titeln; 4) van Poeſie unde Rymgedichten. Mit eenem Anhang van etlicken in dyſſen Tiden nyen ingeſchlekenen Misbrüken. Gedrücket in düſſe itzigen Jahr. (Acht Bogen). Eine neuere Ausgabe erſchien 1750, 8, zu Caſſel. Eine hochdeutſche Ueberſetzung erſchien 1654 in 8 zu Hamburg: Vier Scherzgedichte zu luſtiger Zeitvertreibung gehochdeutſchet von der Dichtkunſt Liebhaberer. (C. Chriſt. Dedekind.)

Als Probe möge folgende Stelle aus der vierten Satire dienen, die von einem armen Gelegenheitsdichter handelt, der, in der größten Armuth, ſich einen Mäcen ſucht. Der Poet wendet ſich deshalb an einen reichen Kornhändler; wie es ihm dabei ergangen, können wir von ihm ſelbſt erfahren:

Ick brachte ydt endlyk ſo fern,
Dat yck ward ingelaten tho dem Hern
In ene Stuve, dar was ydt althemahl
So prächtig, als in eines Förſten Saal.
Ick dede eine grote Reverenze maken.
He ſatt ſo ſtyff als ein Hoppenſtaken. —

Wer ſynd gy, ſede he, gewet yuw kund!
Will gy Garſten edder Roggen etlike Pund?
De köne gy bekamen hüte oder morgen,
Vör baren Gelde und nicht tho borgen. —
Ick ſprack, grotgünſtiger, hochgeehrter Her,
Ick ſchetze my glückſelig der greten Ehr
Hieher tho kamen an dieſen Ort
Und mit dem Heren tho weſſeln etlike Wort.
Der Gelehrden Patron wert de Heer genömt,
Davör ys he in de Welt beröhmt,
Em will yck dyt Carmen offereren,
Und in ſyne hoge Gunſt my rekommenderen.
Synes Namens will yck röhmlick gedenken,
Und in den Tempel der Memorie henken.

De Herr ſatt lang und ſach my an,
Endlyd ſede he: gode Mann,
Ick weet nicht, wat yck ſchall uth yuw maken;
Gy ſchnack wunderlik ſeltſame Saken,
Velicht werd gy ein Magiſter ſyn,
Und den Kindern in de Schole leren Latin;
Edder gy mögen wol gar ein Backelaers weſen,
Und in der Akademie den Studenten vorleſen.
Laet my ydt hören, dat yck kann weten,
Wo ick yuw ſchal titeleren und heten.

Ick ſede: grotgünſtige Herr und Patron,
Dyt Carmen wert uthwyſen myne Profeſſion:
Ock bin yck ein Poet von veelen Jahren,

In der edlen Poeſie gelehrt und erfahren.
Hedd ick ſo veel Glücks als Geſchicklichkeit,
Ydt würde my ſo nicht gahn, als ydt my geit.
Phöbus mit allen Pimpleiden
Ys vam Marte överwunden im ſtryden;
Pandora, törnig över de maten,
Heft ere ganze Büſſe över my uth gaten.
Darvan bin yck nu ein Irus worden
Und getreden in der Mendicanten Orden.

Gy reden tho hoch, ſprack de Mann thor ſtund,
Yuwe Wörde ſynd altho kakelbunt.
Doch, ſo veel als ick daruth vernehmen kann,
Syndt gy ein Poet und gelehrder Mann.
Wowol yck nu nicht eigentlyck weet,
Wat dat tho ſeggen ys Poet:
So hebbe yck doch van andern my lathen berichten,
Dat ydt de ſynd, de Verſche dichten,
De da könen allerley Ryme ſchryven,
Darmit ſe allenthalven eeren Handel dryven
Up Hochtyden, Kinddöpen, und by Doden,
Und wor ſe ſünſt etwas ſynt vermeden
Wo gy ock ener van demſülven ſyndt,
So kame gy hier nicht to rechter Tydt;
Den gy ſehen wol, myn gode Herr,
Dat hier ys weder Köſte noch Kindelbeer.
My wundert nicht weinig, dat gy ſydt ſo geck
Und bewahren yuw mit ſülken Dreck.
Dat Handwark ys yo ſe gar tho gemeen,

Verſe will itzunder ſchryven ieder een.
De iungen Bengels, de küem könt leſen,
De willen alle Poeten weſen.
In allen Brudtlachten dat drüdde Gericht
Ys wißlick ein Hochtydgedicht;
Darmit glit de Wien hinin deſto ſachter,
So kann man luſtig ſeggen blank achter.
Wenn begraven ſchal werden ein Lyk,
Ys ydt geweſen iemand Vörnehm und Ryk,
Stracks möten uthgedeelt werden Carmen,
Glyk als men Almiſſen uthdeelt den Armen.

Joachim Rachel,

geb. 1618, geſt. 1669, ſchrieb ſeine Satiren mit einer in ſprachlicher Hinſicht merkwürdigen Virtuoſität in hochdeutſcher Sprache. Auch die kleine Vorrede zeigt ihn als einen der gewandten Proſaiſten ſeiner Zeit. Ich ſtelle ſie hierher: „Freundlicher Leſer, demſelben kann ich nicht verhalten, daß die vierte Satyra aus der vierzehnten Juvenalis, die fünfte aber aus der vierten (ſoll heißen: „zweiten") Persii überſetzt, doch mit ſolcher Freiheit, daß ich ſie wol zum Theil mag meine nennen. Inſonderheit die ſechſte, welche aus der zehenten Juvenalis ihren Urſprung hat, und ſonſt faſt wenig mehr. Dann ich hielte dafür, daß man keine Exempel der Thorheit von Römern und Griechen entlehnen dürfte, weil an ſolcher Waare bei uns kein Mangel geſpürt wird. Die drei erſten Satyrae ſind vor dieſem Hochzeitgedichte geweſen, weilen aber der Inhalt faſt ſatyriſch war, habe ich ihnen, wie *Jean Potage* ſeinem Hute, geben können, welche Form ich wollte. Auch muß ich zugleich erinnern, daß ich zwei oder drei lateiniſche, vielleicht auch ſo viel franzöſiſche Wörter mit eingeſchoben, nicht unwiſſend, daß ſolches in deutſchen Gedichten kein geringer Soloecismus iſt. Habe es aber mit Fleiße gethan, nicht mich ſehen zu laſſen (denn es wär' eine elende Hoſart), ſondern vielmehr derer zu ſpotten, die ſich auf ſolche Weiſe hervorthun; wie auch die lateiniſche Poeten derer geſpottet haben, die halb lateiniſch und halb griechiſch reden wollten. An einem oder andern Orte aber hat es die Materie (gleich wie jetzunder) und die Noth erfordert. Sollte aber ſonſt ein Ditmarſcher mit unterlaufen, bitte ich dienſtfreundlich, man wolle den guten Kerl, als einen redlichen Landsmann, paſſiren laſſen, bin ſolches zu verſchulden willig und erbietig.“ — Seine Charaktere in den ſatiriſchen Sittengemälden ſind Lebensbilder, aber meiſtens frei von Perſönlichkeiten. Den aus Perſius und Juvenal entnommenen Gedanken weiß er einen Schein von Neuheit zu geben. Er behandelt den Alexandriner mit meiſterhafter Gewandtheit. Die vielen Auflagen ſeiner zehn Satiren mit folgenden Aufſchriften: die böſe Sieben; der vortheilhafte Mangel; die gewünſchte Hausmutter; die Kinderzucht; das Gebet;

das Gute und Böſe; der Freund; der Poet; Jungfernanatomie; Jungfernlob, zeigen, wie vielen Beifall er gefunden. Die letzte mir vorliegende Ausgabe iſt von H. Schröder, Altona, bei K. Buſch, 1828, beſorgt. Rachel iſt mit einem Wort ein ausgezeichneter Satiriker. Er charakteriſirt ſich ſelbſt, wenn er in der achten Satire vom Dichter ſagt:

Zuweilen ſitzet er, hält der Vernunft entgegen,
Die Laſter ſeiner Zeit, die irgend ſich erregen,
Schont aller Menſchen zwar, doch keiner Thorheit nicht,
Und ob ſein Urtheil ſelbſt ihm in's Gewiſſen ſpricht,
So ſchweigt er mit Geduld, beſeufzt die böſen Thaten,
So kann die Wahrheit ihm zum höchſten Heil gerathen.

Man höre nur, wie er in derſelben Satire ſowohl die Sprachmengerei, als die übertriebenen Gegenbeſtrebungen der Puriſten verhöhnt. Nachdem Rachel ſich über die Würde des wahren Dichters, ein Prädicat, was er dem Gelegenheitspoeten verſagt, ausgeſprochen, und eben nicht ſehr galant die Frauen vom Parnaß ausgeſchloſſen hat, fährt er V. 217 alſo fort:

Noch ſag' ich ein Poet muß ſein von ſolchen Gaben,
Die nicht ein jeder Mann, geſchweig' ein Weib kann haben.
Kunſtübung, ſteter Fleiß, die machen einen Mann,
Der endlich ein Poet mit Ehren heißen kann,
Ja, wer nicht von Natur hiezu iſt wie geboren,
Bei dem iſt Kunſt und Fleiß, und Uebung auch verloren.

Hör' was der Römer ſpricht: „Die Stadt gibt jährlich zwar
Der Bürgermeiſter zwei; jedoch nicht alle Jahr
Kommt ein Poet hervor.“ Soviel hat das zu ſagen,
Wenn Jemand will mit Recht das Lorbeerkränzlein tragen.
Doch dieß gilt dahin nicht, daß dieſe Schwierigkeit
Dich läſſig machen ſoll. Der Gaben Unterſcheid,
Der hebt nicht Alles auf. Kannſt du dem Ueberreichen
An ſeinem großen Schatz und Vorrath nicht wohl gleichen,
So iſt nur Wenig gnug: ſpann alle Sinnen an,
Wer weiß, was nicht dein Fleiß dir mehr erwerben kann!
Schreib' Wenig, wo nicht Viel, das nach der Arbeit ſchmecket:
Ein kleines Werklein hat oft großen Ruhm erwecket.
Zwei Zeilen oder drei von Buchnern[1]) aufgeſetzt,
Sind billig mehr, als dieß, mein ganzes Buch geſchätzt.
Nur eine Fliege wohl und nach der Kunſt gemalet
Iſt ihres Lobes werth, und wird ſo wohl gezahlet,
Als nach des Lebens Maß ein großer Elephant,
Den nur ein Sudler hat geſchlagen von der Hand.
Kannſt du kein Opitz ſein, kein theurer Flemming werden,
O es iſt Raum genug vom Himmel bis zur Erden.
Iſt ſchon der Eimer nicht bis an den Henkel voll,
Was denn? die ſüße Milch ſchmeckt darum eben wohl.
Hat Holland Heins und Catz[2]); es finden ſich wohl minder.

---

[1]) Aug. Buchner, geſt. als Profeſſor der Poeſie in Wittenberg 1661. Seine lateiniſchen und deutſchen Gedichte ſind längſt vergeſſen.

[2]) Daniel Heinſius, geſt. 1655, und Jac. Catz, geſt. 1660, damals die berühmteſten holländiſchen Dichter; der erſte auch ein gefeierter Philolog.

Iſt Ronſard[3]) Frankreichs Sohn; es hat wohl ſchlechtre Kinder.
Obſchon die Fichte ſcheint die Wolken anzugehn,
Noch darf ein Roſenbuſch ſich auch wol laſſen ſehn,
Alleine meng' dich nicht mit den vermeß'nen Thieren,
Die Alles ohn' Bedacht fort in das Buch hinſchmieren,
Auch ſieh' dich eben vor, daß deine Arbeit nicht
Sei allzu ſehr genau und ſorglich eingericht't,
Nach Hirſenpfriemers[4]) Art, wenn er alſo darf ſetzen:
„Der Erzgott Jupiter, der hatte, ſich zu letzen,
Ein Gaſtmahl angeſtellt. Die Weidinn (Diana) gab das Wild,
Der Glutfang (Vulcan) den Taback, der Saal ward angefüllt.
Die Obſtinn (Pomona) trug zu Tiſch in einer vollen Schüſſel,
Die Freie (Venus) ſaß und ſpielt' mit einem Liebesſchlüſſel,
Der kleine Liebreiz (Amor) ſang ein Dichtling auf den Schmaus,
Der trunkne Heldreich (Mars) ſchlug die Tageleuchter aus.
Die Feu'rinn (Veſta) kam dazu aus ihrem Jungfernzwinger,
Mit Schnäbeln angethan; Apollo ließ die Finger
Friſch durch die Saiten gehn. Des Heldreich Waldhauptmann (Merkur)
Fing luſtig einen Tanz mit den Huldinnen (Muſen) an!“
Je, daß dich! je ſo ſchreib'! Dieß Elend iſt entſprungen
Von gutem Vorſatz her, weil man mit fremden Zungen
Die edle Mutterſprach' zu ſchänden aufgehört,
Und unſre Deutſchen hat das rein're Deutſch gelehrt.

---

[3]) Zu ſeiner Zeit als Dichter erſten Ranges geprieſen, geſt. 1585.

[4]) Unter dieſem Namen iſt Rachel's Zeitgenoſſe, Philipp von Zeſen, geſt. zu Hamburg 1689, zu verſtehen, der ſich bekanntlich eine eigne Orthographie bildete, und ſich beſonders durch ſeinen übertriebenen Eifer in der Austilgung der Fremdwörter bekannt machte.

Es war ein neu Geſpräch gemählich aufgekommen,
Und hatte mit der Zeit ganz Ueberhand genommen,
Daß Eine Zunge nur, ein Deutſcher Mann allein
Aus nüchter'm Munde ſprach: Franzöſiſch, Welſch, Latein.
Und daß der ſpäten Welt die Art nicht mag gebrechen,
So hört doch, wie ich ſelbſt hab' Einen hören ſprechen!
Ein braver Capitain, ein alter Freiersmann,
Hub ſeinen Mengelmus mit dieſen Worten an:
„Ça maître, mache mir, en faiçon der Franzoſen
Für gut contentement ein Paar geraumer Hoſen.
Ich ſelber bin mir gram, mir knurrt der ganze Leib,
Daß ich, jusqu'à présent muß leben ohne Weib.
Was hab' ich nicht gethan? Was hab' ich nicht erlitten,
O Chloris, dein amour und Schönheit zu erbitten,
Weil dein éclat ſo weit die andern übergeht,
Als wenn ein Diamant bei einem Kieſel ſteht.
Soleil de nôtre tems, o Auszug aller Tugend!
O himmliſche trésor! o Krone dieſer Jugend!
Was hab' ich nicht gewagt, daß ſich dein nobler Sinn
Zu meiner basseté doch möchte lenken hin!
Und endlich möcht' ich wol von einer Damen wiſſen,
Warum man mich nicht will, wie andere Kerrel, küſſen?
Hab' ich nicht Mauls genug? Verhindert ſie der Bart?
Hab' ich der baisemains und meines Huts geſpart?
Wie manche Gaſſe bin ich dir zu Dienſt gegangen,
Wenn man des Abends pflegt die Fledermäuſ' zu fangen!
Wie oftmals hab' ich dir zu ſpäter Mitternacht
Auf meiner cornemuse ein Dudeldei gebracht!

Noch gleichwohl kann ich nicht, ſollt' ich darüber ſterben,
Ein freundliches regard von Einer auch erwerben.
Du läſſeſt, wie zu Schimpf, den jungen Lecker ein,
Ich muß vieillard le gris und ſchwarzer Michel ſein.
Und was iſt denn an dir ſo Sonderlichs zu freſſen?
Farouche, Rabenaas, daß du ſogar vermeſſen
Auf mich doch höhniſch lachſt? Bin ich gleich ziemlich alt,
Doch iſt mir weder Herz, noch Hand, noch Finger kalt.
Der Magen däuet wohl; denn geht es an ein Schwärmen,
Kann mich ein Neſſel Wein ſechs, ſieben, acht, erwärmen.
Die Zähn', asserez vous, ſind alle noch geſund,
Verſuch's und ſtecke mir den Daumen in den Mund.
Ich habe manches Land und Herrſchaft durchgereiſet,
Und mich mit Augenluſt und Schönheit nur geſpeiſet,
Da war mein ordinair, mit Damen umzugehn,
Da war ich, par ma foi, was beſſer anzuſehn,
Da war ich hochberühmt im Fechten, Spielen, Tanzen,
Bracht' Masqueraden an, und friſche Mummenſchanzen,
Ich red'te Spaniſch, Welſch, Krabatiſch und Latein:
Paris und Orleans ließ mich für Bürger ein,
Iſt irgend ein Banket, da man mich ruft zu Tiſche,
So ſchneid' ich trefflich wohl Geflügel oder Fiſche,
Chapons, perdrix, levraux. Man zeige mir den Mann,
Der ſo genau, als ich, den Gecken ſtechen kann.
Und eben hier ſoll ich mich laſſen cujoniren,
Und meine Renommée auf ein Mal ganz verlieren.
Bei einer ſchwarzen Haut“ ꝛc.

(Der Anſtand verbietet uns, die vier folgenden Verſe mitzutheilen.)

Dies war die güldne Kunſt zu reden und zu ſchreiben.
Nun denk' ihm Einer nach, wenn dieſes noch ſollt' bleiben,
Als wie der Anfang war, bei Jedermann gemein,
Welch' eine Sprache ſollt' in Deutſchland endlich ſein?
So hat die Barbarei das gut' Latein zerſtücket
Und Gothiſch, Wendiſch, Deutſch mit Macht hinein geſticket,
Dadurch kam allererſt der Miſchmaſch auf die Welt,
Den Frankreich, Welſchland ſelbſt, und Spanien noch behält;
Der Gentleman hat auch ſein Theil davon bekommen,
Ein Wörtlein hie und da, von Allen was, genommen.
Und eben dieſes wär' den Deutſchen auch geſchehn,
Wenn nicht mit allem Ernſt da wäre zugeſehn,
Der Lapperei gewehrt, das reine Deutſch erzwungen,
Das nichts erbetteln darf von fremder Sprach' und Zungen.
Es kommt mir eben vor, als wenn man ein Geſicht,
Dem keiner Schönheit Zier noch Lieblichkeit gebricht,
Nach geiler Weiber Art noch will mit Pflaſtern ſchmücken,
Die künſtlich ſind geſchnitzt als Käfer oder Mücken.
O unbeſonnen Werk! Was hat die ſtolze Pracht
Nicht wider die Natur gewirkt und ausgemacht!
Käm' irgends auf die Welt ein Kind mit ſolchen Flecken,
Wie ſorglich ſollte man die Mißgeburt verdecken.
Wenn öffentlich Hans Wurſt will ausgelachet ſein,
So fleckt er das Geſicht, wie Euch nun iſt gemein.
Nun, ſolch ein Narr iſt auch, und würdig ſeiner Kappen,
Der unſer ſchönes Deutſch mit der Franzoſen Lappen
Noch beſſer machen will.

— — — — Nun aber, Dank ſei Gott,
Iſt dieſe Mummerei den Deutſchen nur ein Spott.
Hergegen Andre ſind (wie vorgeſagt) zu finden,
Die allzu gar genau uns ſuchen einzubinden.
Sie halten's einen Mord, wenn etwa dem Latein
Ein Wörtlein ohngefähr nur ähnlich ſollte ſein.
Ein ſolcher Klügling wird nicht leiden, daß man ſage,
Wie er an ſeinem Kopf auch Naſ' und Ohren trage,
Denn Beides iſt Latein. Der Fuß ſieht griechiſch aus;
Der Spiegel iſt nicht deutſch, noch minder Katz' und Maus.
Nein, lieber laßt uns auch was Gutes doch erdenken,
Als nach der neuen Kunſt die Zunge klüglich lenken!
Was wird man ſeltſam Werk, was wird man Wunder ſehn:'
„Ei, Liebſte, laſſet doch den grauen Murner (Katze) gehn;
Nehmt mich in Euren Schooß. Der fahle Häckſelmenger (Maus)
Frißt die gedruckte Milch (Käſe). Neigt Eure Luftleinsfänger (Ohren)
Doch meiner Rede zu! Geht zu dem Gleicher (Spiegel) hin,
Der Schnauber (Naſe) iſt Euch ſchwarz! Sonſt ſeid Ihr meinem Sinn
Und gutem Urtheil nach mit allen Schönheits-Waaren
Vollkommlich ausgeputzt, von Scheitel und den Haaren
Bis auf die Trittung (Fuß) zu. Wenn Euer Pflanzherr (Vater) wollt',
Und Eure Sänge (Mutter) mir ſo zugethan und hold
Noch heute könnte ſein, das iſt, mein liebſtes Leben,
Euch mir zum Eigenthum beſitzlich wollten geben,

So flög' ich voller Glück bis an das blau Gezelt,
Wo Phöbus prächtig ſteht, der Lüchting (Sonne) aller
Welt.“
Wer hat das Zipperlein ſo ſchwer an Händ' und Füßen,
Der dieſes Narrenwerks nicht ſollte lachen müſſen?
Wer ſo unſichtbar geht, führt ſolche Räthſel ein,
Der wird in Wahrheit auch den Deutſchen undeutſch ſein.

Dramatiſche Dichtung.

Auch für die dramatiſche Dichtung trafen alle Umſtände zuſammen, die letzten Spuren der volksthümlichen Elemente zu verwiſchen. Das Drama, welches früher wie eine wilde Blume aufſchoß, wurde jetzt, wie die übrigen poetiſchen Gattungen, unter dem Geſichtspunkte der Kunſt angeſehen. Man ſuchte nach allgemeinen Regeln, Man wollte ein Muſter, gleichſam eine fertige Abſtraction, in die ſich die Verſuche hineinbringen ließen. Da der alte Inhalt eben ſo wenig, als die alte Form, mehr den Anforderungen genügen wollte, ſo mußte auch hier eine neue Bahn gebrochen werden. Die Gelehrſamkeit mußte vermitteln helfen. Wie verworren und unwahr nun auch noch immer die damalige Poetik erſcheint, ſo iſt ſie doch, weil man von ihr aus producirte, von Wichtigkeit. So behauptet-Harsdörfer, der Stifter des Blumenordens an der Pegnitz, in der Vorrede zu ſeiner Diana, den dreierlei Hauptſtänden der Welt entſprächen dreierlei Hauptgattungen von Poeſieen: dem bäuriſchen Nährſtande das Waldgedicht und Schäferſpiel, dem bürgerlichen Wehrſtande das Freuden- und Luſtſpiel, dem fürſtlichen Ehrſtande das Epos oder der Roman und das Trauerſpiel. Opitz hielt es ſchon für einen Irrthum, Kaiſer und Fürſten in das Luſtſpiel einzuführen, umgekehrt war ein heroiſches Perſonal eine unerläßliche Anforderung für das Trauerſpiel, ja, Klay war der Ueberzeugung, daß in alten Zeiten bloß Kaiſer, Fürſten und Helden Trauerſpiele gedichtet. Dieſer Ausſpruch aber ſteht in engem Zuſammenhang mit den damals geläufigen Definitionen der Tragödie und Comödie, die Opitz in ſeiner Poeterey aufgeſtellt hat. „Die Tragödie, heißt es bei ihm, iſt an der Majeſtät dem Heroiſchen Gedichte gemäße, ohne daß ſie ſelten leidet, daß man geringe Standes-Perſonen und ſchlechte Sachen einführe, weil ſie nur von Königlichen Willen, Todſchlägen, Verzweiffelungen, Kinder- und Vätermorden, Brände, Blutſchanden, Krieg und Aufruhr, Klagen, Heulen, Seuffzen und dergleichen handelt. Von derer Zubehör ſchreibet vornemlich Ariſtoteles, und etwas weitläufftiger Daniel Heinſius; die man leſen kann. — Die Comödie beſtehet in ſchlechtem Weſen und Perſonen: redet von Hochzeiten, Gaſtgebotten, Spielen, Betrug und Schalckheit der Knechte, ruhmräthigen Landsknechten, Buhlerſachen, Leichtfertigkeit der Jugend, Geitze des Alters, Kupplery und ſolchen Sachen, die täglich unter gemeinen Leuten vorlauffen. Haben, derowegen die, welche heutiges Tages Comödien geſchrieben, weit geirret, die Kaiſer und Potentaten eingeführet; weil ſolches den Regeln der Comödien ſchnurſtracks zuwider läufft.“

Gervinus charakteriſirt die dramatiſchen Verſuche dieſer Zeit mit ſo geſchickter Hand, daß wir ſeine Worte hierherſtellen wollen: „Wir finden, wie bei dem Romane, daß die Anregungen zu der Schauſpieldichtung aus allen Ländern der europäiſchen Cultur, am wenigſten aus England, nach Deutſchland ausgingen. Hauptſtätten für beide Gattungen gleichmäßig waren Hamburg und Nürnberg; auch liegen die Initien des erneuerten Drama's des ſiebzehnten Jahrhunderts hauptſächlich an dieſen Orten. Was ſodann die Gattungen angeht, ſo haben wir, dem Schäferromane parallel, Schäferſchauſpiele, und ſo wie jener gerne zur Form von fürſtlichen Ehren- und Feſtgedichten gebraucht wird, ſo ward es in noch viel größerem Maaße mit dem Schäferdrama der Fall. Unter den Nürnbergern, die gern alles Poetiſche auf die Schäferwelt bezogen, leitete Birken auch das Schauſpiel von Hirten her. Den bibliſchen Romanen von Zeſen entſprechend, haben wir die religiöſen Schauſpiele und Moralitäten in alter oder neuer Geſtalt fortdauernd. Jenen eigentlichen heroiſchen Romanen und geſchichtlichen Staatsactionen gegenüber haben wir dann die Trauerſpiele der Gryphius, Lohenſtein, Hollmann und Haugwitz. Hier drehen wir uns unter gleichem Perſonale herum, haben das gleiche Pathos, die gleiche Unnatur und Uebertreibung des ſogenannten Heroiſchen und Erhabnen, die gleichen oratoriſchen Zugaben, das Blutige und Grauſame, wie es in der Baniſe getadelt wird, im Schauſpiel wie im Roman. Der Geſchichte und Redekunſt zu Gefallen werden in beiden Gattungen alle Geſetze der Poeſie und ihre Forderungen hintangeſetzt, und der gleiche Mangel an eigentlichem Kunſtbau herrſcht hier, wie da. Allegorie und Lehre wechſelt mit Sachen und Materien auf ähnliche Weiſe in beiden Gattungen, Realien mit Sentenzen. Auf der einen Seite nämlich ſind ganze Stücke in ſteter allegoriſch-didactiſcher Bedeutſamkeit geſchrieben; man legt entweder eine Moral in einen gegebenen geſchichtlichen Gegenſtand und hebt ſie ſichtbar heraus, oder man baut ganze Erdichtungen, wie z. B. von Stockfleth im Romane geſchah, auf ſyſtematiſchen Doctrinen auf, wie denn Caspar von Steinler in ſeinem Luſtſpiele Willmut (1680) die ganze Ethik niederlegte, und der Meinung war, daß man, wie Harsdörfer auch mit der Grammatik und

Oratorie verſuchsweiſe gethan, alle theoretiſche Disciplinen und ſogar die vier Facultäten auf den Schauplatz bringen und durch den Ausgang des Spiels den rechten Zweck jeder Disciplin vorſtellen könnte. Auf der andern Seite ſind die Schauſpiele aber oft, wie der Roman gleichfalls, als Niederlage für gelehrte Realien gebraucht, fremde Sitten und Länder werden hier, wie dort, gern geſchildert und Alles mit Noten erläutert. Beſonders die Oper, die gleichwuchernd mit den Romanen, die an der Scheide des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts von Hamburg beſonders ausgingen, und an eben dieſem Orte hauptſächlich und zum Theile durch dieſelben Romanſchriftſteller, wie Hunold, Meier u. A., zu gleicher Zeit bearbeitet, hervortrat, galt als eine Schatzkammer für Curioſitäten, die hier dem Auge ſelbſt dargeſtellt wurden. Das Bild, das Breitinger in ſeiner Abhandlung vom Gleichniſſe von Lohenſtein's Arnim braucht, wendet ſich vortrefflich auf viele dieſer Opern an: er vergleicht es dort mit einer koſtbaren Mahlzeit, auf welcher der Wirth Alles aufgetiſcht, was er aus Nähe und Ferne nur erreichen konnte, bei der aber die Speiſen ſo übel zubereitet, die Gerichte ſo übel gegattet und vermiſcht, die Brühe ſo verſalzen und die Würze ſo übermäßig verſchwendet iſt, daß die Gäſte vor lauter Ekel bei überlad'ner Tafel hungrig ſitzen. In jenen Trauerſpielen ferner iſt, wie in den meiſten Romanen, die Geſchichte vorherrſchend. Romantiſche Stoffe, wie bei Ayrer, treten jetzt ganz zurück, eben wie ſie mit Amadis, der mit Ayrer gleichzeitig wieder neu verbreitet ward, im Romane aufhörten. Wieder die Geſchichtſtoffe werden am liebſten aus der römiſchen Hiſtorie entnommen, ſo wie auch Seneca für das Schauſpiel Hauptmuſter ward. In dieſen Geſchichtſtücken iſt politiſchen Rath zu geben einer der erſten Zwecke; politiſche Räthſel gehen, wie im Romane, auch in das Schauſpiel ſelbſt bei Gryphius (in Carl Stuart) ein, und es wird Geſchichte um der Geſchichte willen zu einem Stücke gezogen, ohne daß es deſſen Inhalt verlangte, wie z. B. in Lohenſtein's Ibrahim Sultan der Candiſche Krieg. Die politiſche Allegorie war beſonders in den niederländiſchen Schauſpielen und dramatiſchen Satyren zu Hauſe, und da auch für das Schauſpiel die nächſte Schule damals in den Niederlanden war, ſo ging dies von dort her nach Deutſchland über, obgleich bei uns ſolche Stücke, worin die politiſche Allegorie das Weſen iſt, ſehr ſelten ſind. Wie ſich von dem eigentlichen geſchichtlichen Romane der memoirenartige abſcheidet, ſo iſt dies auch hier mit den Novellenſtücken der Fall, wie Gryph's Cardenio, die ſich weſentlich von den Geſchichtsſtücken unterſcheiden. Den ernſten Romanen fanden wir ferner die Schelmenromane gegenüber, und eben ſo treten dieſelben Figuren, Simplicius und Schelmuffsky in dem Luſtſpiele dieſer Zeit auf; eben ſo wie Quevedo und Aleman auf dieſen Zweig der deutſchen Proſa wirkten, wirkte Lope de Vega auf das Regelloſe des deutſchen Luſtſpiels, das ſich in allen Theilen der ſteifgeregelten Tragödie entgegenſtellte, und Moſcheroſch's Satyre hat in Riſt's Spielen ein dramatiſches Seitenſtück und ſpäter erneuert ſie ſich nicht allein in Weiſe's Romanen, ſondern auch in deſſen Luſtſpielen, wie wir ſehen werden. So treffen wir alſo alle Hauptverhältniſſe der ſchönen Proſa in dem Schauſpiele wieder."

Auch im Drama trugen die Schleſier den Sieg davon. Wenn auch die dramatiſchen Verſuche von Opitz ihrem Inhalte nach nicht von Erheblichkeit ſind, ſo verdienen ſie doch in formellem Betrachte Berückſichtigung. Opitz galt für eine Autorität, und ſo konnten auch im Drama ſeine Ueberſetzungen der Antigone des Sophocles und der Trojanerinnen des Seneca, des italieniſchen Schauſpiels mit Chören, Judith und des ſchäferlichen Singſpiels von Rinuccini, Daphne, das 1617 als ein dramatiſches Hochzeitgedicht bei der Vermählung des Landgrafen Georg von Heſſen mit Sophie Eleonore von Sachſen geſungen, alſo ſogar aufgeführt worden iſt, ein Muſter der Nachahmung geben.

Johann Klay oder Klajus hielt ſich rückſichtlich des Stoffes mehr auf herkömmlichem Wege. Die bibliſchen

Stoffe waren die geläufigſten. Ein heiliger Joſeph, eine keuſche Suſanna, ein Herodes, Holofernes, Nebukadnezar, eine Königin Eſther, ja ſogar „die göttliche Rach- und Feuerſtraf über Sodom und Gomorra" waren beliebte Süjets. Eine tragiſch-komiſche Farce: Herodes, der Kindermörder, von Klay, welche Georg Philipp Harsdörfer ein „Kunſt- und Meiſterſtück der Poeterei" nennt, kann als Beiſpiel des herrſchenden Geſchmacks dienen. Der Schluß dieſes ſogenannten Meiſterſtücks, eine Verwünſchung der bethlemitiſchen Weiber, mag als Curioſum hier eine Stelle finden.

Du ſtets verfluchtes Ungeheuer,
Du Baſilisk und Abentheuer,
Kein Menſchenkind hat dich erzeugt,
Ein Tiegerthier hat dich geſäugt;
Ein Pardel, der die Lämmer quält,
Hat mit dem Tieger ſich vermält.
Von ihm haſt du den wilden Muth.
Von ihr das nimmerſatte Blut.
Dein Herz iſt hart, wie Stein und Bein,
Durchädert mit dem Marmorſtein,
Von Demant, den kein Hammer zwängt,
Von Felſen, die kein Eſſig ſprengt
Dir wohnet im Gerichte bei
Vermaledeite Tirannei

Neid, Dräuwort, Schmerzen, Untergang,
Erſtaunen, Zittern, Angſt und Bang.
Daß dir der Mund doch nicht verreißt!
Daß dich der Donner nicht erſchmeißt!
Ach, daß der Boden nicht zerſpringt,
Dich lebendig in ſich verſchlingt!
Dein Trank ſei gelbes Drachenblut,
Die Speiſe Kohlen von der Glut!
Der Geier müſſe dir zernagen
Die Leber und den Welſchesmagen!
Dir wachſen Würmer aus der Lunge,
Und Kröten auf der Schmeichelzunge!
Dir kriechen Schlangen aus dem Mund,
Du Rabendieb, du falſcher Hund!
Du biſt nicht werth, du Kinderfeind,
Daß dich das Sonnenlicht beſcheint!
Es iſt kein gutes Haar an dir,
An dir, du böſes Erdgeſchwür!
In Sack mit dir, du Galgenhuhn,
Das nichts nicht kann, als Böſes thun!
Du Dieb, du haſt uns ja beſtohlen!
Ach, daß dich nicht die Teufel holen!
Ich will's gewißlich noch erleben,
Der Henker wird dir's Trinkgeld geben
Es werden dich die Läuſe freſſen,
Du Mörder! Gott hat dein vergeſſen!
Du ſchlimmer Fuchs, du feiger Haaſ',
Dein Leib ſtinkt, wie ein faules Aas

Du Schelm, du Dieb, du Mauſekopf,
Der Teufel nahm dich bei dem Schopf!
Kein ärgrer Schelm iſt in der Welt!
Du Kirchendieb! Haſt du kein Geld?
Beſtiehl des Davids ſein Gebein,
Es wird mehr Feuer drinnen ſein.
Du Prieſtermörder, Niemands Freund,
Du Landverderber, Weiberfeind!
Ich wollte lieber ſein dein Schwein,
Als einer deiner Söhne ſein.
Du Dieb, du Schelm, du Teufelsbrut!
Du Nichtsnichtnutze, Thunichtgut!
Du haſt uns unſer Haus beſtohlen,
Ach, daß dich nicht die Teufel holen!

Johann Klaj

(1616 zu Meißen geb. und 1656 als Prediger zu Kitzingen in Franken geſt.) gab ſich noch ganz dem religiöſen Drama hin, wie ſich das ſchon aus Anführung der Ueberſchriften ſeiner poetiſchen Arbeiten ergiebt. Er ſchrieb „Weihnachtsandachten.“ Nürnberg 1644. 4. „Von der Auferſtehung Jeſu Chriſti, in hochdeutſchen Reimarten verfaſſet und in Nürnberg bei hochanſehnlicher volkreicher Verſammlung abgehandelt.“ Ebendaſ. 1644. 4. „Von der Höllen- und Himmelfahrt Jeſu Chriſti.“ Ebendaſ. 1644. 4. „Herodes, der Kindermörder, nach Art eines Trauerſpiels ausgebildet, und in Nürnberg einer Teutſchliebenden Gemeine vorgeſtellt durch Johann Klaj.“ Ebendaſ. 1645. 4. „Der leidende Chriſtus, in einem Trauerſpiele vorgeſtellt“ und „Engel- und Drachenſtreit“ s. a. & l. 4.

Klaj's Schauſpiele ſind ein Muſter der Unnatur und der Abgeſchmacktheit. Wie wenig ihm überhaupt das Weſen der dramatiſch-ſceniſchen Dichtung erſchloſſen war, beweiſt ſchon der Umſtand, daß unter den handelnden Perſonen auch der Dichter wie ein Schulmeiſter in ernſter, nicht in komiſcher Abſicht, mit der Zumuthung an die Leſer auftritt, ſich bei den Reden der handelnden Perſonen noch dies und das zu denken. Mit den Versarten verfährt er nach Gutdünken; ſie wechſeln mit dem Inhalt. Er glaubt, daß in einem Schauſpiele kurze oder lange, jambiſche, trochäiſche oder dactyliſche Verſe gewiſſen Rollen oder gewiſſen Affecten beſonders eignen. Unendlich höher, ja bahnbrechend ſteht der Schleſier

Andreas Gryphius (Greif)

(geb. 1616 und geſt. 1661.) Ihm, der auf ſeinen Reiſen in Holland, England, Frankreich und Italien — er war gegen zehn Jahr aus ſeinem Vaterland entfernt — ſeinen Geſchmack ausgebildet hat, iſt es zuerſt gelungen, eine gewiſſe dramatiſche Regelmäßigkeit, einen beſtimmten

Plan zu verfolgen. Auch beſitzt er ſchon den Sinn für Charakteriſtik. Sein Ausdruck iſt häufig ſchwülſtig, ſpielend, rhetoriſch breit. In ſeinen Trauerſpielen kommen häufig Geiſtererſcheinungen vor; auch ſpielt der den Griechen nachgebildete lyriſche Chor und die in ihm auftretenden allegoriſchen Perſonen eine Hauptrolle. Da das Ausland ſchon Gelungenes, ja ſchon Ausgezeichnetes aufzuweiſen hatte, ſo iſt es ihm als Verdienſt anzurechnen, wenn er daſſelbe dem Vaterlande anzueignen ſuchte. Gryph's dramatiſche Arbeiten ſind größtentheils Nachahmung Altrömiſcher, Italieniſcher, Niederländiſcher und Franzöſiſcher Stücke. Beſonders glücklich war er im Luſtſpiel. Mit Recht wird von allen Literärhiſtorikern ſeine „absurda comica, oder Herr Peter Squenz, Schimpfſpiel (Poſſe) in Proſa" hochgeſtellt, das den Stoff mit dem Zwiſchenſpiel in Shakeſpeare's „Sommernachtstraum" theilt. Gryph bemerkt in der Vorrede, das Stück wäre oft und mit vielem Beifall aufgeführt worden, eben dieſes Beifalls wegen hätten ſich verſchiedene als Verfaſſer angegeben, daß es aber zuerſt von dem bekannten Mathematiker, Daniel Schwenter (geſtorben 1628) „auf den Schauplatz geführet" ſei und endlich von ihm (Gryph) die letzten Striche ſeiner Vollkommenheit erhalten habe. Ich glaube mich den Freunden der ältern aufſtrebenden Poeſie durch Mittheilung eines größern Auszuges, wie er ſich in Naſſers Vorleſungen ſindet, zu verpflichten.

Die ſpielenden Perſonen ſind: Herr Peter Squenz, Schreiber und Schulmeiſter zu Rumpelskirchen, Prologus und Epilogus — Pickelhäring, des Königs luſtiger Rath, Piramus — Meiſter Krix über und über, Schmied, der Mond — Meiſter Bulla Butain, Blaſebalgmacher, Tiſchler, der Löwe — Meiſter Bollinger, Leinweber und Meiſterſänger, der Brunnen — Meiſter Klotz George, Spulenmacher, Thisbe. — Zuſehende Perſonen: Theodorus, der König; Serenus, der Prinz; Caſſandra, die Königin; Violandra, Prinzeſſin; Eubulus, der Marſchall.

Zu Anfang des erſten Akts erſcheinen alle ſpielende Perſonen; Peter Squenz ruft ſie der Reihe nach auf.

Peter Squenz. Edler, wohledler, hochedler, wohledelgebohrner Herr Pickelhäring von Pickelshäringsheim und Salznaſen!

Pickelhäring. Der bin ich!

P. Squenz. Arbeitſamer und armmächtiger Meſter Kricks über und über, Schmied!

M. Kricks. Der bin ich!

P. Squenz. Tugendſamer, aufgeblaſener und windbrechender Meſter Bullabutän, Blaſebalkenmacher!

Bullabutän. Der bin ich!

P. Squenz. Ehrwürdiger, durchſchneidender und gleichmachender Meſter **Klipperling**, wohlbeſtellter Schreiner des weitberühmten Dorfes Rumpelskirchen!

M. Klipperling. Der bin ich.

P. Squenz. Wohlgelahrter, vielgeſchwinder und hellſtimmiger Meſter **Lollinger**, Leinweber und Meſterſänger!

Lollinger. Der bin ich!

P. Squenz. Treufleißiger, wohlwirkender, tuchhafter Meſter **Klotz-George**, Spulenmacher!

M. Klotz-George. Der bin ich!

P. Squenz. Verſchraubet euch durch Zuthuung eurer Füße und Niederlaſſung der hinterſten Oberſchenkel auf herumgeſetzte Stühle, ſchließet die Repoſitoria eures Gehirnes auf, verſchließet die Mäuler mit dem Schloß des Stillſchweigens, ſetzt eure ſieben Sinnen in die Falten, Herr **Peter Squenz**, cum titulis plenissimis, hat etwas Nachdenkliches anzumelden.

Pickelhäring. Ja, ja! Herr **Peter Squenz** iſt ein tiefſinniger Mann, er hat einen anſchlägigen Kopf, wenn er die Treppen hinunterfällt, er hat ſo einen anſehnlichen Bart, als wenn er König von Neu-Zembla wäre, es iſt nur zu bejammern, daß es nicht wahr iſt.

P. Squenz. Nachdem ich zweifelsohn durch Zuthuung der alten Phöbusſinn und ihrer Tochter der großmäulichen Frau Fama Bericht erlanget, daß Ihr Majeſtät unſer geſtrenger Junker König ein großer Liebhaber von allerlei luſtigen Tragödien und prächtigen Comödien ſei, als bin ich willens, durch Zuthuung eurer Geſchicklichkeit eine jämmerlich ſchöne Comödie zu tragiren, in Hoffnung, nicht nur Ehre und Ruhm einzulegen, ſondern auch eure gute Verehrung für uns alle und mich in specie zu erhalten.

Bulla Butain. Das iſt erſchrecklich wacker! Ich ſpiele mit und ſollte ich ſechs Wochen nicht arbeiten.

Pickelhäring. Es wird über alle maßen ſchöne ſtehen! Wer wollte nicht ſagen, daß unſer König treffliche Leute in ſeinem Dorfe hätte.

M. Kricks. Was wollen wir aber vor eine tröſtliche Comödie tragiren?

P. Squenz. Von Piramus und Thisbe.

M. Klotz-George. Das iſt übermaßen trefflich! Man kann allerhand ſchöne Lehre, Troſt und Vermahnung daraus nehmen. Aber das ärgeſte iſt, ich weiß die Hiſtorie noch nicht. Geliebt es nicht Ew. Herrlichkeit, dieſelbe zu erzählen?

P. Squenz. Gar gerne! Der heilige alte Kirchenlehrer, Ovidius, ſchreibt in ſeinem ſchönen Buch Memoriumphoſis, daß Piramus die Thisbe zu einem Brunnen beſtellt habe, inmittelſt ſei ein abſcheulicher, häßlicher Löwe kommen, vor welchem ſie aus Furcht entlaufen und ihren Mantel hinterlaſſen, darauf der Löwe Jungen ausgehecket. Als er aber weggegangen, findet Piramus die blutige Schaube, und meinet, der Löwe habe Thisben gefreſſen, darum erſticht er ſich aus Verzweiflung, Thisbe kommet wieder und findet Piramum todt, derowegen erſticht ſie ſich ihm zu Trotz.

Pickelhäring. Und ſtirbet?

P. Squenz. Und ſtirbet.

Pickelhäring. Das iſt tröſtlich! Es wird übermaßen ſchön zu ſehen ſein. Aber ſaget, Herr Peter Squenz, hat der Löwe auch viel zu reden?

P. Squenz. Nein, der Löwe muß nur brüllen.

Pickelhäring. Ei, ſo will ich der Löwe ſein, denn ich lerne nicht gerne viel auswendig.

P. Squenz. Ei, nein! Monſieur Pickelhäring muß ein Hauptperſon agiren.

Pickelhäring. Habe ich denn Kopfs gnug zu einer Hauptperſon?

P. Squenz. Ja freilich! Weil aber vornehmlich ein tapfrer, ernſthafter und anſehnlicher Mann erfordert wird zum Prologo und Epilogo, will ich dieſelbe auf mich nehmen, und der Vorreder und Nachreder des Spieles, das iſt, Anfang und das Ende ſein.

M. Kricks. In Wahrheit! denn weil ihr das Spiel macht, ſo iſt billig, daß ihr auch den Anfang und das Ende drän ſetzet.

M. Klipperling. Wer ſoll denn den Löwen tragiren? Ich halte, er ſtände mir am beſten, weil er nicht viel zu reden hat.

M. Kricks. Ja; mich dünket aber, es ſollte zu ſchrecklich lauten, wenn ein grimmiger Löwe hereingeſprungen käme, und gar kein Wort ſagte; das Frauenzimmer würde ſich zu heftig entſetzen.

M. Klotz-George. Ich halte es auch dafür. Sonderlich wäre rathſam wegen ſchwangerer Weiber, daß ihr nur bald anfänglich ſagtet, ihr wäret kein rechter Löwe, ſondern nur Meiſter **Klipperling**, der Schreiner.

Pickelhäring. Und zum Wahrzeichen laſſet das Schurzfell durch die Löwenhaut hervorſchlenkern.

M. Lollinger. Wie bringen wir aber die Löwenhaut zuwege? Ich habe mein Lebtage hören ſagen, ein Löwe ſehe nicht viel anders aus, als eine Katze. Wäre es nun rathſam, daß man ſo viel Katzen ſchinden ließe, und überzögen euch nackend mit den noch blutigen Fellen, daß ſie deſto feſter anklebeten?

M. Kricks. Eben recht! Es wäre ein ſchöner Handel! Sind wir nicht mehrentheils zunftmäßige Leute? Würden wir nicht wegen des Katzenſchindens unredlich werden?

Bulla Butain. Es iſt nicht anders. Dazu habe ich geſehen, daß die Löwen alle gelbe gemacht werden, aber meine Lebetage keine gelbe Katze gefunden.

P. Squenz. Ich habe einen andern Einfall. Wir werden doch die Comödie bei Lichte tragiren. Nun hat mich mein Gevatter, Meiſter Ditlof Ochſenfuß, welcher unſer Rathhaus gemahlet, vor dieſem berichtet, daß grüne bei Licht gelbe ſcheine. Mein Weib aber hat einen alten Rock von Früß, den will ich euch anſtatt einer Löwenhaut umbinden.

M. Kricks. Das iſt das beſte, ſo zu erdenken! Nur muß er der Rede nicht vergeſſen.

M. Klotz George. Kümmert euch nicht! Kümmert euch nicht! Ich will ſo lieblich brüllen, daß der König und die Königin ſagen ſollen: mein liebes Löwichen, brülle noch einmal!

P. Squenz. Laſſet euch unterdeſſen die Nägel ſein lang wachſen und den Bart nicht abſcheren; ſo ſehet ihr einem Löwen deſto ähnlicher. Nun iſt einer Difficultet abgeholfen. Aber hier will mir das Waſſer des Verſtandes ſchier die Mühlräder des Gehirns nicht mehr treiben. Der Kirchenlehrer Ovidius ſchreibet, daß der Monde geſchienen habe. Nun wiſſen wir nicht, ob der Monde auch ſcheinen werde, wenn wir das Spiel tragiren werden.

Pickelhäring. Das iſt, beim Element, eine ſchwere Sache!

M. Kricks. Dem iſt leicht zu helfen! Wir müſſen im Kalender ſehen, ob der Mond denſelben Tag ſcheinen wird.

M. Klotz-George. Ja, wenn wir nur einen hätten!

M. Lollinger. Hier habe ich einen, den habe ich von meines Großvatern Muhme ererbt; er iſt wohl hundert Jahr alt, und derowegen ſchier der beſte. Ei, Junker Pickelhäring, verſteht ihr euch auch auf's Kalendermachen, ſo ſehet doch, ob der Monde ſcheinen wird.

Pickelhäring. Je, ſollte ich das nicht können? Luſtig! luſtig, ihr Herren, der Mond wird gewiß ſcheinen, wenn wir ſpielen werden.

M. Kricks. Ja, ich habe aber mein Lebetag gehöret, wenn man ſchön Wetter im Kalender findet, ſo regnet's.

M. Klotz-George. Drum haben unſre lieben Alten geſaget: du leugeſt, wie ein Kalendermacher.

P. Squenz. Ei, das iſt nichts! Der Mond muß darbei ſein, wenn wir die Comödie ſpielen; ſonſt wird das Ding zu Waſſer, das iſt, die Comödie wird zu nichte

M. Kricks. Hört, was mir eingeſallen iſt! Ich will mir einen Puſch um den Leib binden, und ein Licht in einer Laterne tragen, und den Monden tragiren. Was dünket euch zu der Sachen?

Pickelhäring. Beim Velten! Das wird gehen! Aber der Monde muß in der Höhe ſtehen! Wie hier zu rathen?

P. Squenz. Es ſollte nicht übel abgehen, wenn man den Monden in einen großen Korb ſetzte, und denſelben mit einem großen Strick auf und ab ließe.

M. Kricks. Ja, wenn der Strick zerriſſe, ſo fiele ich herunter und bräche Hals und Bein. Beſſer iſt es, ich ſtecke die Laternen auf eine halbe Picken, daß das Licht um etwas in die Höhe kommt

P. Squenz. Nec ita male! Nur das Licht in der Laterne muß nicht zu lang ſein, denn wenn ſich Thisbe erſticht, muß der Mond ſeinen Schein verlieren, das iſt, verfinſtert werden; und das muß man abbilden mit Verlöſchung des Lichts. Aber ad rem! Wie werden wir es mit der Wand machen?

M. Klipperling. Ein Wand aufzubauen für dem Könige, das wird ſich nicht ſchicken.

Pickelhäring. Was haben wir viel mit der Wand zu thun?

P. Squenz. Ei ja doch! Piramus und Thisbe müſſen mit einander durch das Loch in der Wand reden.

M. Klipperling. Mich dünket, es wäre am beſten, man beſchmierete einen um und um mit Leimwellern und ſteckle ihn auf die Bühne. Er müſſe ſagen, daß er die Wand wäre. Wenn nun Piramus reden ſoll, müſte er ihme zum Maule, das iſt zum Loch hineinreden. Wenn nun Thisbe was ſagen wollte, müſte er das Maul nach der Thisbe kehren.

P. Squenz. Nihil ad rhombum! Das iſt: Nichts zur Sache! Thisbe muß dem Piramus den Lebenspfeil durch das Loch ausziehen; wie wollen wir das zuwege bringen?

Pickelhäring. Laſſet uns dennoch eine papierne Wand machen und ein Loch dadurch bohren.

M. Bulla Butain. Ja, die Wand kann aber nicht reden.

M. Kricks Das iſt auch wahr!

M. Bulla Butain. Ich will mir eine papierne Wand an einen Blindrähmen machen, und weil ich noch keine Perſon habe, ſo will ich mit der Wand auf den Platz kommen und ſagen, daß ich die Wand ſei.

P. Squenz. Apposite! Das wird ſich ſchicken, wie eine Häringsnaſe auf einen Schwabenermel. Junker Pickelhäring, ihr müſſet Piramus ſein.

Pickelhäring. Birnenmoſt? Was iſt das für ein Kerl?

P. Squenz. Es iſt die vornehmſte Perſon im Spiel, ein Chevalieur, Soldat und Liebhaber.

M. Klotz-George. Ja Pickelhäring iſt die fürnehmſte Perſon im Spiel! Er muß das Spiel zieren, wie die Bratwurſt das Sauerkraut.

Pickelhäring. Ein Soldat und Buhler? So muß ich lachen und ſauer ſehn.

P. Squenz. Aber nicht beides auf einmal!

Pickelhäring. Das iſt gut! Denn ich kann nicht zugleich lachen und weinen wie Jehan Potage. Es ſtehet auch einer vornehmen Perſon, wie ich bin, nicht an, ſondern iſt närriſch, nicht fürſtlich. Nur bitte ich euch um Gottes willen, machet mir nicht viel lateiniſch in meinem Titel. Die Wörter ſind mir zu Kauderwelliſch, und wir verwirren das ganze Spiel. Denn ich weiß, ich werde ſie nicht behalten.

P. Squenz. Es wird ſich wohl ſchicken! — Ja, nun will mir gar das Herze in die Hoſen fallen!

M. Klotz-George. Ei, warum, ehrenveſter Herr Peter Squenz?

P. Squenz. Wir müſſen eine Thisbe haben, wo wollen wir die hernehmen?

M. Lollinger. Das kann Klotz-George am beſten agiren! Er hat, als er noch ein Knappe war, die Suſanna geſpielet, er machte ihm die Augen mit Speichel naß und ſah ſo barmherzig aus, daß alle alte Weiber weinen muſten.

P. Squenz. Ja, und das gehet nun nicht an! Er hat einen großen Bart.

Pickelhäring. Ohne Schaden! Er mag ihm das Maul mit einem Stücke Speck ſchmieren, ſo ſiehet er deſto glätter aus ums Mundſtück und kann mit einer ſchmutzigen Goſchen zum Fenſter auskuken.

M. Kricks. Freilich! Nehmet die Perſonen an zu gutem Glück! Man weiß doch wohl, daß ihr die rechte Thisbe nicht ſeid.

Bulla Butain. Ihr müſſet ſein, klein, klein, klein reden!

M. Klotz-George. Alſo?

P. Squenz. Noch kleiner!

M. Klotz-George. Alſo denn?

P. Squenz. Noch kleiner!

M. Klotz-George. Nun! Nun! ich wills wohl machen! Ich will ſo klein und lieblich reden, daß der König und die Königin an mir den Narren freſſen ſollen.

M. Lollinger. Was ſoll denn ich ſein?

P. Squenz. Beim Element! Wir hätten ſchier das nöthigſte vergeſſen! Ihr müſſet der Brunn ſein!

M. Lollinger. Was? der Brunn?

P. Squenz. Der Brunn!

M. Lollinger. Der Brunn? Deß muß ich lachen! Ich bin ja einem Brunn nicht ähnlich!

P. Squenz. Ei ja! Verſtehet eine Waſſerkunſt!

Pickelhäring. Freilich! Seid ihr euer Lebenlang nicht zu Danzig geweſen, oder Augspurg? Die Meiſterſänger reiſen doch ſonſt ziemlich weit. Habt ihr nicht gehöret, daß der Kaiſer zu Augspurg auf einem Brunn ſtehet und zu Danzig Clinctunus.

M. Lollinger. Aber wie ſoll ich Waſſer von mir ſprützen?

Pickelhäring. Seid ihr ſo alt und wiſſet das nicht? Ihr müſſet vornen — —

P. Squenz. Holla! Holla! Wir müſſen's ehrbar machen für dem Frauenzimmer. Ihr müſſet eine Gießkanne in der Hand haben.

Pickelhäring. Recht! Recht! So mahlet man das Waſſer unter den neun freien Künſten.

P. Squenz. Und müßt auch Waſſer in dem Mund haben und mit um euch ſprützen.

M. Klotz-George. Wie wird er aber reden können?

P. Squenz. Gar wohl! Wenn er einen Vers geredet hat, ſo muß er einmal ſprützen. Nun zu dem Titel dieſes Spieles! Wie ſollen wir es heißen? Eine Comödie oder Tragödie?

M. Lollinger. Der alte berühmte deutſche Poet und Meiſterſänger Hans Sachs ſchreibet: wenn ein Spiel traurig ausgehet, ſo iſt es eine Tragödie. Weil ſich nun hier zwei erſtechen, ſo gehet es traurig aus. Ergo.

Pickelhäring. Contra! Das Spiel wird luſtig ausgehen, denn die Todten werden wieder lebendig, ſetzen ſich zuſammen und trinken einen guten Rauſch. So iſt es denn eine Comödie.

P. Squenz. Ja, es iſt noch in weitem Feld. Wir wiſſen noch nicht, ob wir beſtehen werden. Vielleicht machen wir eine Sau und kriegen gar nichts. Darum iſt es am beſten, ich folge meinem Kopf, und gebe ihm den Titel: ein ſchön Spiel, luſtig und traurig, zu tragiren und zu ſehen.

M. Lollinger. Noch eins! Wenn wir das Spiel tragiren werden, wollen wir dem Könige ein Regiſter übergeben, darauf allerhand Comödien verzeichnet, und dieſe zum letzten ſetzen, daß er ausleſen mag, was er ſehen will. Ich weiß, er wird doch keine begehren, als die letzte; unterdeſſen werden wir für geſchickte und hochgelehrte Leute gehalten werden.

P. Squenz. Gut! Gut! Ihr Herren lernet fleißig! Morgen mache ich die Comödie fertig, ſo krieget ihr die Zedel übermorgen. Ich will unterdeſſen M. Lollingern, den Meiſterſänger, zu mir nehmen; der wird mir ſchon helfen einrathen, wie ich die Endungen der Sylben wohl zuſammen bringe. Unterdeſſen ſeid Gott befohlen.

Im zweiten Akt iſt der Hof verſammelt. Der König wünſcht zu wiſſen, „mit was Kurzweil ſie den Abend paſſiren" würden. Der Marſchall ſagt ihm, es ſei eben jetzt eine Geſellſchaft angekommen, welche Willens wäre, vor Sr. Majeſtät „eine kurzweilige Comödie zu agiren." Man habe „ein groß Regiſter von Stücken" überreicht, aus welchen Ihr Majeſtäten frei ſtände auszuleſen, „was ſie am angenehmſten dünke." Der Marſchall lieſt denn das Verzeichniß:

„Ein ſchön Spiel von der Verſtörung Jeruſalem. — Die Belagerung von Troja. — Die Comödia von der Suſanna. — Die Comödie von Sodom und Gomorrha. — Die Tragödia von Ritter Petern mit dem ſilbernen Schlüſſel. — Vom Ritter Pontus. — Von der Meluſina. — Von Artus und dem Oſtwind. — Von Carolus quinque. — Die Comödie von Julius unus. — Von Herzog und dem Teufel. — Ein ſchön Spiel luſtig und traurig, kurz und lang, ſchrecklich und erfreulich: von Piramus und Thisbe; hat hinten und vorn nichts, niemals vor tragiret und noch nie gedrucket, durch Peter Squenz, Schulmeiſtern daſelbſt."

Der Prinzipal wird auf Verlangen des Prinzen hereingeführt. Nachdem er dem Prinzen, ſowohl über ſeine Perſon als die übrige Geſellſchaft die nöthige Auskunft gegeben, beginnt folgendes Geſpräch.

Prinz Serenus. Aus ſo vielen Comödien, die ihr zu agiren willens, begehren Ihre Majeſtät die erſte zu ſehen, von der Verſtörung Jeruſalem.

P. Squenz. O Potz tauſend Velten!

P. Serenus. Was ſagt ihr darzu? Nun wie ſtehet ihr ſo? Was krümmert ihr lange im Kopfe?

P. Squenz. Die wollten wir wohl tragiren; aber ihr müßt uns zuvor Jeruſalem laſſen bauen, da wollten wir es zuſtören und einnehmen.

P. Serenus. Wie ſtehts denn mit der Belagerung von Troja?

P. Squenz. Es iſt Ein Ding.

P. Serenus. Und was macht denn die ſchöne Suſanna?

P. Squenz. Wir wollten die wohl tragiren, aber es würde übel ſtehen vor dem Frauenzimmer, wann die Suſanna nackend baden ſollte.

P. Serenus. Was ſagt ihr denn zu Sodom und Gomorrha?

P. Squenz. Die wollten wir wohl tragiren, aber es würde viel Feuerwerk dazu gehören, wir möchten vielleicht den Teufel gar anzünden.

P. Serenus. Was ſoll man denn mit Ritter Petern machen?

P. Squenz. Die wollten wir wohl tragiren; aber ihr müſſet noch vierzehn Tagen darauf harren.

P. Serenus. Wie ſtehts denn mit Ritter Pontus?

P. Squenz. Die wollten wir wohl tragiren, aber Ritter Pontus iſt uns daraus geſtorben.

P. Serenus. Können wir die Meluſinen ſehn?

P. Squenz. Das hat Meiſter Lollinger wider mein Wiſſen und Willen dazu geſetzt; den laſſe ich's verantworten.

P. Serenus. Soll denn Artus und der Oſtwind mit einander fechten?

P. Squenz. Die wollten wir wohl tragiren, aber der, der den Oſtwind tragirt, iſt jetzt zu Schlierenſchlaff nach Wolle gezogen. Könnet ihr Gedult haben, bis er wieder kommt, ſo wollen wir ſehen, wie wir das Spiel zu wege bringen.

P. Serenus. Was iſt denn Carolus quinque für einer geweſen?

P. Squenz. Er iſt ſeines Namens der Erſte geweſen, Julius unus der andre. Aber zu dem erſten mangeln uns die Kleider und in der andern Comödie iſt zu viel lateiniſch. Es würde dem geſtrengen Frauenzimmer nur verdrüßlich fallen.

P. Serenus. Könnet ihr denn den Herzog und den Teufel einführen?

P. Squenz. Das könnten wir wohl thun, aber es würde erſchrecklich ſein, wenn der Teufel kommen ſollte; die kleinen Kinder würden ſo darüber weinen, daß man ſein eigen Wort nicht vernehmen könnte.

P. Serenus. Nun ich ſehe, ihr ſeid wohl ausgerüſtet, es mangelt nun nichts mehr, als die letzte von Piramus und Thisbe.

P. Squenz. Die wollen wir euch den Augenblick hermachen.

P. Serenus. Ihre Majeſtät verſtehen den Titel nicht wohl, könnt ihr uns denſelben nicht etwas erklären?

P. Squenz. Das kann ich beſſer, als der Kanzler.

König Theodor. Bei Gott! Peter Squenz dünket ſich keine Sau zu ſein.

P. Squenz. Ein ſchön Spiel; ſchön wegen der Materie, ſchön wegen der Comödianten und ſchön wegen der Zuhörer. Luſtig und traurig; luſtig iſt's, weil es von Liebesſachen handelt; traurig, weil zwei Mörde drinnen geſchehen. Kurz und lang; kurz wird es euch ſein, die ihr zuſehen, uns aber lang, weil wir es auswendig lernen müſſen. Schrecklich und erfreulich; ſchrecklich, weil ein großer Löwe, ſo groß, als ein Affe drinnen iſt, dahero es auch wohl affentheuerlich heißen mag; erfreulich, weil wir von Ihr Geſtr. eine gute Verehrung gewärtig ſind. Hat hinten und vorn nichts: ihr ſehet, wie die Comödie gebunden iſt, ſie hat vornen nichts und hinten auch nichts. Niemals vor tragiret und noch nie gedruckt; ich bin erſt vor drei Tage mit fertig worden, derowegen iſt nicht glaublich, daß ſie zuvor tragiret oder gedruckt ſei.

Dritter Akt. — Der Hof erwartet die Ankunft der Geſellſchaft; ſie kommt. **Peter Squenz** fängt an:

Ich wünſche euch alle gute Nacht!
Dieſe Spiel habe ich Herr Peter Squenz,
Schulmeiſter und Schreiber zu Rumpelskirchen ſelber gemacht.

Prinz Serenus. Der Vers hat ſchrecklich viel Füße.

Peter Squenz. So kann er deſto beſſer gehen. Ihm werden noch mehr dergleichen folgen! Nun ſtille, und macht mich nicht irre.

Doch mangelt's wohl um einen Birnenſtiel!
Fünf Actus hat das ſchöne Spiel,
Daran hab ich drei ſelber erdicht,
Die andern hat Meiſter Lollinger, der Leinweber, in die Falten gericht,
Iſt ein Meiſterſänger und kein Or,
Verſteht ſich wohl auf Equiſor,
Wir haben geſeſſen manche liebe Nacht,
Eh' wir die fröhliche Tragödie zu wege gebracht.
Nun was des Spiels Summiren Summarum ſei,
Sag' ich euch hier mit großem Geſchrei.

(Er verſtummt und kratzt ſich in den Kopf.)

Caſſandra. Vor dieſem Geſchrei kann man wohl noch bleiben.

P. Squenz. (Nach langem Stillſchweigen.) Je du diebiſcher Kopf! Haſt du den Dreck denn gar müſſen vergeſſen! Nun das iſt die erſte Sau! Der Comödianten ſind ſieben; wenn ein jedweder eine macht, ſo haben wir ein halb Dutzend, weniger zwo. Ei herzen lieber Herr König, habet mir doch nichts für übel, ich habe es zu Hauſe ſchlappermentſch wohl gekönnt, ich wills mit meinem Weibe und allen Mitgeſellen bezeugen! Ei! Ei! Ei! Ei!

(Er ſuchet eine lange Weile den Zettel; als er ihn zuletzt in dem linken Ermel gefunden, ſetzt er die Brille auf, ſieht auf's Papier und fährt dann fort.)

Ein kühner Degen heißt Piramus,
Der tragiret den erſten Actus

Die Liebe, der reudige, ſchäbichte Hund,
Hat ihm ſeine fünf Sinnen verwundt;
Er klaget über die liebliche Pein,
Und wollte ſo gerne erlöſet ſein.
Die Thisbe ſindt ſich bei der Wand,
Und redet durch das Loch mit Verſtand.

P. Serenus. Hilf Gott! Das ſind treffliche Vers!

Caſſandra. Nach Art der alten Pritſchmeiſter Reimen.

K. Theodorus. Wenn ſie beſſer wären, würden wir ſo ſehr nicht darüber lachen.

P. Squenz.

Thisbe zeucht aus in ſchneller Eil
Dem Piramus ſeinen Liebespfeil,
Und klaget ihm, daß ihr die Lieb
Gekrochen in den Bauch ſo trüb,
Als ſie geſchlafen unter dem Baume faul
Und aufgelaſſen ihr großes Maul.
Piramus verſpricht ihr zu helfen,
Sagt, ſie ſolle nicht ſo gelfen,
Beſtellet ſie zu einem Brunnen,
Bei dem Mondenſchein, nicht bei der Sonnen
Als ſie dahin ſich nun begeben,
Kommet ein grimmiger Löwe eben,
Sie erſchrickt und läßt den Mantel fallen,
Indem thut Piramus auch herwallen,

Und weil ſich der Löwe auf den Mantel geſtreckt,
Und Junge droben ausgeheckt,
Findet er den blutigen Mantel,
Das macht ihm gar einen böſen Handel.
Er meint, der Löwe habe Thisben gefreſſen,
Darum will er nicht mehr Brod eſſen,
Er erſticht ſich und bleibt todt,
Genade ihm der liebe Gott!
Thisbe läßt ſich dadurch betriegen,
Denn als die ihn findet todt liegen,
Fällt ſie in ſein Schwert auch,
Und erſticht ſich in ihren Bauch ꝛc.

Nachdem Peter Squenz ſeinen Prolog geendigt hat, treten die übrigen Perſonen auf. Piramus beginnt mit den Worten:

Gleichwie die Kühblum auf dem Acker
Verwelkt, die früh geſtanden wacker,
So trocknet aus der Liebesſchmerz
Der Menſchen ihr gar junges Herz.
O Waſſer! O Waſſer! Ich brenn', ich brenn',
Daß ich mich ſelber nicht mehr kenn'!
Ja Cupido, du Bärenhäuter,
Du haſt verderbt einen guten Reuter.
O ſüße Liebe, wie biſt du ſo bitter!
Du ſieheſt aus, wie ein Moßkewiter.

Nachher, als es ihm einfällt, daß die Wand ihm den Anblick ſeiner Thisbe verbirgt, vergißt er ſich und ſchimpft ärger, als es auf ſeinem Zettel ſteht, auf das unſchuldige Hinderniß. Dies nimmt ihm Meiſter Bulla Butain, der die Wand vorſtellte, gewaltig übel; ſie gerathen ſich einander in die Haare. Das war die dritte Sau; die zweite hatte Piramus gemacht, als er gleich zu Anfang ſeiner Rolle kein Wort hervorbringen konnte. Endlich kommt Thisbe.

Thisbe.

Wo ſoll ich hin, wo komm' ich her?
Ich ſinne bei mir die Länge und Quer,
Mein ganzes Herz im Leibe bricht,
Verdunkelt iſt mein Angeſicht,
Die Liebe hat mich ganz beſeſſen
Und will mir Lung und Leber freſſen.

Auch ſie ſeufzt über die böſe Wand; aber glücklicher Weiſe entdeckt ſie eine Oeffnung.

Doch ſchau, was ſeh' ich hier vor mir?
Ein Loch ſo groß als eine Thür?
Du liebe holdſelige Wand!
Gebenedeiet ſei die Hand,
Die ein ſolch Loch durch dich that drehen!
O könnt ich doch nun Piramum ſehen!
Doch ſchau! Doch ſchau! Er kommt gegangen
Mit einem Degen gleich einer Stangen!
Ich höre ſeine Spornen klingen,
Die Muſik thut ſo lieblich ſingen!

Ach ſeht ſein ſchönes kleines Maul,
Das grüſelt wie ein Ackergaul!

Jetzt folgt ein herzbrechendes Geſpräch zwiſchen den beiden Verliebten; darauf kommt Meiſter Kricks, der den Mond vorſtellen ſoll.

Caſſandra. Behüt' uns Gott, was ſoll dieſes bedeuten?

P. Squenz. Tugendſame Frau Königin, dieſer iſt der Monde.

Theodorus. Iſt dieſer der Monde und ſiehet ſo finſter aus?

P. Squenz. Ja Herr, er iſt noch nicht in dem erſten Viertel.

Theodorus. So wollte ich wünſchen, den Vollmond zu ſehen! Sage mir doch, mein lieber Monde, warum haſt du keine größere Kerzen in die Laterne geſteckt?

M. Kricks. Das Spiel iſt kurz, darum muß das Licht auch kurz ſein; denn wenn ſich Thisbe erſticht, muß das Licht ausgehen, denn das bedeutet, daß der Monde ſeinen Schein verlohren, das iſt, verfinſtert worden!

P. Serenus. Wir ſind aber berichtet, der Mond könne nicht verfinſtert werden, er ſei denn ganz voll.

M. Kricks. Das mag Herr Peter Squenz verantworten, denn dieſem hat es ſo beliebet.

P. Squenz. Ja, ein Narr kann mehr fragen, als hundert weiſe Leute antworten.

Violandra. Dafern dieſer Mond verfinſtert wird, wird es ein erſchrecklich Schauſpiel ſein.

M. Kricks. Freilich! Aber haltet die Freſſen zu und höret, was ich ſagen werde:

Jetzund komm' ich herein gehunken,
Ach lieben Leut ich bin nicht trunken,
Ich bin gebohren von Conſtant-,
Tinopel iſt mein Vaterland,
Ich fürcht, es werd mir immer gehn,
Wie meinem Vater iſt geſchehn,
Derſelbe hatte böſe Füße
Und biß nicht gerne harte Nüſſe.
Die Augen werden mir ſo dunkel,
Sie ſehen aus wie zwei Karfunkel.
Ich ſchmiede wacker früh und ſpat
Und ſage: Gott gieb guten Rath!
Ich ſchmiede, ſchlage tapfer zu,
Was ich thu, muß mein Knecht auch thu.
Nun nehm ich an ein neuen Orden,
Und bin der heilige Mondſchein worden.
Bei dieſem Glanz ſoll Thisbe ſich
Erſtechen, denket nur an mich!
So ſchein, ſo ſchein, du lieber Mon,
Der friſche Brunn kommt einher gohn

Ein anderes, an ächt komiſcher Laune reiches Stück von Gryphius iſt „Horribilicribifax, deutſch Scherzſpiel (Luſtſpiel) in Proſa." Die Hauptperſonen ſind: Don Horribilicribifax und Don Daradiridatumdarides, zwei verabſchiedete Officiere, zwei Großſprecher und Windbeutel, unerſchöpflich an franzöſiſchen und italieniſchen Brocken; nächſt dieſem Sempronius, ein pedantiſcher Dorfſchulmeiſter, der mit lateiniſchen und griechiſchen Phraſen um ſich wirft. — Zwei andre Luſtſpiele bearbeitete er nach fremden Quellen, den ſchwärmenden Schäfer nach Corneille und die Säugamme nach Girolama Razzi. Seine Trauerſpiele führen nach den aus der Geſchichte entlehnten Stoffen ihre Namen: Leo Armenius, Katharine von Georgien, Cardenio und Celinde, Carolus Stuardus oder ermordete Majeſtät und der ſterbende Papinianus.

Unter den Dichtern der zweiten ſchleſiſchen Schule iſt beſonders Dan. Caspar v. Lohenſtein als Dramatiker hervorzuheben, den wir bereits früher als Urheber einer ſchwülſtigen Schule bezeichnet haben. Er nahm Gryphius als Muſter, aber übertrieb ihn. Seine Dramen ſind voll Blut und ekeln an durch ihre widerwärtigen Zoten und Zweideutigkeiten. Schon in ſeinem 15ten Lebensjahre ſchrieb er: Ibrahim Baſſa. Seine übrigen Trauerſpiele ſind Cleopatra, Sophonisbe, Agrippina, Epicharis.

Proſaiſche Literatur.

Keine andre Literatur hat ſich ſo langſam entwickelt als die deutſche, aber auch keine kann, nachdem ſie einmal einen höhern Aufſchwung genommen, mit ihr rückſichtlich ihres innern Gehalts verglichen werden. Wenn unſre Sprache noch um die Zeit eines Leibnitz und Wolf ſich über Armuth an überſinnlichen Ausdrücken beklagen mußte, wenn der Gedanke nur mühſam und unbeholfen einen Ausdruck in der Mutterſprache finden konnte, wenn auch ein gegen die Miſchſprache eingenommener Denker und Redner zu Fremdwörtern ſeine Zuflucht nehmen mußte, wenn die Sinnlichkeit der Sprache ein ſolches Uebergewicht hatte, daß einem Leibnitz Ausdrücke wie Einfluß bei Tauler im bildlich metaphyſiſchen Sinne unſtatthaft ſchienen, können wir jetzt nicht gnug den Fortſchritt und die geiſtige Bildſamkeit derſelben bewundern, wo das Ausland und das Alterthum vom deutſchen Geiſte in der Speculation durch Tiefe der Gedanken und entſprechende Ausdrucksweiſe wunderbar überflügelt worden iſt. Dieſe urplötzliche Entfaltung innern Reichthums, nachdem wir ſo lange für Arme und Bettler beim Ausland gegolten haben, muß uns nothwendig, ſo oft wir in die Vergangenheit zurückblicken, ein unangenehmes Bild vorführen. Wir fühlen, daß es nicht Mangel der Sprache ſelbſt, ſondern Mangel des Geiſtes war, der uns ſo lang um die Blüthen und Blumen des Frühlings gebracht. Das Genie ſchafft ſich ſeine Sprache; das Talent ſpinnt ſie nur mühſam fort. Daher kommt es, daß **Hans Sachs** und **Fiſchart**, **Jacob Böhme** weit bedeutſamer für die Geſchichte der Sprache und des Geiſtes ſind, als ſo viele gleichzeitige Gelehrte, die in der Geſchichte der Philoſophie eine hohe Stelle einnehmen. In der Sprache muß gewagt werden. Studien aber machen nur zu leicht befangen und hemmen den freien Flug des Geiſtes, wenn ein durch ſich ſelbſt getragener Kopf oft auf verkehrtem, ja ſelbſt unwiſſenſchaftlichem Wege zu neuen Anſchauungen geräth. Es iſt, um ein Beiſpiel anzuführen, falſch, und ein Mann, der nur die Anfänge der lateiniſchen Sprache verſteht, wird keinen ſolchen Fehler ſich zu Schulden kommen laſſen, Qualität mit **Jacob Böhme** vom deutſchen **Quellen** abzuleiten, aber es iſt nichts deſto weniger ein ſchöner dilettantiſcher Verſuch, ſich den Inhalt dieſes Wortes zu verſinnlichen und vermittelſt der Verſinnlichung zu vergeiſtigen. Wie **Böhme**, deſſen „Sinn, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, wenn er ſich in den tiefſten Punkten oft lateiniſcher Worte bedient, nicht in der lateiniſchen Zunge, ſondern in der Naturſprache ruht, wo ihm aufgeſchloſſen iſt, die Geiſter der Buchſtaben zu ergründen, und (wenn der Geiſt über ihn kommt) die allergrößten Geheimniſſe zu verſtehen," in dunkelm, meiſt unklarem Suchen in der Sprache ſchöpferiſch waltete, ſo Fiſchart mit ſeltener, ihm ſelbſtbewußter Kühnheit und Genialität. Dergleichen Sprachrevolutionen, um mich ſo auszudrücken, ſind jedoch in einem ſolchen Umfange auch nur denkbar, wo ein Volk noch nicht zum Begriff des Muſterhaften, oder wie man es gewöhnlich ausdrückt, des Klaſſiſchen gekommen, wo noch Alles erſt im Werden begriffen, ſich als ſolches feſtzuſtellen ſucht. Glück gnug, daß dieſe Verſuche nur als ſolche lange Zeit gegolten und nicht den ſpätern als unübertretbare Träger von innern Geſetzen gedient haben; Glück gnug, daß Jeder bei uns ſchrieb, wie es ihm der Genius eingab, daß keine Akademie die Sprache unter Aufſicht nahm, die in ihrer letzten Entwickelung mehr einem engliſchen Park, als einem franzöſiſch regelrechten Garten gleichen ſollte. Noch heute könnten wir in unſerm Jean Paul einen neuen Fiſchart bewundern, wenn die Franzoſen ſich von einem neuern Rabelais gewiß abwenden würden. Der Begriff des Klaſſiſchen iſt ſo auf dieſe Weiſe bei uns ein lebendiger, ewiger geworden, der bei den Franzoſen nur ein abgezogener, todter iſt, mehr in der Vergangenheit, als Gegenwart und Zukunft wurzelnd. Wir haben ſo gut wie die Franzoſen ein ſogenanntes goldenes Zeitalter der Literatur, aber wenn ſie darin feſtwurzeln, das Neue nur unter dem Geſichtspuncte dieſer glänzenden Vergangenheit meſſen, ſo wollen wir bei aller Anerkennung dageweſener Größen, bei aller Pietät, die wir für die Schöpfer unſrer klaſſiſchen Periode haben, nicht bei ihnen ſtehen bleiben. Unſre Aeſthetik iſt eine geſchichtliche, eine gewordene und werdende, die ſich mit und an den Dichtern fortentwickelt. Der Franzoſe mag ſtolz auf das Plane, Ausgemeſſene und Feſte ſeiner Wortbedeutung ſein, wir freuen uns, daß die Zeit dem Worte eine geiſtige Auferſtehung und damit gleichzeitig eine Potenzirung gönnt. Unſre Sprache iſt der jedesmalige Spiegel der Gegenwart, während ſie bei den romaniſchen Völkern in ihrer Starrheit und Unveränderlichkeit mehr für den ſchöpferiſchen Geiſt der Väter als der Enkel zeugt. Wie gedrückt ſich der deutſche Mann von Bildung neben dem Franzoſen von damals, der ſchon auf eine klaſſiſche Literatur hinweiſen konnte, vorkommen mußte, das kann uns folgende, verſtändige Stelle in Wagenſeils Buche von den Meiſterſingern recht deutlich machen: „Weil dieſelbe (die deutſche Sprache), heißt es daſelbſt, mit der lateiniſchen keine Gemeinſchaft hat, die freyen Künſte und Wiſſenſchaften aber in dieſer uns zukommen ſind, alſo bleibet man dabey, und wer auf einige Weis ſolche erlernen will, muß vorhero des lateiniſchen kundig ſeyn und mit ſelbigen, alldieweilen es eine ſchweere und erſtorbene Sprache iſt, ſich ſehr abmartern: da hingegen man in Frankreich ſofort von denen Wiſſenſchaften ſelbſten, mit lauter Anmuth, in der natürlichen und angebohrnen Mutterſprache den Anfang macht. Zwar haben bei uns einige angefangen, die fremden Kunſtwörter in das deutſche zu bringen, um dadurch die Straſſe zu bahnen, daß man auch in teutſcher Sprache zur Geſchicklichkeit gelangen möchte: weilen aber dieſe Ueberſetzung neu und unbekannt, macht ſie die Sachen noch ſchwerer, und wir Teutſche ſolches teutſche verſtehn ſollen, müſſen wir einen Dollmetſch haben, das iſt, man muß das lateiniſche daneben ſetzen, ſonſt wüßte man nicht, was angezeigt werde." — Dieſes lateiniſche Kleid ſchreckt aber meiſtens vom Umgang der Muſen ab, und daher kommt es, fährt Wagenſeil fort, „daß ihrer viel ob den Studieren einen Eckel und Grauen empfinden und zeitlich nachlaſſen: daß unſre junge Cavalliers, die hieher (nach Paris, wo der Verfaſſer über dieſen Gegenſtand mit Mamſel Scudery Unterredung gepflogen) kommen, in Discurſen es dem aufwachſenden franzöſiſchen Adel nicht gleich thun können; item daß bei uns, gleichwie der Verſtand alſo auch das Geſpräch des mehreren Frauenvolks, ſich meiſtens in den häuslichen Sachen einſchrencken." — Die Franzoſen waren, wie geſagt, früh zu einem Abſchluß ihrer Literatur und Sprache gekommen, aus dem ſie ſich den Begriff des Schönen conſtruirt haben, ein Begriff, der ſie fortwährend wie ein Geſpenſt verfolgt, der ſie vor kühnen Verirrungen, aber auch vor neuen Selbſtüberflügelungen bewahrt. Wir ſuchen das Ungewöhnliche und Charakteriſtiſche, die Franzoſen mehr das Präparirte, Abſtract-Schöne. Boileau weiß nichts, wie Schloſſer mit Recht von ihm und Pope bemerkt, von der göttlichen Begeiſtrung, die mit dem Stoffe zugleich die vollendete Form erfindet, er gibt eine vortrefflich abgefaßte, witzige, gut gereimte Anweiſung zu jeder Art von Schriftſtellerei. Aber grade dieſes Verſtändige, dieſe Abzirkelung, dieſe Winterkälte im Frühling der Begeiſtrung macht dieſe Poetik ſo national, daß vor ihr alle außernationale Kunſtleiſtungen barbariſch und unklaſſiſch erſcheinen. So war Voltaire zu ſehr Franzoſe, daß ihm Shakeſpeare hätte gefallen können. Es iſt ächtfranzöſiſch, wenn er ſchon an den Worten der Schildwache im Hamlet: Not a mouse stirring. Nicht eine Maus hat ſich gerührt, ein Aergerniß nimmt, ſie als niedrig und pöbelhaft bezeichnet und es weit erhabner findet, wenn der Soldat ſagte: Tout dort, l'armée, les vents, et Neptune. Man muß Voltaire von ſeinem Geſichtspunkte aus Recht geben, wenn man auch mit Home ſich kaum des Lächelns über die Blindheit des Kunſtrichters enthalten kann. In der Sprache ſelbſt iſt das Schickſal einer Literatur vorgebildet. Es iſt eine feine glückliche Behauptung von Baco in einer Anmerkung de augm. scient. L. VI., die hier wörtlich eine Stelle finden ſoll: Quid illud, quod Graeci in compositionibus verborum tanta licentia usi sunt, Romani contra magnam in hac re severitatem adhibuerunt? Plane colligat quis, Graecos fuisse artibus, Romanos rebus gerendis magis idoneos. Artium enim distinctiones verborum fere compositionem exigunt: at res et negotia simpliciora verba postulant. Dieſelbe Bemerkung läßt ſich mit gleichem Recht auf die deutſche und franzöſiſche Sprache anwenden und aus der Beſchaffenheit beider in Rückſicht auf die Zuſammenſetzung der Wörter eine und dieſelbe Folgerung machen. Unſre Sprache weiſ't uns ſogut wie die der Griechen einen Vorder= und Hauptplatz im Reiche der Kunſt an.

Die Sprache iſt jedoch nicht für jeden dieſelbe; ſie iſt als Erſcheinung ganz und gar wie die Literatur vom ſchöpferiſchen Geiſte abhängig. Die Sprache iſt gleichſam ein unſichtbares Inſtrument, das von der Virtuoſität des Spielers Leben und Bedeutung erhält. Dieſe Abhängigkeit der Sprache iſt aber um ſo größer, je weniger ſie ſelbſt durch klaſſiſche Werke zum Abſchluß gekommen iſt. Eine Sprache wird um ſo mehr den Character einer todten Sprache annehmen, je vollendeter ihre Literatur iſt. — Man kann daher leicht einſehen, wie ſehr die Ausbildung der Sprache wieder von dem Geſchmack derjenigen abhängig iſt, die ihr durch klaſſiſche Werke das letzte Gepräge aufdrücken. Sie wird eine andere, wenn dieſe Schriftſteller Philoſophen, eine andere, wenn ſie Dichter und Redner ſind; ihr geiſtiger Prozeß iſt am Beſten beſtellt, wenn beide zu gleicher Zeit mit Meiſterhand ihren Saiten die rechten Töne entlocken. Dieſen Vortheil hatten die Griechen, und wir Deutſchen des neunzehnten Jahrhunderts dürfen uns deſſelben rühmen. Die tiefſinnigſten Denker und die bilder- und phantaſiereichſten Dichter haben dieſelbe auf eine Höhe gebracht, daß derjenige, welchem die Geſchichte der Literatur nicht gegenwärtig iſt, ſich wundern muß, wenn er von Leibnitz erfährt, daß unſere Sprache zwar reich an Ausdrücken für niedre Lebensbeſchäftigungen, als z. B. für Bergbau, Schifffahrt und Jagd ſei; „wie dann alle die Europäer, ſo aufm großen Weltmeer fahren, die Nahmen der Winde und viel andre Seeworte von den Teutſchen, nämlich von den Sachſen, Normannen, Oſterlingen und Niederländern entlehnt; daß ſich hingegen einiger Abgang bei unſrer Sprache in denen Dingen ereignet, ſo man weder fühlen, ſondern allein durch Betrachtung erreichen kann, als bei Ausdrückung der Gemüthsbewegungen, auch der Tugenden und Laſter und vieler Beſchaffenheiten, ſo zur Sittenlehre und Regierungskunſt gehören; ferner bei denen noch mehr abgezogenen

Erkänntniſſen, ſo die Liebhaber der Weisheit in ihrer Denkkunſt, und in der allgemeinen Lehre von den Dingen unter dem Nahmen der Logik und Metaphyſik auf die Bahn bringen, welches alles dem gemeinen teutſchen Mann etwas entlegen, und nicht ſo üblich, da hingegen der Gelehrte und Hofmann ſich des Lateins oder anderer fremder Sprachen in dergleichen faſt allein und in ſo weit zu viel befliſſen.“ Und doch war Leibnitz damals zu dieſem Urtheil eben ſo berechtigt als Sulzer, wenn er im vorigen Jahrhundert in dem Artikel: „Scherze,“ den Deutſchen in folgender Weiſe den Humor abſpricht, die heute ihren Hippel, Jean Paul, Börne, Heine, Gutzkow, Immermann und Andre aufzuweiſen haben: „Bis itzt kann man eben nicht ſagen, daß der ächte Scherz eine gemeine Gabe der teutſchen witzigen Köpfe ſey. Die Alten glaubten, daß das, was bei den Griechen ἀστειοσυνη, bei den Römern urbanitas hieße, und das nichts anders iſt, als ein in der größern Welt und in feineren Geſellſchaften gebildeter Geſchmack, zum guten Scherz nothwendig ſey. Aber gar viele unſerer jungen Dichter, deren Welt eine finſtere Schule, und nach dieſer ein kurzer, und meiſt in jugendlicher Ausgelaſſenheit zugebrachter Aufenthalt auf einer Univerſität iſt, glauben zum Scherzen aufgelegt zu ſeyn, weil ſie muthwillig ſeyn können.“ — Wenn uns heute das unparteiiſche Ausland einräumen muß, daß kein Volk es im Nachahmen, im Uebertragen ſeiner Schriftſteller uns nur im Entfernteſten zu vergleichen iſt, ſo leſen wir in „den Gedanken von Verbeſſerung der deutſchen Sprache von Leibnitz:“ „Diejenige Sprache iſt die reichſte und bequemſte, welche am beſten mit wörtlicher Ueberſetzung zurechte kommen kan, und dem Original Fuß vor Fuß zu folgen vermag: Allein bei der deutſchen Sprache iſt hierinne kein geringer Abgang zu ſpüren.“

Ja, größtentheils Alles, was aus dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert bis ſpät in das achzehnte hinein auf uns gekommen, hat nur eine geſchichtliche Bedeutung für uns, iſt nur wie eine Uebung, wie eine Vorſchule anzuſehen. Sprache und Geiſt ſtanden beide auf einer ſehr tiefen Stufe, und es iſt uns im Geringſten nicht auffallend, wenn einſichtsvolle Deutſche mit geiſtreichen Ausländern in ihren Klagen und Anklagen übereinſtimmten. Wir können dieſes um ſo unbefangener zugeben, als wir längſt dieſen traurigen Zuſtand überwunden haben, als wir auf Namen wie Leſſing, Herder, Schiller, Göthe, Jean Paul und viele andre hinweiſen können. — Höchſt intereſſant iſt des Herrn von Mauvillon Brief über die deutſchen Poeten, den ich im Auszuge nach der mir vorliegenden Ueberſetzung (Sammlung kritiſcher, poetiſcher und anderer geiſtvoller Schriften ꝛc. Fünftes Stück. Zürich 1742.) mittheile: „Was fehlt Deutſchland denn, heißt es im Eingange, daß es keine großen Poeten hervorbringt? Nichts als Geiſt. Haltet mir es zu gut, was ich zum Beweiſe deſſen ſagen muß. Die Deutſchen ſind anſehnliche Männer, ſie ſind groß, wohlgeſtaltet und von ſtarken Gliedmaßen; aber mit ihrer Vergünſtigung zu ſagen, das Sprüchwort lüget ſie noch nicht an, homo longus, raro sapiens. Die Natur hat ſie mit den Vortheilen des Körpers zum Ueberfluſſe begabt, es wäre zuviel geweſen, wenn ſie ihnen auch noch Witz und Geiſt eben ſo reichlich zugetheilt hätte. Sie iſt zu klug, als daß ſie ſo viele treffliche Sachen zuſammen nur bei einer Nation anwende, welche ohne das zum Hochmuth gar zu ſehr geneigt iſt. — Rühmet die Geſtalt der Deutſchen, ihre Stärke, ihre Leibeskräfte; ich will euch das alles einräumen: Aber ſaget mir nicht, daß ſie Geiſt und Witz haben, wenn ich mit euch eins werden ſoll. Mithin müſſet ihr euch auch nicht einbilden, daß nur die Franzoſen auf dieſe Weiſe von eurer Nation urtheilen. Das eben angeführte lateiniſche Sprüchwort iſt aus einem ſpaniſchen Scribenten hergenommen, der es bei einer gleichen Gelegenheit angezogen hat. Wollet ihr es lieber auf das Zeugniß eines Engelländers ankommen laſſen, ſo vernehmet, was der Verfaſſer des Mährchens von der Tonne, Swift, der bei jederman ſo viel gilt, dazu ſagt: „Die ſchönſten Erfindungen ſind in denen Zeiten gemacht worden, da die Unwiſſenheit auf das Höchſte geſtiegen geweſen, zum Exempel der Compaß, das Schießpulver, die Buchdruckerey, und dieſe hat die dummſte Nation, nemlich die Deutſche, aus der Finſterniß an den Tag hervorgezogen." Ich habe, fährt **Mauvillon** fort, nicht einen Buchſtaben aus dem meinigen hinzugeſetzt; indeſſen ſehet ihr wohl, daß man nicht deutlicher reden kann. Aber warum haben die Deutſchen nicht ſo viel Witz, als andre Nationen? Iſt der Himmelsſtrich Schuld? Trägt dieſer etwas dazu bei? Oder ihr gewöhnlicher Trank? Nein, denn wie viel Deutſche giebt es nicht, die nur Wein aus Champagne trinken, und die doch deßwegen nicht eine Unze mehr Witzes haben. Der beſte Grund, den man hievon geben kan, wird wohl dieſer ſein, daß es nicht der Geſchmack der Deutſchen ſei, Geiſt zu haben, daher diejenigen unter ihnen, welche Geiſt haben, denſelben verabſäumen und gemeiniglich verderben, indem ſie ſich auf eitele Wiſſenſchaften von elendem Geſchmacke legen. Eure meiſten Gelehrten beſchäftigten ſich, Anagrammata, oder, was noch kindiſcher iſt, Chronogrammata zu verfertigen. Eure arbeitſamen deutſchen Köpfe werden ein Wörterbuch ganz durchblättern, damit ſie eine ſolche ſcharfſinnige Ueberſchrift herausbringen. Man dächte, ſie ſuchten eine geſchickte, gute lateiniſche Ausdrückung, aber anſtatt deſſen ſehen ſie ſich nach einem Worte um, darinnen ein L. ein M oder ein D iſt. Wenn wir demnach irgend eine ſolche Aufſchrift antreffen, müſſen wir in derſelben vielmehr das Jahr des Herrn, als den Gedanken ſuchen. — Allein, heißt es bei Mauvillon ſpäter, ihr werdet einwenden, nicht alle Deutſchen geben ſich Mühe mit dieſem abgeſchmackten Zeuge. Gut: Aber ich behaupte hingegen, daß es ihnen in allen Arten der zierlichen Gelehrtheit an Geſchmack, oder wenn ich es herausſagen ſoll, an Witz mangelt. Ehe ich dieſes beweiſe, muß ich euch bitten, folgendes anzumerken. Es iſt kein Wunder, daß eure Landsleute nicht geiſtreich ſeyn. Man hält in dieſem Lande ſehr wenig auf Geiſt, und dieſes iſt eben kein Mittel, den Witz in Schwang zu bringen. In Deutſchland ſind ein geiſtreicher Kopf und ein Clausnarre eines, was das andre. Der Pedant und der wahre Gelehrte werden hier allzu gerne mit einander vermiſcht. Eure Gedanken ſeyn die ſchönſten auf der Welt, ſie ſeyn auf das Geiſtreichſte ausgebildet; wofern ihr nicht ſechs Wörter im Lateiniſchen, vier im Griechiſchen, und vier im Hebräiſchen plappert, ſo wird man meinen, man thue euch viel Ehre an, wenn man euch einen artigen Pantalon heißt.

In dieſem Lande ſteigt Niemand empor, als die Hofnarren. Die Begierde dergleichen zu haben, iſt etwas recht außerordentliches. Ein jeder Fürſt hat zween oder drey in ſeinen Dienſten. Bei einigen von den größeſten iſt es eine recht einträgliche Bedienung, der föderſte Hofnarre, wie im türkiſchen Serraglio das Haupt der Verſchnittenen zu ſein. Die Freiherrn und die bloßen Edelleute in dieſem Lande haben insgemeine einen Lakey, der bei ihnen die Stelle eines Hofnarren vertritt, wiewohl er eben dieſen Titel nicht führt; denn die herrſchenden Fürſten behalten das Recht vor ſich, Patente für einen Hofnarren zu ertheilen.

Auf was vor hohe Gedanken können Leute von dieſem Schrote, die nicht wiſſen, was denken iſt, die in den Tag hinein plaudern, und mit lauter Salbadereyen angeſtochen kommen, vornehme Herren führen? Werden ſie dieſelben lehren, wie man gerecht, großmüthig, milde, nüchtern, ſittſam ſein ſoll?

Ein geiſtreicher Mann iſt in Deutſchland ein Menſch, der zu einem Hofnarren gebohren iſt; und ein Hofnarre iſt ein Thier, das mehr Stockſchläge kriegt als ein Hund, den man zu kleinen Künſten abrichten will. Das iſt itzo die Neigung der deutſchen Herrn, ſie brauchen den Stock gerne, und man muß bekennen, daß ſie geſchickt damit umzugehen wiſſen.

Ihr ſehet alſo, zu was vor Poſten man geiſtreiche Köpfe in Deutſchland tüchtig hält, wiewohl diejenige, die auf dieſen Poſten ſtehen, nicht allemahl geiſtreiche Köpfe ſind. Man muß es bekennen, es giebt in Deutſchland mehr Gelehrte, als in vielen andern Ländern; aber geiſtreich zu ſein, iſt ihnen verboten, falls ſie nicht vor Narren angeſehen ſein wollen. Ein geſchickter Profeſſor, der in der gelehrten Welt wohlbekannt iſt, wollte einmal zeigen, daß er Geiſt hätte. Sogleich forderte man von ihm, daß er Hofnarre würde, und der Fürſt nöthigte ihn mit Gewalt dazu. —

In Frankreich hat man dieſes nicht zu befürchten. Daſelbſt hält man den Geiſt hoch, wenn er gleich der Gelehrſamkeit beraubet iſt. Ludwig der Vierzehnte war ein ſo großer Feind der Zotenreißer und Luſtigmacher, als er hingegen ein bekannter Beſchützer aller geiſtreichen Männer war, die er auch von den Pritſchmeiſtern wohl zu unterſcheiden wußte. Aber der Geſchmack der Deutſchen Fürſten iſt überhaupt ſo beſchaffen, daß ſie zwei Dinge, die an Art ſo verſchieden ſind, mit einander vermiſchen, und ſich nur das ſchmecken laſſen, was unter den Werken des Geiſtes am ungeſalzenſten und matteſten iſt."

Dieſer Franzoſe, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ſich in Leipzig aufhielt, trifft ſo recht den wunden Fleck der damaligen ſocialen Verhältniſſe. Man braucht nur die Lebensbeſchreibung der zur Zeit berühmten Dichter, von Beſſer und König, die nichts mehr und weniger als Hofnarren in Berlin und Dresden waren, wie ſie uns Varnhagen geliefert, durchzuleſen, um die Wahrheit des Tadels tief zu fühlen. Unter ſolchen Umſtänden mußte franzöſiſcher Geiſt die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, und konnte dem Deutſchen für muſterhaft gelten. Wenn auch unter ſeinem Einfluſſe letzterer dennoch es zu keiner hohen Bedeutung gebracht, ſo iſt ihm ſelbſt, nicht den Franzoſen die Schuld beizumeſſen. Selbſt die rohmechaniſche Weiſe, womit Einige es verſuchten, ihre Franzöſiſche Bildung an den Tag zu legen, indem ſie, wie wir ſchon früher bemerkt haben, die Sprache mit franzöſiſchen Ausdrücken überluden, hatte, indem die Miſchſprache eine Reaction hervorrief, die es bis zu dem übertriebenſten Purismus bringen wollte, wie ihn mehrere Sprachgeſellſchaften forderten, auf die beſſere Ausbildung der Sprache und ihrer innern Geſetze den vortheilhafteſten Einfluß. Scharf ausgeſprochene Gegenſätze reißen zwar die Gegenwart unangenehm aus einander, aber ein Verſtändniß durch Ueberwindung derſelben kommt einer ſpätern Zeit in dem aus ihm hervorgegangenen Neuen zu Statten. Leibnitz hatte ſchon das Rechte geſehen. Man höre nur, wie er ſich in ſeinen Gedanken von Verbeſſerung der deutſchen Sprache ausdrückt: „In Anſehung derjenigen Wörter, die uns mangeln, hätte man fürnehmlich auf deren Erſetzung, oder wenn ſie ſonſt vorhanden, aber vergeſſen und unbekannt, auf deren Wiederbringung zu gedenken, und wo ſich dergleichen nichts ergeben will, einigen guten Wörtern der Ausländer das Bürgerrecht zu verſtatten. So hat es demnach die Meinung nicht, daß man in der Sprache zum Puritaner werde, und mit einer abergläubiſchen Furcht ein fremdes, aber bequemes Wort, als eine Todſünde vermeide, dadurch aber ſich ſelbſt entkräfte, und ſeiner Rede den Nachdruck nehme; denn ſolche allzugroße Scheinreinigkeit iſt einer durchbrochenen Arbeit zu vergleichen, daran der Meiſter ſo lange feilet und beſſert, bis ſie endlich gar verſchwächet, welches denen geſchieht, die an der Perfectie-Krankheit, wie es die Holländer nennen, danieder liegen. Ich erinnere mich gehört zu haben, daß wie in Franckreich auch dergleichen Reindünckler aufgekommen, welche in der That, wie Verſtändige anitzo erkennen, die Sprache nicht wenig ärmer gemacht; da ſolle die gelehrte Igfr. von Journay, des berühmten Montagne Pflegetochter geſagt haben: Was dieſe Leute ſchreiben, wäre un bouillon d'eau claire, nemlich ohne Unreinigkeit und ohne Kraft." Ferner heißt es bei dem berühmten deutſchen Denker: „Es kan zwar endlich eine jede Sprache, ſie ſey ſo arm als ſie wolle, alles geben. Allein obſchon alles endlich durch Umſchweife und Beſchreibungen bedeutet werden kan, ſo verliert ſich doch bei ſolcher Weitſchweifigkeit alle Luſt, aller Nachdruck in dem, der redet, und in dem, der hört; dieweil das Gemüthe zu lange aufgehalten wird, und es herauskömmt, als wenn man einen, der viele ſchöne Paläſte beſehen will, bei einem jeden Zimmer lange aufhalten, und durch alle Winkel herumſchleppen wollte.“

In den Fehler der Umſchreibung und Wortweitſchweiſigkeit ſind die meiſten Proſaiſten der Zeit verfallen, welche die Einmiſchung von Fremdwörtern um jeden Preis vermeiden wollten. Dieſe Breite bei dünnem Gehalte, dieſe geiſtloſe Redſeligkeit macht uns auch die beſſern ungenießbar.

Nach dem Vorbilde der Franzoſen wurde der hiſtoriſche oder Helden-Roman angebaut. Der erſte Verſuch wurde von dem deutſchthümelnden Philipp von Zeſen gemacht; Ibrahims oder des durchlauchtigen Baſſa und der beſtändigen Iſabellen Wundergeſchichten (Amſterdam 1645, 12) und die Afrikaniſche Sophonisbe (Amſt. 1646) ſind beide von ihm nach dem Franzöſiſchen bearbeitet; außerdem beſitzen wir von ihm „Simſon“ Helden- und Liebesgeſchichte (Nürnberg 1679) und einige andre Romane. Lohenſtein hat ſich vor Allem durch ſeinen hiſtoriſchen Roman: Arminius und Thusnelde, für lange Zeit ein großes Publikum und auch den Beifall der Beſſern verſchafft. Vor dieſem Werke ſollte, nach Chriſtian Gryphius Meinung, Heliodor ſich flüchten, Marini erſtarren, Sidney ſich entſetzen und Biondi vor Neid zerberſten. Von Vielen, die ſich in dieſem Genre verſuchten, mögen noch: Andreas Buchholz, Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig und H. H. von Ziegler genannt werden. Auch der politiſche und galante Roman ward den Franzoſen um dieſe Zeit von Happel, Bohſe, Hunold, Joh. Leonh. Roſt und vielen Andern nachgeahmt. Das intereſſanteſte und bedeutendſte Buch aus dieſer Zeit, deſſen Stoff dem alltäglichen Leben entnommen iſt, iſt der Simpliciſſimus von Samuel Greifenſon von Hirſchfeld, der ſich auf dem Titel ſeines Buches (gedr. zu Mümpelgart 1669, 12, und Nürnberg 1713) Herman Schleifheim von Sülzfort nennt und im dreißigjährigen Krieg als Musketier gedient hat. Ganz kürzlich erſt iſt dieſer oft mit neuer Färbung eingearbeitete Roman von E. von Bülow in ſehr gelungener Bearbeitung: Die Abenteuer des Simpliciſſimus. Leipz. 1836, 8, herausgegeben worden.

Von großer Bedeutung iſt auch der berühmte Philander von Sittewald des Joh. Mich. Moſcheroſch aus dem Hanauiſchen (1600—69). Moſcheroſch iſt einer der Erſten, welche den Namen der Satire in dem jetzt noch geläufigen Sinne gebraucht. Iſt auch der Philander von Haus aus nur eine Nachahmung des Spaniers Quevedo, ſo hat er doch durch ſeine Anlehnungen an ältere deutſche Satiriker, beſonders an Brant, und ſeine Abfaſſungsweiſe den Werth eines deutſchen Originalwerks erhalten. Die Satire iſt, auf komiſchen Effect hinarbeitend, abſichtlich in einer Miſchſprache geſchrieben.

Moſcheroſch ſagt: Jedes Ding müſſe in ſeiner Farbe auftreten, Thorheiten und Narrenspoſſen ließen ſich nicht ſauerſehend erzählen. „Und das iſt eine der Urſachen, warum ich dieſe Sache mit griechiſchen, lateiniſchen und wälſchen Brocken durchſpickt, welches ich ſonſt an einem gebornen Deutſchen billig ſchelte. Es haben aber unſere ala mode Tugenden nichts anders als mit ala mode Farben ſollen entworfen und angeſtrichen werden. Ich glaube, wenn man eines neuſüchtigen Deutſchlings (deren etliche ſind, die auch ihres Vaterlands ſich ſchämen) Herz öffnen und ſehen ſollte, man würde augenſcheinlich finden, daß $^5/_8$ deſſelben franzöſiſch, $^1/_8$ ſpaniſch, $^1/_8$ italieniſch und $^1/_8$, doch nicht wohl, deutſch daran gefunden werden ſollte."

Der Zuſammenhang des Philander von Sittewald mit ſeiner Zeit iſt uns von Gervinus in folgender Weiſe erſchöpfend angegeben. „Gegen die Mode und die Nachahmungsſucht kehrt ſich auch hier die Satyre in ihrem größten Ernſte, nicht mehr die verkehrte Welt wird wie im 16. Jahrh. verlacht, ſondern die ſich verkehrende und wechſelnde; der Modenarr wird für das Haupt aller Narren erklärt; gegen die Franzoſen, die Quelle der Verführung, richtete ſich ein wahrer patriotiſcher Haß. Jener Modenarr, der demnach der angefeindete Grundcharakter der Zeit wäre, wird aber in weiteren Beziehungen, als bloß auf Tracht und Kleidung, gefaßt. Das Unpatriotiſche, bemerkten wir ſchon, klebt an dieſer Sucht nach fremden Muſtern, der Sprachverderb ebenſo, das Reiſen nach fremden Landen, Künſten und Sitten ſchließt ſich an, das Forſchen nach entlegenen Dingen in Natur, Religion und Politik ſteht damit in Verbindung, die principloſe Fahrigkeit und Unruhe iſt Reſultat und Beſtrebung zugleich. Jener Grundcharacter heißt alſo beſſer bei Andreä Curiosus, bei Moſcheroſch der Neuſüchtige. Die ganze Klaſſe der grübelnden Theologen und Theoſophen, der Geiſterſeher und Alchymiſten, mit denen es Andreä beſonders zu thun hatte, fällt daher in dieſen Begriff; bei Moſcheroſch iſt im Philander ſelbſt dieſer Begriff perſonificirt in ſeinen Beziehungen nicht auf das Phyſiſche oder das Metaphyſiſche, ſondern auf das Praktiſche und den Lebensverkehr. Wie die Menſchen damals alle Tiefen und Fernen der Wiſſenſchaft auszuforſchen ſtrebten, ſo auch die Sitten und Sprachen der Stände, der Menſchen und Völker, und die fernſten Regionen der Erde. Dieſer Character ſtellt ſich im Robinſon ſpäter im Ausgange dar; in den eigenthümlichen Verhältniſſen Deutſchlands im 17ten Jahrh. tritt er epiſch als Simpliciſſimus hervor, und was dieſer activ iſt, als Beförderer der Unruhe und Anarchie, das iſt Philander paſſiv, als einer, der ſich von dieſer Unruhe hat hinreißen laſſen und ein zweckloſes Leben voll Erfahrungen durchmachen muß, ohne einen andern Zweck, als dieſe Erfahrungen eben zu machen. So führt er ſich ſelbſt bei Arioviſt ein, als einen, der alle Stände durchgemacht hat, nicht wie ein unwiſſender Eulenſpiegel überall anſtoßend, ſondern wie ein Held der ſpaniſchen Schelmenromane routinirt und überall ſich fügend und findend. Ich bin, ſagt er, was man will; habe mich in dieſen Zeiten müſſen in allerlei Leute Köpfe ſchicken und den Hanswurſthut auf allerlei Art drehen und winden; habe viel leiden, ſehen, hören und mich doch nichts annehmen müſſen, lachen, da es mir nicht ums Herz war, mich müſſen gebrauchen laſſen bald für einen Amtmann, bald, nachdem ich etlichemale ausgeplündert und vertrieben war, für einen Hofmeiſter, Rittmeiſter, Vorſprecher, Jäger, Vorſchneider, Stallmeiſter, bald wieder für einen Amtmann, einen Baumeiſter, Schützen, Büttel, Bauernarzt und Soldaten. Daher wird Philander in den Fortſetzungen, z. B. in der Viſion von der Faſtnacht und Herrſchaft der Weiber, gerade ein Aventürier genannt, ein Mann voll Begier, alle Abentheuer der Welt zu erfahren. Wir kehren alſo hier zu der Ritterwelt und ihren Eigenheiten unter Modificationen zurück. Ein ähnliches Verachten des heimiſchen Bodens, ein ähnliches Streben in die Weite und Fremde, ein ähnliches Vertiefen in Gefühl und Einſicht, eine ähnliche Principloſigkeit treffen wir in dem hohen und niedren Adel, unter den Poeten, die ſich dieſem Adel widmen, den Studenten, die dieſes Adels militairiſche Sitten nachahmen. Aber es artet ſich alles unter dem hartköpfigen, rohen Geſchlechte ganz anders, als bei den ſinnigen Ritterslenten der alten Zeit. Das Höfiſche, das dort das Hübſche, Schöne und Edle war, war jetzt eine verworfene Sitte der Heuchelei und Kriecherei geworden; die Liebe, die dort ein regelndes Maß war, war die Buhlerei geworden, und man darf nur die Tagebücher des Hans von Schweinichen aufſchlagen, um zu lernen, was aus dem Frauenverkehre geworden war. Allein zum Erſatze für die Minne hatte die adlige, kriegeriſche und gelehrte Jugend dieſer Zeit ein anderes Lebensprincip, das einen eben ſo ſchönen Klang hatte, wie ehemals jenes andre, und das noch übler wirken mußte, als jenes, nämlich die Ehre, oder wie Moſcheroſch die von den Fremden geborgte Modetugend nennt, die Reputation.

Die Eigenheit, den Begriff der Ehre nach der Convenienz von gewiſſen Ständen, oder nach der Mode gewiſſer Zeiten zu beſtimmen und nach dieſen kleinlichen Beſtimmungen auch wechſeln zu laſſen und die ſo beſtimmte Modeehre auf eigne Fauſt mit dem Schwert zu verfechten, hatte das Alterthum ſo wenig wie jene eigenthümliche Minne des Mittelalters; das Ritterthum bei ſeinem Entſtehen und Untergehen hat uns dieſe Liebe und dieſe Ehre geſchaffen und hinterlaſſen. In den deutſchen Poeſien erkennen wir dieſen Zug eigentlich nur in den Satyren, wo dagegen gefochten wird. Mehr als in allem Andern findet Moſcheroſch den Ruin der Zeit darin, daß Reputation über Gewiſſen geht, mehr als in allem Andern liegt ihm ein Hinderniß der Seligkeit in der Soldatenehre und dem Raufduell, bei dem nicht mehr Gott und Glaube war, wie bei den alten Gottesurtheilen; keine von allen franzöſiſchen Moden verflucht er mehr, als dieſe „hundsföttiſche Reputation,“ und die blutgierigen Zweikämpfe, gegen die ſchon Erasmus geeifert hatte und die ein Mann wie Schupp ganz aus dem gleichen Geſichtspuncte wie Moſcheroſch betrachtet. Wo dieſer auf das Leben und Treiben des Adels, ſeinen Rangſtolz, ſeinen Druck auf Leibeigne und Untergebne, ſeine Gottesläſterung und Prahlerei zu reden kommt, iſt der Refrain: Raub und Reputation ſei des Adels Ehrenkrone. Wo er die Studenten und den Pennalismus, ihre Nachtſcenen und Gelage ſchildert, da ſcheint ihm vorzüglich merkwürdig, daß ſie um eines Glaſes Weins willen einander ſchlagen, „als ob Ehre und Reputation dabei intereſſirt wäre.“ In dem Pflaſter wider das Podagra, das uns, wie auch das Turnier, unter den ächten Viſionen Moſchero's ſonſt weniger wichtig iſt, läßt er ſeinen expertus Robertus declamiren: Was ſollt ihr Schuhflicker auch des loſen Fürworts der kahlen

Entſchuldigungsreputation gebrauchen? Iſt es nicht genug, daß Fürſten und Herrn, Könige und Kaiſer dieſer elenden Vanität bis zur Verdammniß gebrauchen? Iſt es nicht genug, daß bei den meiſten Ständen des Reichs alle Verhinderung des Friedens einzig und allein von eines jeden Privatintereſſe und Reputation herrührt, und daß keiner dem andern in etwas nachgeben will, auch nicht in Tituln und Wortſtreiten, damit er ja die Reputation davon trage. Hätten nicht die bedrängten Deutſchen lange den Frieden haben können, wenn nicht die loſe Reputation der Fürſten gehindert hätte? Meinen denn die Fürſten und Herrn, daß ihnen Gott beſondre 10 Gebote gegeben und daß er am jüngſten Tage ihre Ausflüchte der verdammlichen Reputation anhören werde? Iſt es nicht genug, daß die Reputation Fürſten und Herren alſo eingenommen, muß es auch mit Euch dahin kommen, daß ihr euch derſelben behelfen wollt und darüber halten, als über eure Seligkeit ſelbſt, Reputation, die nicht nur in innerlichem und in Worten beſteht, ſondern noch muß herausbrechen und zum Schlagen kommen? alſo daß wenn ein Lakei irgend mit ſeinem Geſellen einen Stüber verſpielt, er es ſeiner Reputation zuwider achte, wenn ein lauſiger Lotterhoß den andern lügen heißt, ob ſie zwar die beſten Freunde und Brüder geweſen, hernach doch als Teufel auf einander losgehen, plötzlich ſich die Rappiere ins Herz ſtoßen und die Hände mit Blut beſudeln zur Erhaltung der Reputation. — Dieſe Rede, in der Moſcheroſch die Hauptcalamität der Zeit ſogar auf Rechnung der Reputation ſetzt, iſt ein Ausfall gegen einen Schuſter, der vorher ſeine Reputation mit dem größten Nachdruck und in folgenden Worten vertheidigt hatte: „Was hat ein ehrlicher Mann, ſagt er, ſonſt, als Reputation; ſie iſt der größte Schatz, den ein Menſch haben kann; Reputation verloren, Alles verloren! Die Perlen aus Indien ſind nicht mit der Reputation zu vergleichen. Ich halte mehr auf die Reputation als auf alle ala mode Hüte, die in Frankreich ſind. Man ſage mir nichts von weſtphäliſchen Schinken und ſchwarzwälder Käſe, die Reputation geht mir weit darüber. Ein ehrlicher Mann ſoll ſich ſeine Reputation höher angelegen ſein laſſen, als ſein Kind, ja als ſein Leben ſelbſt; ich hab vielmal in Brüſſel am Hof gehört, was die Spanier dazu ſagen, no es vida como la honra." Wirklich müßte man, wenn man z. B. aus poetiſchen Quellen einen Codex der Ehrgeſetze der damaligen Ritterwelt zuſammenſetzen, ein Gemälde von Colliſionen entwerfen wollte, zu denen die Reputation führte, in die ſpaniſche Poeſie übergreifen. Dort erſcheint dies Weſen im Drama der Lope und Calderon noch ſo deutlich, wie das alte Ritterweſen in den alten Epen. Die Convenienz iſt die Seele dieſer ſpaniſchen Stücke, wie die der alten Ritterromane; das Ritterthum feiert darin ein Nachfeſt; die Romantik erſcheint noch einmal auf der Bühne mit allen Galanterien der höfiſchen Zirkel, mit den Minnehöfen und allen Subtilitäten der Converſation der Troubadourzeit. Die Stücke haben einen hergebrachten Zuſchnitt und Ton, wie die Romane; die Charaktere ſind eben ſo flach und ſtationär. Das Willkührliche herrſcht überall, nicht das Natürliche, Menſchliche; in den legendariſchen Stücken dominirt das Wunder, in Calderon's Magus und in ſeinen autos muß man die ſcholaſtiſchen Satzungen genau inne haben, um ſie zu verſtehen; für Natur und Wahrheit erhalten wir glänzende Bilder, wie in der ſcholaſtiſch-myſtiſchen Philoſophie ſo oft; in Calderon's „Leben ein Traum“ dünkt man ſich in eine ungewöhnliche Tiefe des menſchlichen Seins hinabgeblickt zu haben, am Ende aber weiß ich nicht, in wie fern des Menſchen Leben ein Traum ſei, da mir nur das Bild einer zufälligen Perſon vorſteht, der ein künſtlicher Traum das Leben täuſchend als Traum erſcheinen ließ. Die conventionellen Grillen von der Liebe machen die Intriguen aus; wie in der alten Ritterzeit entſchuldigt ſie Mord, Verrath und Treubruch. Und ſo iſt's mit der Ehre; das Reputationsgefühl iſt von der überſpannten Reizbarkeit, wie das Gefühl der Liebe; es ſchürzt tauſend Knoten, bringt tauſend Verlegenheiten und führt zu Rache, zu Colliſionen mit den Empfindungen der Liebe und mit der Pflicht des Fürſtendienſtes. So erkennt man alſo aus dieſen mehr höfiſchen und adligen Dramen beſſer, als aus unſrer volksmäßigen, gelehrten Poeſie, daß wirklich der alte Rittergeiſt noch einmal in dieſen Zeiten ſpukte, und wir erkennen aus Moſcheroſch ſo viel, daß er die militairiſche Geſellſchaft in Deutſchland gleichfalls anſteckte, ſo roh ſich dies auch äußern mochte.

Aus der Maſſe der damaligen Satiriker verdient noch Joh. Balthaſar Schuppe, geb. zu Gießen 1610, geſt. als Prediger zu Hamburg 1661, hervorgehoben zu werden. Er trat gegen die ſcholaſtiſche Weisheit, Pfaffenthum und Pedanterie auf. Vieles, was er unter dem Namen Antenor veröffentlichte, erinnert an Lucian's Manier; er ließ es ſich auch gern gefallen, daß ihm ſeine Gegner den Spottnamen eines Lucianiſchen Speivogels ertheilten.

In Schuppe ſtellte ſich die Satire auf die Kanzel. Man machte ihm mit Recht zum Vorwurf, daß er Schand- und Pickelhäringspoſſen in ſeinen Predigten anbrachte. Bis zur höchſten Spitze der Abgeſchmacktheit hat es hierin aber der katholiſche Abraham a Sancta Clara, oder nach ſeinem weltlichen Namen **Ulrich Megerle**, geb. in Schwaben 1642, geſt. im Kloſter der Auguſtiner Barfüßer zu Wien 1709, gebracht. „Die Schnurren ſeiner Predigten und Schriften, heißt es bei Gervinus, in

Verbindung mit finſtern katholiſchen Schreckniſſen, ſeine anekdotiſchen Poſſen gemiſcht mit dunkeln Legenden, ſeine Aufklärung neben ſeinem Aberglauben, ſeine Derbheiten neben ſeinen höfiſchen Schmeicheleien, ſeine Volksmanier in Erzählung, Wortſpiel, Sprüchwort und Schwank verbunden mit ſeinen lateiniſchen Brocken, ſeine Beleſenheit in rohen deutſchen Poeten, vereint mit der in den Kirchenvätern, Legendenmännern und ähnlichen barbariſchen Autoren der mittleren Zeiten, ſeine Kunſt epigrammatiſche Effecte durch Spannung und Täuſchung der Erwartung hervorzubringen, oder komiſche Wirkungen mit halb treffenden, halb ſpielenden Gleichniſſen zu machen, kurz ſeine ganze burleske oder ſatyriſche Manier angewandt auf lauter Kleinlichkeiten, und nirgends von einer Erkenntniß der Grundfehler ſeines Volks oder ſeiner Wiener Gemeinde oder ſeiner Zeit ausgehend — Alles macht einen ſo rohen und ungeſchlachten Wuſt aus, daß man ſchon große Freude an Anekdoten und ähnlichen Schnurpfeifereien haben muß, um nur dieſen zu Gefallen, für die dieſe Werke allerdings eine große Fundgrube ſind, dieſe durchzublättern. Wenn man von dem Planloſen, Sinnloſen und Ueberſichtsloſen der Schriftſtellerei dieſer Zeiten ein Zerrbild haben will, ſo muß man Abraham's Judas den Erzſchelm (1686) durchleſen, wo wir eine apokryphiſche Geſchichte des Judas Iſcharioth haben, die in andern Händen ähnlich wie Zeſen's oder Meier's bibliſche Romane würde geworden ſein, in der aber, wie ſie bei Abraham iſt, der erzählende Theil auf 4 Seiten auszuziehen wäre, während das Ganze vier Quartbände ausmacht, die mit lauter Abſchweifungen der disparateſten Art gefüllt ſind, gleichſam mit eben ſo vielen Predigten, als ihm die Kapitel dieſer Schelmenbiographie Themen zu geiſtlicher Lehre, bibliſchen Concepten und ſittlichen Unterweiſungen darbieten. Die Stellung des Vaters erinnert uns an den Pfaffen von Kalenberg, der ehedem an eben dieſem Orte, in Wien, unter den erſten die Rolle des geiſtlichen Hofnarren geſpielt hatte. Aber die ganzen Zeiten hatten ſich nun ſo geſtaltet, daß die Narren hinfort nur noch als eigentlich Verrückte gehalten wurden, und daher iſt auch dieſe Rolle jetzt widerlich, wenn ſie einer frei ſpielt."

Als Probe ſeines Stils möge hier eine Stelle aus ſeiner Anrede an die Soldaten (S. die Sammlung kleinerer Schriften Abr. a Sancta Clara unter dem Titel: „Reim dich oder Ich liß dich."), welche Schiller theilweiſe dem Capuziner in Wallenſtein's Lager in den Mund legt, mitgetheilt werden:

— — Et ubi erit victoria, si Deus offenditur? wo wird dann ein Hofnung ſeyn zum Sieg und Victori wider dieſen gröſten Feind, wann Gott beleidiget wird? (— —) Wo werd' ihr die Gnad von Gott haben, den Feind zu ſchlagen, wann ihr alle Gebott Gottes thut ausſchlagen? — — — Vor Zeiten bei den Iſraeliten, wenn ſie in das Feld gezogen, war der gemeine Brauch, daß man vor dem Kriegsheer und Armee die Archen des Bunds führte, in welcher auch aufbehalten waren die Tafeln Moyſes mit den 10 Gebotten, wodurch zu zeigen, wofern ſie ihre Feind wollen obſiegen, ſeyn nothwendig, daß ſie die Gebott halten, und dergeſtalten ſich ſiegwürdig machen. Laſſt aber ſehen, ihr chriſtlichen Soldaten, wie halt ihr die Gebott? ich will nur dero etliche beibringen. Es iſt ein Gebott: du ſollt den Namen Gottes nicht eitel nennen; wer iſt der mehrer flucht und ſchwört als ihr? wol recht fangt das Wörtl Zung von einem Z an; dann ſolche war bei den mehreſten Leuten vil Z forderſt aber bei euch Soldaten, Zet dieſe vil gottesläſterliche Wort, daß ſie faſt niemand zehlen kann.

Plinius ſchreibt, es ſeye ein kleines Fiſchel im Meer, mit Namen Remora, welches gantze Galee kan aufhalten und arreſtiren; die Zung eines Menſchen und folgſam eines Soldatens iſt nicht groß, dennoch iſt ſie ſo ſtark, daß ſie ganze Galee kann fortſchieben; wie oft heißt es bei euch Soldaten: Gottes Galee Sackr u. ſ. w. — Wann ihr müſſet von einem jeden Flucher Mauth ablegen, es kleckte euch der größte Schatz mit bei den 7 Thürmen zu Constantinopel. Wan euch ſollte von einem jeden Flucher ein Härlein ausgehen, ſo würde euch in einem Monat der Schedel ſo glatt, und ſo er auch des Abſalon's Strobel gleich wäre, als wie ein geſottener Kalbskopf. Wann auch der Himmel wäre ohne Wolken, und von den güldenen Sonnenſtrahlen gantz ausgeläutert, ſo muß doch bei Euch Donner und Hagel allezeit einſchlagen. So man zu allen Wettern welche eure Fluchzung ausbrütet, müßte die Glocken läuten, man könnte gleichſam nicht Meßner genug herbeiſchaffen. Viel ſeynd unter euch, die weder in teutſche Schul gangen, weniger die lateiniſche Bank gedrückt, und dennoch redet ihr faſt alle Augenblick (doch zu eurem großen Unheil) lateiniſch: denn das Wörtlein Sacramentum lateiniſch. Ihr habt zwar in eurem Calender oft mehrer Faſt- als Feſttäg, und müſſet nachmals über euren Willen ſo nüchter ſein, daß euch das Maul ſtaubet: doch aber trift man euch ſelten an, wo die Goſchen nicht voll mit Fluchen. Wann ihr ſo vil Kugel dem Feind thät in den Buſen werfen, wie vil gottesläſterliche Wort ihr gegen den Himmel werft, ſo wolten wir inner 6 Wochen zu Conſtantinopel in dem Tempel Sophiae die Veſper ſingen. Neben andern von der catholiſchen Kirchen vorgeſchriebenen Ceremonien in dem Heil. Tauf pflegt der Prieſter creutzweis das Kind anzublaſen mit dieſem Zuſatz: Exi male spiritus, weiche von dannen, du böſer Geiſt, ein geringer Blaſer wäre nicht mächtig (glaub' ich) alle Teufel von euch zu treiben, ſondern würde hiezu ein ſtarker Sturmwind erfordert: dann ihr faſt allezeit mit vil tauſend Teufel verſehen, und fließet kaum ein Wort von eurer Zung, wo nicht auch ein Teufel mitſchwimmet."

In der Geſchichtſchreibung iſt eben ſo wenig wie im Roman eine Kunſtform erobert worden. Die meiſten geſchichtlichen Werke ſind in einem breiten, langweiligen Stile abgefaßt; viele leiden auch an der unangenehmſten Miſchſprache. Zu den beſſern gehören noch: Chriſtoph Lehmann's Speierſche Kronik (Frkf. a. M. 1612), Zacharias Theobald's Geſchichte des Huſſitenkrieges (Wittenberg 1610 und mit 2 Thln. vermehrt, Nürnberg 1621), Friedr. Friſius Erzählung von der Eroberung Magdeburgs (um 1660 verfaßt und 1731 im hundertjährigen Magdeburgiſchen Denkmal abgedruckt) und Siegmund's von Birken Spiegel der Ehren des Erzhauſes Oeſterreich (Nürnb. 1668), das vorzüglichſte hiſtoriſche Werk des 17ten Jahrhunderts. Hier darf auch die vortreffliche Sammlung ſcharfſinniger und kluger Sprüche der Deutſchen (Apopthegmen), von Zinkgref geſ. u. herausgeg., Straßb. 1626, und neuerdings in einer Auswahl von B. F. Guttenſtein, Manh. 1835, 8, nicht übergangen werden. Erſt durch die Bemühungen von Joh Jacob Maskov und Heinrich von Bünau um die vaterländiſche Geſchichte, ſo wie von **Gottfried Arnold** um die Kirchengeſchichte, iſt ein beſſerer Geiſt und eine ſchönere Form in dieſem wichtigen Zweige der Literatur vorherrſchender geworden. Mit den Geographien und Reiſebeſchreibungen war es nicht beſſer beſtellt. Nur die eine Reiſebeſchreibung des **Olearius**, der mit **Flemming** die Geſandtſchaftsreiſe nach Perſien gemacht hat, bildet eine ſchöne Ausnahme. Sie iſt 1647 zuerſt in Schleswig erſchienen.

Die Sprache der Philoſophen war bis dahin immer noch die lateiniſche. Eine erfreuliche Ausnahme bildet **Jacob Böhme**, der Schuſter. Er ſchrieb deutſch, zunächſt weil er das Lateiniſche nicht verſtand, im Uebrigen dürfte er ſich aber auch vergebens nach entſprechenden Ausdrücken für ſeine eigenthümliche ſpeculative Anſchauungsweiſe in dieſer todten Sprache umgeſehen haben. Die ſpeculative Sprache iſt ihm für manchen neugeſchaffenen Ausdruck verpflichtet.

Vorſchule der Aeſthetik.

Statt einer Logik der Zeit- und Geiſtesbildung läßt ſich in der Geſchichtſchreibung nur zu oft ein ſchlechter Pragmatismus, ein beliebiges Wollen und Meinen hören, das die Bedingungen der Gegenwart auf die Vergangenheit überträgt, das die geſchichtlichen Thatſachen von ihrem Boden und der ſie umgebenden Atmoſphäre losreißt, und mit nutzloſem Rathen und Warnen der abgelaufenen Geſchichte Hilfe leiſten möchte. Die Gegenwart kann bei der Vergangenheit in die Schule gehen, nicht aber umgekehrt; die Gegenwart enthält noch nichts wiſſenſchaftlich Abgerundetes und iſt in dieſem Sinne weniger als die Vergangenheit werth. Es iſt leicht, aber frivol, heute über die Vertreter unſrer Kunſt von Opitz bis auf Leſſing eine ungehaltene Miene zu machen, daß ſie in die Fußtapfen der Franzoſen getreten! — Dergleichen Anklagen ſind in den meiſten Fällen Empfehlungsbriefe, die ſich die Anklagenden ſelbſt ausſtellen. Dieſer Phariſäismus ſchadet indeſſen ſehr, da er der großen Maſſe, die ſich nicht leicht aus der nächſten Gegenwart hinausſetzen kann, am meiſten zuſagt. Die Deutſchen des ſiebenzehnten bis in das letzte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts hinein thaten wohl, ihre Augen auf eine Literatur zu richten, die ihnen imponiren mußte, der trotz ihrer Mängel noch heute ihre Bedeutendheit zugeſtanden werden muß. Nachdruck iſt auf den Umſtand zu legen, daß wir uns damals nicht in einem Gegenſatz zu den Franzoſen befanden; wir waren nur eine unbeſchriebene Tafel. Erſt durch die Nachahmung iſt uns der Gegenſatz des Deutſchen und Franzöſiſchen fühlbar geworden; die Negation der Kritik iſt der Poſition des Genies vorangegangen. Wir, die wir die Reſultate vor Augen haben, können wohlfeil von dem Unmoraliſchen des fremd-conventionellen Geſchmacks reden. Wohl uns, daß wir nicht wie die Franzoſen, die uns lange als Muſter gedient haben, uns mit „Blicken" begnügt, daß wir es bis zum „Blick" gebracht haben. Aber dieſer Blick iſt, das muß hier bemerkt werden, von ſehr jungem Datum. Erſt ſeit Leſſing haben wir eine mit der Philoſophie Hand in Hand gehende eigenthümliche Kritik. La litterature allemande, heißt es bei Frau von Stael, est peut-être la seule qui ait commencée par la critique; partout ailleurs la critique est venue après les chefs d'oeuvres; mais en Allemagne elle les a produits. Weit entfernt daher, unſre Vorgänger zu tadeln, daß ſie in Ermangelung des Compaſſes im Meere der Literatur lange ungewiß umherirrten, bevor ſie eine poetiſche Welt eroberten, wollen wir uns mit den kleinen Inſeln freuen, die ſie damals für Welten hielten. Erſt unſre Zeit hat die tiefe Weltbedeutung der Kunſt ihrem ganzen Umfange nach kennen gelehrt, und grade der Dichter, der dieſem Bewußtſein die concrete Unterlage gegeben, drückt ſich im *Wilhelm Meiſter* darüber ſo aus, daß die Geſchichte der Kunſt allein uns einen Begriff von dem Werth und der Würde eines Kunſtwerks geben könne, daß man erſt die beſchwerlichen Stufen des Mechanismus und des Handwerks, an denen der fähige Menſch ſich Jahrhunderte lang hinaufarbeitet, kennen müſſe, um zu begreifen, wie es möglich ſei, daß das Genie auf dem Gipfel, bei deſſen bloßem Anblick uns ſchwindelt, ſich frei und fröhlich bewege. Dadurch daß die Schönheit mit der ſie umſpannenden Erkenntniß faſt gleichzeitig auftauchte, iſt unſre Kunſt auf einmal zu einer ſolchen geſetzgeberiſchen Höhe gekommen, daß alle früheren Momente als unſcheinbare herabſinken, daß, was vorher Sache war, nur noch kaum wie eine Spur anzuſehen iſt. Grade daß die Franzoſen bis in die neueſte Zeit hinein ſo ausſchließlich Franzoſen geblieben, grade daß ſie einſeitig den nationalen Geiſt ohne Rückſicht und Vergleichung mit dem anderer Völker feſtgehalten haben, ſind ſie in eine Erſtarrung gerathen, aus der ſie jetzt einige kühne Geiſter um jeden Preis befreien

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

möchten. Wir mußten erſt die Unnatur der Franzoſen practiſch erkannt und überwunden haben, bevor wir einen uns verwandteren Genius ſeiner Größe nach würdigen und in ſeine Fußtapfen treten konnten — eines Genius, der uns ſeinem tiefern Verſtändniſſe nach weit mehr angehört, als der Nation, die er durch ſich geadelt — eines Genius, den die Franzoſen noch bis heute ihrer Kunſtanſchauung gemäß für eine große Verirrung gern anſehen möchten. Wäre auch Shakeſpeare um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bekannter geweſen, ſo würden ſie ihn doch, wie das mir leicht begreiflich ſcheint, weit tiefer als Corneille und Racine geſtellt haben. Diderot, dieſer herrliche, ſeinem Weſen nach uns Deutſchen verwandte und deshalb von Friedrich dem Großen tief geſtellte, von Göthe geliebte Genius iſt vielleicht die einzige Ausnahme ſeiner Franzöſiſchen Zeitgenoſſen in ſeiner ſchönen Bewunderung des großen Briten: „Je ne le comparerai — heißt es bei ihm — ni à l'Apollon du Belvedère, ni au Gladiateur, ni à l'Antinoüs, ni à l'Hercule de Glycon, mais bien au St. Christophe de Nôtre-Dame, colosse informe, grossièrement sculpté, mais entre les jambes duquel nous passerions tous sans que notre front touchât à ses parties honteuses.“ Um ſich indeſſen eine Vorſtellung zu machen, wie es um dieſe Zeit in dieſem Betrachte in Deutſchland ausgeſehen, braucht man nur ein Hauptbuch der Zeit, das „Wörterbuch der ſchönen Wiſſenſchaften“ von Gottſched (Leipzig 1760) nachzuſchlagen, worin es heißt: „Shakespear (William), ein engliſcher Dichter. Die Engländer machen viel Weſens aus ſeinen theatraliſchen Gedichten, die an der Zahl ſehr groß ſind. Doch hat ſich in neueren Zeiten eine gewiſſe Frau Lenox gefunden, die vielen ſeiner berühmteſten Stücke die Fehler gewieſen hat. Man hat noch andre Gedichte von ihm, als u. ſ. w.“ Allem Anſcheine nach iſt Morhof's Werk: „Unterricht von der deutſchen Sprache und Poeſie, deren Urſprunge, Fortgange und Lehrſätzen, wobei auch von der reimenden Poeterei der Ausländer mit mehrerem gehandelt wird“ (Lübeck 1700), die erſte deutſche Schrift, worin der Name Shakespear vorkommt, aber auch nur in Verbindung mit Ben Jonſon, Beaumont, Fletcher u. a.

Das iſt noch nicht genug. Mit der Unwiſſenheit ging auch der Fanatismus Hand in Hand. Man war nicht bis zum Weſen der Kunſt gekommen, und es iſt für Alle, die es nicht kennen, ein verzeihlicher Irrthum, ſie für etwas Aeußerliches, die Sinne und Sinnlichkeit anregend Verſtrickendes und alſo im Widerſpruche mit einer religiöſen Lebensanſchauung zu nehmen. Was heute nur noch wie ein Geſpenſt im Kopfe beſchränkter Menſchen ſpukt, gehörte damals zu den Lebensbedingungen einer chriſtlichen

Geſinnung; und wer das Entgegengeſetzte behauptete, mußte ſich den Namen eines Ketzers und alle mögliche Verfolgungen ſchon gefallen laſſen. Um gegen das Uebergewicht der Durchſchnittsweisheit, wie ſie von der Kanzel herab vielfach feſtgehalten wurde, anzukommen, mußte man mehr eine todte Gelehrſamkeit, als die Fackel der Vernunft zu Hilfe nehmen, mußte man mit der Theologie ſelbſt die Theologen ſchlagen. Die Anfänge der Aufklärung ſind poſitiver Natur, allgemeine Reſultate ſind erſt ſpäter gewonnen worden. Die Frau Veltheim (gewöhnlich nach alter Sitte die Veltheimin genannt, welche in den Anfängen unſerer theatraliſchen Kunſt keine kleine Rolle ſpielt, hat ſo zum Beiſpiel die Ehre ihres Standes gegen einen vielvermögenden Magdeburger Prediger J. J. Winkler, der auf der Kanzel und in Schriften die gänzliche Unzulaſſigkeit der Komödien behauptete, in einer denkwürdigen Gegenſchrift verfochten, worin ſie die Zeugniſſe vieler berühmten Theologen für die Komödien zuſammengeſtellt hat. Wie ſchwierig bei alle dem die Veröffentlichung dieſer Schrift geweſen ſein mochte, läßt ſich aus dem Umſtand abnehmen, daß der Verleger nicht nur ſeinen Namen, ſondern auch den des Druckortes verſchwieg. Sie nennt ſich auf dem Titelblatt eine „Prinzipalin der königl. polniſchen und kurfürſtlich ſächſiſchen Hofkomödianten, bemerkt aber hinzu, daß die Schrift von den „hochfürſtlichen Mellenburgiſchen Hofkomödianten" zum Druck befördert worden ſei, und zwar zum zweiten Male 1711. Wann zum erſten Male, weiß ich nicht zu ſagen. Bekanntlich hat auch Leſſing, der Begründer des deutſchen Theaters, von ſeinem geiſtlichen Vater vorwurfsvolle Briefe über ſeinen Umgang mit Schauſpielern erhalten. Leſſing ſchlägt auch den theologiſchen Weg in ſeiner Antwort ein, die alſo lautet: „Ein Komödienſchreiber iſt ein Menſch, der die Laſter auf ihrer lächerlichen Seite ſchildert. Darf denn ein Chriſt nicht über Laſter lachen? verdienen Laſter Hochachtung? — Die Zeit ſoll lehren, ob der ein beſſerer Chriſt iſt, der die Grundſätze der chriſtlichen Religion im Gedächtniſſe und oft, ohne ſie zu verſtehen, im Munde hat, oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat, und durch den Weg der Unterſuchung zur Ueberzeugung gelangt iſt, oder ſich wenigſtens dazu zu gelangen beſtrebt. Die chriſtliche Religion iſt kein Werk, das man von ſeinen Eltern auf Treu und Glauben annehmen ſoll." — So rechtfertigte ſich Leſſing gegen ſeinen Vater — Leſſing, der in ſeiner Dramaturgie im Widerſpruche gegen Voltaire, der ſich bei Gelegenheit der Geſpenſter auf die Religion beruft, ſich alſo vernehmen läßt: „Vor allen Dingen wünſchte ich, die Religion hier aus dem Spiele zu laſſen. In Dingen des Geſchmacks und der Kritik ſind Gründe, aus ihr genommen, recht gut, ſeinen Gegner zum Stillſchweigen zu bringen, aber nicht ſo recht tauglich, ihn zu überzeugen. Die Religion, als Religion, muß hier nichts entſcheiden ſollen; nur als eine Art von Ueberlieferung des Alterthums gilt ihr Zeugniß nicht mehr und nicht weniger, als andre Zeugniſſe des Alterthums gelten."

Der Geiſt, aus dem wir handeln, iſt das Höchſte. Ihn aus dem Netze der Geſchichte aufzuſuchen und darzuſtellen, iſt die Aufgabe. Dieſer Geiſt iſt es, der auch in neuer Form fortlebt, wenn er auch die Erſcheinungen, in denen er ſich ausſprach, als Todte zurückläßt. Alle überflügelte Erſcheinungen einer Literatur ſind wie Embryonen anzuſehen, die nur einen verſchwindenden Werth in Bezug auf ihre Ausgänge haben. Wenn man auf die Arbeiten des Geiſtes in der ſchleſiſchen Schule, wenn man endlich auf ihren Ausgang in den Reibungen zwiſchen den Schulen der Leipziger und Schweizer, die in Gottſched und Bodmer ihre Vertreter fanden, Rückſicht nimmt, ſo wird man ihn im Suchen nach einem Ideal, im Suchen nach den Geſetzen deſſelben in der Vorſchule der Aeſthetik begriffen finden. Baumgarten, der Erfinder des Namens Aeſthetik, eines Namens, den der engliſche Sprachſchatz noch nicht beſitzt, hat 1750 einen Band und acht Jahre ſpäter einen zweiten in lateiniſcher Sprache unter dem Titel: Aeſthetik, herausgegeben. Riedel, und beſonders Sulzer, haben ſich dann lexicaliſch des Stoffes bemächtigt. Das größere Werk Sulzer's begann aber erſt 1771. Dieſer Geiſt iſt bedeutungsvoller als die vielen Productionen der Zeit. Was wollen uns an und für ſich ſelber die vielen dramatiſchen Arbeiten bedeuten, von denen uns Gottſched ein reiches Verzeichniß gab; was die vielen Romane, die in ſolcher Maſſe vorhanden waren, daß der fleißige Sammler, Magiſter Schwab in Leipzig (der bekannte Gehilfe Gottſched's), eine Bibliothek von mehr als anderthalb tauſend deutſchen Romanen aus dem 17ten Jahrhundert hinterließ.

Dieſes Suchen nach allgemeinen Beſtimmungen über das Weſen der Dichtkunſt um die Jahre 1750 bis 1770 wird von Göthe in Wahrheit und Dichtung folgendermaaßen dargeſtellt: „Von einem höchſten Princip der Kunſt hatte Niemand eine Ahnung. Man gab uns Gottſched's kritiſche Dichtkunſt in die Hände; ſie war brauchbar und belehrend genug: denn ſie überlieferte von allen Dichtungsarten eine hiſtoriſche Kenntniß, ſo wie vom Rhythmus und den Bewegungen deſſelben; das poetiſche Genie ward vorausgeſetzt! Uebrigens aber ſollte der Dichter Kenntniſſe haben; ja gelehrt ſein, er ſollte Geſchmack beſitzen, und was dergleichen mehr war. Man wies uns zuletzt auf Horazen's Dichtkunſt, wir ſtaunten einzelne Goldſprüche dieſes unſchätzbaren Werkes mit Ehrfurcht an, wußten aber nicht im geringſten, was wir mit dem Ganzen machen, noch wie wir es nutzen ſollten.

Die Schweizer traten auf, des **Gottſched** Antagoniſten; ſie mußten doch alſo etwas Anderes thun, etwas Beſſeres leiſten wollen: ſo hörten wir denn auch, daß ſie wirklich vorzüglicher ſeien. **Breitinger's** kritiſche Dichtkunſt ward vorgenommen. Hier gelangten wir nun in ein weiteres Feld, eigentlich aber nur in einen größeren Irrgarten, der deſto ermüdender war, als ein tüchtiger Mann, dem wir vertrauten, uns darin herumtrieb. Eine kurze Ueberſicht rechtfertigt dieſe Worte.

Für die Dichtkunſt an und für ſich hatte man keinen Grundſatz finden können; ſie war zu geiſtig und flüchtig. Die Malerei, eine Kunſt, die man mit den Augen feſthalten, der man mit den äußeren Sinnen Schritt vor Schritt nachgehen konnte, ſchien zu ſolchem Ende günſtiger. Engländer und Franzoſen hatten ſchon über bildende Kunſt theoretiſirt, und man glaubte nun, durch ein Gleichniß von daher die Poeſie zu begründen. Jene ſtellten Bilder vor die Augen, dieſe vor die Phantaſie; die poetiſchen Bilder alſo waren das Erſte, was in Betrachtung gezogen wurde. Man fing von dem Gleichniſſe an, Beſchreibungen folgten, und was nur immer den äußeren Sinnen darſtellbar geweſen war, kam zur Sprache.

Bilder alſo! Wo ſollte man nun aber dieſe Bilder anders hernehmen, als aus der Natur? Der Maler ahmte die Natur offenbar nach; warum der Dichter nicht auch? Aber die Natur, wie ſie vor uns liegt, kann doch nicht nachgeahmt werden: ſie enthält ſo vieles Unbedeutende, Unwürdige, man muß alſo wählen; was beſtimmt über die Wahl? man muß das Bedeutende aufſuchen; was iſt aber bedeutend?

Hierauf zu antworten, mögen ſich die Schweizer lange bedacht haben: denn ſie kommen auf einen zwar wunderlichen, doch artigen, ja luſtigen Einfall, indem ſie ſagen, am bedeutendſten ſei immer das Neue; und nachdem ſie dies eine Weile überlegt haben, ſo finden ſie, das Wunderbare ſei immer neuer als alles Andere.

Nun hatten ſie die poetiſchen Erforderniſſe ziemlich beiſammen; allein es kam noch zu bedenken, daß ein Wunderbares oft leer ſein könne und ohne Bezug auf den Menſchen. Ein ſolcher nothwendig geforderter Bezug müſſe aber moraliſch ſein, woraus denn offenbar die Beſſerung des Menſchen folge, und ſo habe ein Gedicht das letzte Ziel erreicht, wenn es außer allem anderen Geleiſteten noch nützlich werde. Nach dieſen ſämmtlichen Erforderniſſen wollte man nun die verſchiedenen Dichtungsarten prüfen, und diejenige, welche die Natur nachahmte, ſodann wunderbar, und zugleich auch von ſittlichem Zweck und

Nutzen ſei, ſollte für die erſte und oberſte gelten. Und nach vieler Ueberlegung ward endlich dieſer große Vorrang, mit höchſter Ueberzeugung, der Aeſopiſchen Fabel zugeſchrieben.

So wunderlich uns jetzt eine ſolche Ableitung vorkommen mag; ſo hatte ſie doch auf die beſten Köpfe den entſchiedenſten Einfluß. Daß Gellert und nachher Lichtwer ſich dieſem Fache widmeten, daß ſelbſt Leſſing darin zu arbeiten verſuchte, daß ſo viele Andre ihr Talent dahin wendeten, ſpricht für das Zutrauen, welches ſich dieſe Gattung erworben hatte. Theorie und Praxis wirken immer auf einander; aus den Werken kann man ſehen, wie es die Menſchen meinen, und aus den Meinungen vorausſagen, was ſie thun werden.

Doch wir dürfen unſre Schweizertheorie nicht verlaſſen, ohne daß ihr von uns auch Gerechtigkeit widerfahre. Bodmer, ſo viel er ſich auch bemüht, iſt theoretiſch und practiſch zeitlebens ein Kind geblieben. Breitinger war ein tüchtiger, gelehrter, einſichtsvoller Mann, dem, als er ſich recht umſah, die ſämmtlichen Erforderniſſe einer Dichtung nicht entgingen, ja es läßt ſich nachweiſen, daß er die Mängel ſeiner Methode dunkel fühlen mochte. Merkwürdig iſt z. B. ſeine Frage: ob ein gewiſſes beſchreibendes Gedicht von König auf das Luſtlager Auguſt's des Zweiten wirklich ein Gedicht ſei? ſo wie die Beantwortung derſelben guten Sinn zeigt. Zu ſeiner völligen Rechtfertigung aber mag dienen, daß er, von einem falſchen Punkte ausgehend, nach beinahe ſchon durchlaufenem Kreiſe doch noch auf die Hauptſache ſtößt, und die Darſtellung der Sitten, Charactere, Leidenſchaften, kurz, des inneren Menſchen, auf den die Dichtkunſt doch wohl vorzüglich angewieſen iſt, am Ende ſeines Buches gleichſam als Zugabe anzurathen ſich genöthigt findet. In welche Verwirrung junge Geiſter durch ſolche ausgerenkte Maximen, halb verſtandene Geſetze und zerſplitterte Lehren ſich verſetzt fühlten, läßt ſich wohl denken. Man hielt ſich an Beiſpiele, und war auch da nicht gebeſſert; die ausländiſchen ſtanden zu weit ab, ſo ſehr wie die alten, und aus den beſten inländiſchen blickte jedesmal eine entſchiedene Individualität hervor, deren Tugenden man ſich nicht anmaaßen konnte, und in deren Fehler zu fallen man fürchten mußte. Für den, der etwas Productives in ſich fühlte, war es ein verzweiflungsvoller Zuſtand."

Zwei Dichter, die durch die beſſeren Anregungen auf die Geſchmacksbildung der Nation und der jungen Heroen der damaligen Epoche auch noch heute, ſo wie durch einzelne lyriſche Stellen von Bedeutung ſind, müſſen hier rühmlichſt genannt werden: Friedrich von Hagedorn, geb. zu Hamburg 1708, geſt. 1754, und Albrecht von Haller, geb. zu Bern 1708, geſt. 1777.

Eine in den Augen der Nation mit Recht für klaſſiſch geltende Literatur hat auf eine poſitiv-erfreuliche Weiſe den Streit zwiſchen **Gottſched** und **Bodmer** zu Ende geführt. Nur ſo lange man noch keine nationale Muſter hatte, konnte man ſich über das äußere Rüſtzeug der Literatur, über die Form, über den Vorzug des Reims oder den der antiken Maaße, über den Vorzug der Franzoſen oder den der Engländer ſtreiten. Heute, wo uns die Actenſtücke der ſtreitenden Parteien zur Einſicht vorliegen, wo uns die Einſeitigkeit auf beiden Seiten in die Augen ſpringt, hat der damals ſo geräuſchvolle Prozeß alles Intereſſe für uns verloren. Verſetzt man ſich jedoch in die Zeit zurück, ſo kann man ſich recht gut die Gährung erklären, in welche die ſtrebenden Geiſter durch ihn geriethen.

Das Hiſtoriſche findet ſich bei **Heinſius** im 4ten Theile des Teut alſo angegeben: **Joh. Chriſtoph Gottſched**, 1700 zu Juditenkirch bei Königsberg in Preußen geboren, und als Profeſſor der Philoſophie zu Leipzig 1766 geſtorben, und **Joh. Jacob Bodmer**, 1698 zu Greifenſee bei Zürich geb., und 1783 als Prof. der Geſchichte zu Zürich geſt., erlangten zu ihrer Zeit ein ſolches Anſehen in der literariſchen Welt, daß ihre gelehrten Zeitgenoſſen und Schüler, jeder um ſeinen Meiſter und Lehrer, wie die Trabanten um ihre Sonnen ſich bewegten. Beide gingen zwar in ihrer Bildung ihren eignen Weg, Gottſched als Grammatiker, Bodmer als Kritiker, und Beide erwarben ſich auch ein eigenthümliches Verdienſt um die Literatur; aber Eiferſucht und Eigenliebe verleiteten ſie und ihre Anhänger, ihre gegenſeitigen Schwächen vor der ganzen literariſchen Welt aufzudecken, und in eine Polemik zu gerathen, die ihrem Nachruhm viel geſchadet hat. Die Sache war die: Im Jahre 1721 errichteten Bodmer und ſein Freund Breitinger (geb. 1701 zu Zürich, geſt. daſelbſt 1776 als Kanonicus und Profeſſor der hebräiſchen und griechiſchen Sprache) eine gelehrte Geſellſchaft, die ſich an beſtimmten Tagen verſammelte, ſich über moraliſche und literariſche Gegenſtände unterhielt, und Verhandlungen über ihre Zuſammenkünfte führte. Dies leitete die Stifter darauf, ein moraliſch äſthetiſches Wochenblatt, nach Art des Engliſchen Zuſchauers, unter dem Titel: „Diskurſe der Maler" (nämlich Maler der menſchlichen Sitten) herauszugeben, in welchem ſie ſich unter den Namen berühmter Maler, als Hans Holbein (bedeutet bald Bodmer, bald Breitinger) Albrecht Dürer, Raphael von Urbin, Michael Angelo, Rubens (Bodmer) verbargen. Mitunter kamen nun in dieſer Wochenſchrift auch einige kritiſche Aufſätze vor (z. B. über Sprache und Styl; wider den Reim; über die Kunſt zu leſen; Stellen aus Boileau's Dichtkunſt, in reimloſe Verſe überſetzt und mit Beiſpielen aus deutſchen Dichtern erläutert; ein

Traum zu Opitzens Lobe; über Gallimathias und Phöbus; über die gleichgeltenden Wörter; über die verſchiedenen Arten der Wortſpiele ꝛc.), und dieſe Betrachtungen wurden mit Beiſpielen aus ältern und neuern Dichtern erläutert, und dabei die Vorzüge der Opitziſchen und die Fehler der neuern Gedichte freimüthig gezeigt. — Schon durch den Inhalt dieſer Wochenſchrift, die im Jahre 1729 unter dem Titel: „der Maler der Sitten“ fortgeſetzt wurde, ſtreiften die Herausgeber häufig in das Gebiet des grammatiſchen Gottſched, und es konnte nicht fehlen, daß er ſelbſt dabei empfindlich berührt wurde. Aber es dauerte nicht lange, ſo entſtanden ähnliche Unternehmungen. Es kam z. B. in Leipzig eine moraliſche Wochenſchrift heraus, unter dem Titel: „der Leipziger Spectateur,“ deſſen Verfaſſer ſich den Namen Diogenes beilegte; in Hamburg der „Patriot“ (von Brockes, Fabricius, Hoffmann ꝛc.), und in Halle „die vernünftigen Tadlerinnen“ von Gottſched u. A. Die beiden Schweizer prüften dieſe Schriften und ſuchten die Geſchmackloſigkeit derſelben öffentlich zu zeigen. So ſchrieben ſie wider den Leipziger Spectator: „der geſtäupte Leipziger Diogenes oder kritiſches Urtheil über die erſte Speculation des Leipziger Spectateurs, 1726, 8.“ und wider den Patrioten und die Tadlerinnen: „Anklagung des verderbten Geſchmacks, oder Anmerkungen über den Hamburgiſchen Patrioten und die Halliſche Tadlerinnen" (Frankfurt u. Leipzig 1728, 8). Nun erhoben ſich **Gottſched**, **Schwabe**, **Triller** u. A. als Gegner der Schweizer, und ſuchten dieſe in grammatiſcher Hinſicht, beſonders wegen ihres ſchweizeriſchen Dialects, eben ſo zurecht zu weiſen, wie man es mit ihnen in äſthetiſcher Hinſicht gethan hatte. Dieſe Neckereien nahmen eine ernſtere Wendung, als **Bodmer's** Ueberſetzung des Milton erſchien. **Gottſched** nämlich, ein Freund des franzöſiſchen Geſchmacks, griff in ſeiner „Dichtkunſt" und in den „Beiträgen zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache," die Manier des engliſchen Dichters mit Voltaireſchen Gründen an, und **Bodmer** ſchrieb dagegen eine ſtarke Vertheidigung unter dem Titel: „Kritiſche Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poeſie und deſſen Verbindungen mit dem Wahrſcheinlichen ꝛc." (Zürich 1740, 8). **Gottſched**, obwohl ziemlich glimpflich behandelt, zog dieſe Abhandlung in ſeinen „Beiträgen zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache" (St. 21, S. 652 bis 668) heftig durch, und ſo ging denn das lange glimmende Feuer in eine hell lodernde Flamme auf. Der nun völlig ausgebrochene Federkrieg wurde von beiden Seiten ſo beißig und heftig geführt, daß die ſtreitenden Parteien, in der Hitze ihrer Polemik, am Ende den Gegenſtand des Streites ganz aus den Augen verloren, und viele der Gottſchedianer gar nicht mehr wußten, wovon denn eigentlich die

Rede ſei. Nach einer Reihe von Jahren trug die Bodmeriſche Partei den (auch nicht ſehr erfreulichen) Sieg davon, wozu **Albrecht von Haller**, ein Schweizer, nicht wenig mitwirkte, da er grade zur Zeit des Streits mit ſeinen Gedichten auftrat, die alle bisherigen Leiſtungen unendlich übertrafen. Daß die Gottſchediſche Partei unterliegen würde, war aus den Umſtänden vorherzuſehen; denn ihr galten grade die Dichter der geiſtloſen Schule, **Neukirch**, **König** ꝛc., für die beſten Muſter, und **Gottſched** ſelbſt, ohne Scharfſinn und poetiſches Talent, nur nach Correctheit und Verſtändlichkeit ſtrebend, wurde von Stolz und Eitelkeit ſo geplagt, daß er mehr für ſich als für die Sache ſtritt. Seine Gegner **Bodmer** und **Breitinger** dagegen hatten ihren Geſchmack durch das Studium der Alten, und beſonders auch der Engländer, die dem deutſchen Geſchmack mehr als die Franzoſen zuſagen, gebildet, und blieben nicht bloß bei Grundſätzen und Regeln ſtehen, ſondern ſie gaben auch Muſter in mehreren Gattungen der Poeſie; dagegen die Gottſchedianer kein einziges poetiſches Werk von Bedeutung hervorbrachten, wohl aber den Dünkel hatten, ſich für Dichter und ihre nüchternen Reimereien für Poeſie zu halten. Wirklich hatte auch **Bodmer** die meiſten und talentvollſten jungen Köpfe des nördlichen Deutſchlands, z. B. **Klopſtock** und **Wieland**, auf ſeiner Seite, wenn gleich dieſe nicht unmittelbar Antheil an dem Streite nahmen.

Dichtervereine.

Neben dieſen beiden Hauptrichtungen trat in Leipzig ein Verein junger Männer zuſammen, um durch Kritik und Production einen beſſern Geiſt zu erwecken. Sie nahmen an der Seichtigkeit der von Schwabe und Gottſched redigirten „Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes" ein Aergerniß, und gaben „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes" unter dem den Druckort bezeichnenden Namen „Bremer Beiträge" 1746—48 heraus. Dieſem Kreiſe gehören beſonders folgende Namen an: Gellert, Cramer, Gärtner, Rabener, Joh. Elias Schlegel, Johann Adolph Schlegel, Zachariä, Giſeke, Klopſtock u. A. Auch in Halle bildete ſich ein ähnlicher Dichterverein, der ſpäter in Berlin ſeinen Sitz hatte. Die vorzüglichſten Mitglieder deſſelben waren: Joh. Wilh. Ludwig Gleim, Joh. Peter Uz, Karl Wilhelm Ramler, Joh. Nicolaus Götze, Ewald Chriſt. von Kleiſt, Joh. Georg Sulzer, Moſes Mendelsſohn und Chriſtoph Friedr. Nikolai. Leſſing nahm auch einige Zeit Antheil an den Beſtrebungen der Männer, die in den „Briefen, die neueſte Literatur betreffend" (Berlin 1759) und in der von Nikolai 1757 unternommenen Zeitſchrift, „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften," ihre Verbreitung fanden.

Endlich iſt des Göttinger Bundes zu erwähnen. Kurz vor dem Beginne des Jahres 1770 traten Friedrich Wilhelm Gotter und Heinrich Chriſtian Boie zur Herausgabe eines Muſen-Almanachs zuſammen und ſtifteten zwei Jahre ſpäter in Göttingen unter dem Namen: der Hainbund, einen dem Leipziger ähnlichen Dichterverein. Die Mitglieder, die es ſpäter bis zur Berühmtheit gebracht, waren Gottfried Auguſt Bürger, Johann Heinrich Voß, Ludwig Chriſtoph Hölty, Chriſtian und Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg, Johann Martin Miller und Johann Anton Leiſewitz. Dieſer Kreis gab ſich mit der größten Verehrung dem vaterländiſch geſinnten Klopſtock hin, und ſuchte in deſſen Weiſe ſeinen Dichtungen ein deutſches Gepräge zu geben. Die Bemühungen dieſes Vereins waren mit den erfreulichſten Erfolgen gekrönt, da ſie in einer univerſalen Bildung wurzelten. Sie verſenkten ſich in das Studium des griechiſchen und römiſchen Alterthums, ſie bildeten ihren Geſchmack im Homer und den griechiſchen Tragikern, ſie ergingen ſich in der wunderbaren Welt Shakespears, zeigten ſich tüchtig im Nachbilden altengliſcher Balladen und der Volkslieder im Allgemeinen.

Bildungselemente.

Das ſind vereinte Beſtrebungen, die größtentheis dilettantiſch ſich einzelnen Richtungen hingaben. Neben und gleichzeitig bildeten ſich Individualitäten aus, die durch eine mehr oder weniger zuſammenhängende Grundanſchauung, aus welcher die beſondern Leiſtungen, man möchte faſt ſagen, ſyſtematiſch hervorgingen, und die durch eine dieſen entſprechende glückliche Ausdrucksweiſe ſich in der Art auszeichneten, daß ſie uns heute noch als Muſter gelten. Wir befinden uns ſo über alle Erwartung ſchnell in einem Kreiſe muſterhafter, oder wie man ſie in analoger Weiſe zu den Schriftſtellern des Alterthums zu nennen pflegte, klaſſiſcher Schriftſteller. Der Begriff des Klaſſiſchen iſt natürlich kein abſoluter, er bleibt immer der Debatte unterworfen, und was geſtern noch den Namen führte, kann heute auf eine poſitive oder negative Weiſe um denſelben gebracht werden. Der Name Klaſſiker hat jedoch in einem andern gegenſätzlichen Sinne auf die Zeit von Leſſing bis auf die der Brüder Schlegel und Tieck eine Anwendung, inſofern letztere an der Spitze einer Schule eine ſogenannte „romantiſche“ Grundlage der Literatur zu geben ſuchten. Es würde hier nicht der geeignete Ort ſein, die Einſeitigkeit der beiden Grundprincipien darzuſtellen; nur auf die hervorragendſte, alle Momente in ſich verſöhnende dichteriſche Erſcheinung, auf Göthe muß, als auf den Klaſſiker im höchſten Sinne des Wortes, verwieſen werden. Göthe iſt das Ende und der Anfang unſrer Literatur. Man möchte ſagen, Alles bis auf ihn war ein Anſtreben nach ihm. Man könnte ſo verſucht ſein, die ganze neue Zeit eine Götheſche zu nennen, wenn nicht dadurch den vielen, mit ihm nach dem Höchſten ringenden zuviel entzogen würde. Man denke nur an Namen wie Leſſing, Klopſtock, Wieland, Schiller, Jean Paul, die alle die gerechteſten Anſprüche auf den Lorbeer ihrer und unſerer Zeit haben. Nicht leicht waren die Zeitverhältniſſe aber auch dem genialen Aufſchwung der Geiſter günſtiger, als die letzte Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Zwei, die Freiheit des Geiſtes hemmende Hinderniſſe wurden aus dem Wege geräumt: der Orden der Jeſuiten und der Preßzwang, der ſich ſeit dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts von den katholiſchen Staaten aus auch über das proteſtantiſche Europa — mit Ausnahme von England — verbreitet hatte. Hier kann nicht genug auf die humane und zugleich praktiſch-glückliche Anſicht Friedrichs des Großen hingewieſen werden, der dem Schriftſteller die höchſte Freiheit im Ausſprechen ſeiner Gedanken geſtattete, eine Anſicht, der ſich ein großer Theil der zeitgenoſſiſchen Fürſten anſchloß. Sie gewannen mit ihm die Ueberzeugung, daß die Beſchränkung der Preſſe gefährlicher für den herkömmlichen Beſtand der Dinge iſt, als die Freilaſſung derſelben. So trug die practiſche Seite die moraliſche. Frankreich bot damals ein greifbares Beiſpiel für die Richtigkeit dieſer

Anſicht dar. Trotz des Verbotes und des Widerſtandes von der herrſchenden Staatsgewalt in Frankreich gingen von dorther die kühnen, revolutionairen Werke der Phyſiokraten und Encyklopädiſten aus, und wirkten um ſo nachhaltiger und gefährlicher, als eben das Verbot ihnen eine um ſo größere Wichtigkeit in den Augen der Welt gab. Die Preßfreiheit iſt eine nothwendige Folge des Proteſtantismus; nur in der Debatte, nur auf dem Wege der Dialektik liegt ihm der Lebensproceß. Die deutſche Literatur eignete ſich nun aus dem philoſophiſch-theologiſchen Gebiete eine Menge der wichtigſten Fragen an, die ſie auf eine populaire Weiſe behandelte. Neben dieſer Popularphiloſophie entwickelten ſich denn auch nach und nach die Keime und die fertigen Formationen geſchloſſener Syſteme. Wir hören nach und nach neben Leſſing, Haman, Mendelsſohn, Herder, Nicolai, Namen wie Kant, Fichte, Schelling und Hegel nennen. Wenn Herder Kant, wenn Jean Paul Fichte, wenn Jacobi Schelling beſtreitet, ſo entſtand dadurch ein erſprießlicher Verkehr zwiſchen der Schule und dem Leben, der ſtrengen Wiſſenſchaft und der ſogenannten ſchönen Literatur. Ein Gedankenreichthum, der bis dahin nur das Eigenthum weniger Gelehrten war, wurde auf eine gefällige Weiſe zum Gemeingut der Nation. Die Philoſophie ſuchte den Muſen und die Muſen der Poeſie ein Lächeln abzugewinnen. Auch für Geiſter, die man wie eine Spielart von Poeſie und Philoſophie anſehen kann, die eine Miſchung von beiden, weder das Höchſte im Reiche des Gedankens, noch in dem der Kunſt finden können, diente die ſchöne Literatur als eine Vermittelung. Wie Vieles des damals Verhandelten auch dem heutigen wiſſenſchaftlichen Bewußtſein ärmlich vorkommen mag, wie Vieles auch uns heute, weil es den damaligen Urhebern ſo vielfach nachgeſprochen worden iſt, trivial vorkommt, ſo war es doch zur Zeit anregend und belebend und iſt heute noch durch die einfache und ungeſchminkte Form ſchätzenswerth. Von der Schlegel-Tieckſchen Zeit her rührt namentlich das abfällige Urtheil der Literaturrichtung in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Wenn man bedenkt, daß die romantiſche Schule in ihren Sympathieen zum Mittelalter und ſeinen Inſtitutionen auf den Katholicismus wieder zurückſteuerte, ſo muß von uns heute der Tadel nur mit Vorſicht aufgenommen werden. Die neueſte Zeit wendet ſich mit Recht wieder jener zu, wenn auch mit neuer geiſtig-ſubſtanzieller Grundlage, wenn auch mit einem Bewußtſein, das um faſt ein halbes Jahrhundert bereichert iſt. Die Schule der Romantiker pflegte in Abhandlungen und Kunſtleiſtungen das Streben der Zeit nach Aufklärung und Humanität zu verhöhnen. Man hat ſich zu dem Behufe beſonders den Nicolai ausgeſucht, nicht weil er der Träger der Zeit, ſondern weil er am leichteſten zu beſtreiten, weil er allerdings der am wenigſten Tiefe der Zeit war. Wie ganz anders ſieht es um die Humanität und die Aufklärung eines Leſſing und Herder aus, die doch auch dieſer Strömung angehören. Schon in Jacobi, Haman, Lavater und Andern lag der romantiſche Tic, wenn auch noch nicht ſo ſcharf und mit mittelalterlicher Folie ausgeſprochen wie in der Schlegel-Tieckſchen Schule. Der Gegenſatz des philoſophiſchen Gedankengangs und des katholiſchen Dogmas findet ſich z. B. in folgender Aeußerung von Jacobi, die er einſt für ſeinen Sohn gab. Die Stelle, die von dem jungen Fichte bekannt gemacht worden iſt, lautet alſo: „In die Klagen über die Unzulänglichkeit alles unſres Philoſophirens ſtimme ich leider von ganzem Herzen ein, weiß aber doch keinen andern Rath, als nur immer eifriger fortzuphiloſophiren. Dies oder katholiſch werden: es giebt kein Drittes! So wie es kein Drittes giebt zwiſchen Chriſtenthum und Heidenthum, das iſt zwiſchen Naturvergötterung und Sokratiſch-Platoniſchem Anthropomorphismus. — Gerne vertauſchte ich mein gebrechliches philoſophiſches Chriſtenthum gegen ein poſitives hiſtoriſches. Durchaus ein Heide mit dem Verſtande, mit dem ganzen Gemüthe ein Chriſt, ſchwimme ich zwiſchen zwei Waſſern, die ſich mir nicht vereinigen wollen, ſo daß ſie gemeinſchaftlich mich trügen;

ſondern ſo wie das Eine mich unaufhörlich hebt, ſo verſenkt auch unaufhörlich mich das Andere.“

Es kann ſchon hier vorläufig ausgeſprochen werden, daß die Reaction der Romantik nie ins eigentliche Volk gedrungen; ſie blieb immer nur eine excluſive Theorie gewiſſer vornehmer Kreiſe. Schon die Elemente derſelben, ihr reſtaurirtes Mittelalter, wollte zu den einmal geläufig gewordenen modernen Lebensanſchauungen nicht paſſen. Da, wo man anknüpfen wollte, ſah man Selbſttäuſchung, äußerliche Gründe oder Betrug. Sie ſtand im Conflict mit dem Zeitgeiſte, mit dem volksthümlichen Streben; ſie hatte und ſuchte Beziehungen zum Adel und zur Kirche. Es war eine Zeit der Hofräthe, der Orden und der Adelsdiplome. Die Poeſie ſtand im Dienſte der reagirenden Ideen. Es hat dieſer Literatur, wenn man auf ihre Hauptrepräſentanten ſieht, weder an Gelehrſamkeit, noch an Poeſie gefehlt; aber nur Wenige ſind dieſer Gaben froh geworden. Die ſubſtantielle Grundlage der Zeit, die Freiheitsideen, um den Begriff der Aufklärung und der Humanität mit einem allgemeinen, jetzt geläufig gewordenen Ausdruck zu bezeichnen, konnten etwas in den Hintergrund geſchoben werden — es fehlte nicht an äußern und inneren Urſachen, die ſpäter angegeben werden ſollen — aber niemals, wie dieſe Herren es glaubten, in den Papierkorb geworfen werden. Im Gegentheil die neuere

Zeit, und um ſie an ein bedeutendes Geſchichtsjahr, an's Jahr dreißig anzuknüpfen, kommt mit Liebe auf das Ende des achtzehnten Jahrhunderts zurück und ſieht die damalige Literatur, trotz mancherlei, das ſie an ihr auszuſetzen hat, lange nicht ſo veraltet an, als die unſerer Reſtaurations-Periode. Wenn ſich die Gegenwart mit einem Schriftſteller der Zeit auf's Tiefſte und das mit dem größten Rechte befreundet hat, ſo iſt es Leſſing. — Merkwürdig iſt, daß ſelbſt die Romantik ihm ihre Verehrung und Hochachtung nicht entziehen konnte, daß ſie an ſeine abweichenden Anſichten anknüpfte, daß Friedrich Schlegel „Leſſing's Gedanken und Meinungen in drei Bänden" (Leipzig 1804) aus deſſen Schriften zuſammengeſtellt und erläutert herausgab.

Was Friedrich Schlegel in der Einleitung zu dieſem Auszuge über die Kritik im Allgemeinen und über die Leſſingſche insbeſondere ſagt, finde ich ſo wahr und erſchöpfend, daß ich es lieber ſeinem ganzen Umfange nach, als im Auszuge mittheilen möchte. „Das Kunſtgefühl, heißt es daſelbſt, war bei den Griechen ſehr allgemein, und die Kritiker durften meiſtens nur die allgemeinen Urtheile, die ſie ſchon vorfanden, beſtätigen und erklären; nur hie und da hat ihre Willkür daran geändert, nur im Einzelnen haben Nebenrückſichten das Kunſtgefühl auf einen Abweg geleitet; und nur über geringere Beſtimmungen konnte ein Streit oder Verſchiedenheit des Urtheils Statt finden; im Ganzen aber war man einig, was das Kunſturtheil und die Principien betrifft. Wie natürlich; die Griechiſche Literatur und Poeſie war ein vollkommen in ſich geſchloſſenes Ganzes, wo es nicht ſchwer ſein konnte, die Stelle zu finden, die das Einzelne im Ganzen einnehme. Der poetiſche Sinn ging nie völlig bei dieſer Nation verlohren. Die Art aber, wie ſeit Erfindung der Buchdruckerei und Verbreitung des Buchhandels durch eine ungeheure Maſſe ganz ſchlechter, und ſchlechthin untauglicher Schriften der natürliche Sinn bei den Modernen verſchwemmt, erdrückt, verwirrt und mißleitet wird, fand damals noch gar nicht Statt. Nicht, als hätte ſich unter der Menge der alten Dichter auch wohl einer erhalten, der mittelmäßig war, oder nach etwas ganz Falſchem ſtrebte, von dem wahren Wege ſich weit verirrte. Allein die Majorität der erhaltenen allgemein geleſenen und immer wieder bearbeiteten Werke war doch in der That vortrefflich. Die weniger guten waren nur die Ausnahmen, und daher auch unter dieſen wohl keins ſo ganz bildungslos und kunſtlos, wie es nur da möglich wird, wo eine gute Schrift eine höchſt ſeltene Ausnahme, abſolute Schlechtigkeit aber in der Regel iſt.“ Nach einer ähnlichen Skizzirung der Poeſie der Römer und der des Mittelalters fährt Schlegel alſo fort: „Aus Mangel an gründlicher

Gelehrſamkeit und Kritik haben wir Neuere, und beſonders wir Deutſchen, unſre Poeſie und mit ihr die alte der Nation angemeſſene Denkart verlohren. Zwar an Gelehrſamkeit fehlte es nicht in Europa, ſeit die flüchtigen Griechen ihre Schätze verbreitet hatten, römiſches Recht eingeführt, die Buchdruckerei erfunden, und Univerſitäten geſtiftet waren. Da aber dieſe Gelehrſamkeit ſo ganz und gar eine nur ausländiſche war, ſo ward die Mutterſprache nur noch mehr vernachläſſigt; die poetiſche Anſchauung aber war nun ſchon ſo gänzlich verlohren, daß es dieſen Gelehrten, die denn oft auch weiter nichts waren als Gelehrte, gleich an der erſten und weſentlichſten Bedingung zur Kritik fehlte. Das zeigte ſich recht ſichtbar in den erſten Verſuchen, dieſe poetiſche Anſchauung wieder zu erſchwingen, um ein Urtheil über äſthetiſchen Werth oder Unwerth fällen zu können. Denn als man nun doch allmählig auch Philoſophie mit der Gelehrſamkeit verbinden wollte, und ſo die allgemeinen Begriffe von Schönheit und Kunſt anzuwenden verſuchte, oft ohne recht zu unterſcheiden, wo ſie paſſen könnten oder nicht; da auch manches der Art in den Schriften der Alten ſich vorfand, was wenigſtens als Tradition wirkend einen dunkeln Glauben und allerlei Verſuche der Anwendung erregen mußte; ſo zeigte ſich's doch gleich an der erſten Frucht dieſes Beſtrebens, aus welchem abſoluten Mangel an Kunſtſinn, aus welcher Entfernung von aller Poeſie man ſich ihr wieder zu nähern ſuchte. Denn nur über einzelne Stellen wagte man ein Urtheil, ſtritt über ihren Werth oder Unwerth bis in ein Detail, wo alles Gefühl aufhört, und ſuchte den Grund des Vergnügens über ſolche Stellen nicht ſowohl aus der Natur der Seele phyſikaliſch zu erklären, als vielmehr aus einigen ziemlich leeren Abſtractionen darüber, oft nicht ohne die gewaltſamſten Spitzfindigkeiten, herzuleiten. Die erſte Bedingung alles Verſtändniſſes, und alſo auch das Verſtändniß eines Kunſtwerks, iſt die Anſchauung des Ganzen. An dieſe war nun bei jener, der wahren diametral entgegengeſetzten Methode nicht zu denken, und es kam endlich ſo weit, daß man die Dichter nur auf ſolchen Stellen las, die man poetiſche Gemählde nannte, und deren Regeln man ordentlich in ein Syſtem brachte. In dieſe Epoche fällt die erſte Stufe der Leſſingſchen Laufbahn und Kritik; und wiewohl ſeine Aeſthetik noch durchaus an dieſe falſche Tendenz erinnert, ſo darf man doch, ohne die Schwäche der erſten Schritte dieſes großen Geiſtes mehr als billig zu erheben, folgendes zum Lobe derſelben ſagen. Selbſt in denjenigen ſeiner erſten äſthetiſchen Anſichten, die bloß auf Erklärung des Kunſtvergnügens nach der zergliedernden Pſychologie der Wolfiſchen Schule gehen, — einer Erklärungsart des Kunſtphänomens, bei welcher zuerſt willkürlich vorausgeſetzt wird, die Sinne ſeyen vernünftig, ſodann aber auch die Vernunft ſelbſt, damit ſie ja nicht wieder in's Unvernünftige falle, für vollkommen eigennützig gehalten wird — ſelbſt in dieſem ſchwächſten Verſuch ſeines erſten Denkens wird man nicht ohne Vergnügen den Unterſchied einer größeren Strenge gewahr; es wird faſt alles auf den Begriff der Realität zurückgeführt, als den einzig reellen; und mancher möchte ſchon hier einen erſten Keim der nachherigen Philoſophie Leſſing's finden, die ſich zunächſt an den ſtrengſten und conſequenteſten Realismus anſchloß."

Uebrigens zeigt es ſich in dieſer Tendenz noch ganz beſonders, wie fremd den Menſchen die Poeſie geworden war; das Kunſtgefühl war ihnen ein Phänomen, das ſie vor allen Dingen zu begreifen und zu erklären wünſchten; wodurch aber weder das Verſtändniß der Kunſt eröffnet, noch auch der Dichter ſelbſt gefördert wird. In neuerer Zeit hat man beſonders ſeit Kant einen andern Weg eingeſchlagen, und durch Zurückführung eines jeden beſondern äſthetiſchen Gefühls auf das Gefühl des Unendlichen oder die Erinnerung der Freiheit, wenigſtens die Würde der Poeſie gerettet. Für die Kritik aber iſt immer nicht viel gewonnen, ſo lange man den Kunſtſinn nur erklären will, ſtatt daß man ihn allſeitig üben, anwenden und bilden ſollte. Hätte man auch, wie ſich eine

Phyſik des Auges und des Ohres für den Maler und Muſiker theils denken läßt, theils auch ſchon in einzelnen Datis und Ideen wenigſtens dem Keime nach vorhanden iſt, eine ähnliche Wiſſenſchaft für die Poeſie, die aber eben darum, weil dieſes die umfaſſende Kunſt iſt, nicht Aeſthetik ſein dürfte, auch nicht Fantaſtik, weil dieſe wieder zu allgemein im Grunde mit dem Begriff der Philoſophie als einer Wiſſenſchaft des Bewußtſeins zuſammenfallen würde, ſondern etwa Pathetik ſein müßte; eine richtige Einſicht in das Weſen des Zornes, der Wolluſt u. ſ. w.; zu deren Aufſtellung aber unſtreitig die phyſikaliſche Theorie des Menſchen und der Erde noch viel zu unvollkommen iſt; ſo würde eine ſolche Wiſſenſchaft zwar als Theil der Phyſik eine ſehr reelle Wiſſenſchaft ſein, ſchwerlich aber dem Dichter zur Ausübung helfen, oder ſeine Natur verändern können. Kunſtbildung wenigſtens würde nicht dadurch entſtehen, und für die Kritik würde dies Beſtreben verlohren ſein.

Aber Leſſing's Geiſt war nicht gemacht, eine falſche Tendenz bis an's Ende zu verfolgen. Kühn ging er von einem zum andern über, in unregelmäßiger Laufbahn, viele Syſteme, ſo wie ſehr verſchiedene Fächer der Literatur durchſchneidend. Frühe ſchon äußert ſich bei ihm neben der pſychologiſchen Erklärung das Streben, die Gattungen der Kunſt ſtreng zu ſcheiden, ja ihren Begriff mit wiſſenſchaftlicher Präciſion zu beſtimmen. Es iſt herrſchend in ſeinen antiquariſchen, wie in ſeinen dramatiſchen Verſuchen, und es hat ihn nie verlaſſen. Ein vortreffliches Beſtreben, wodurch erſt eigentlich der Grund gelegt wird zur beſſern Kritik, welche uns die alte, verlorne, wiederherſtellen ſoll. Bei den Alten war der Unterſchied der Gattungen jedem aus der Anſchauung deutlich; die Gattungen hatten ſich frei entwickelt, aus dem Weſen der Kunſt und der Dichtkunſt überhaupt, und aus dem der Griechiſchen, und blieben meiſt ihrem Charakter ſelbſt in Abweichungen noch unverkennbar und unwandelbar treu. In dem größeren Ganzen aber der Poeſie aller alten und neuen Völker, was bei uns allmälig Gegenſtand der Kritik werden ſoll, ſind der Gattungen zu viele und dieſe zu mannichfaltig modificirt, als daß das bloße Gefühl ohne einen ganz beſtimmten Begriff hinreichend ſein könnte. Und in Rückſicht der damals, da Leſſing ſchrieb und anfing zu ſchreiben, herrſchenden Anſichten; ſo zeigte ſich die ungeheure Unkunſt der allgemeinen Denkart auch darin, daß man von jedem alles forderte, und ſo gar keinen Begriff hatte, daß wie jedes Ding, ſo auch jedes Werk nur in ſeiner Art und Gattung vortrefflich ſein ſoll, oder ſonſt ein weſenloſes Allgemeinding wird, dergleichen ſo manche in der modernen Literatur ſind.

So mancher Berichtigung alſo auch Leſſing's Begriffe von der Kunſt bedürfen mögen, ſo führte doch ſeine Aeſthetik wenigſtens auf den rechten Weg; denn die Sonderung der Gattungen führt, wenn ſie gründlich vollendet wird, früher oder ſpäter zu einer hiſtoriſchen Conſtruction des Ganzen der Kunſt und der Dichtkunſt. Dieſe Conſtruction und Erkenntniß des Ganzen aber iſt von uns als die eine und weſentlichſte Grundbedingung einer Kritik, welche ihre hohe Beſtimmung wirklich erfüllen ſoll, aufgeſtellt worden.

Die andre war die Abſonderung des Unächten; aber dieſes Element muß freilich in der Anwendung auf die einheimiſche Literatur eine ganz andre Geſtalt gewinnen. Was aus alten Zeiten erhalten worden, iſt durch äußere Bedingungen mehr vor Verfälſchungen geſichert geweſen; dagegen aber iſt die Maſſe des Falſchen und Unächten, was in der Bücherwelt, ja auch in der Denkart der Menſchen die Stelle des Wahren und Aechten einnimmt, gegenwärtig ungeheuer groß. Damit nun wenigſtens Raum geſchafft werde für die Keime des Beſſern, müſſen die Irrthümer und Hirngeſpinnſte jeder Art erſt weggeſchafft werden. Dieſes kann man füglich mit Leſſing Polemik nennen, der dieſe Kunſt ſein ganzes Leben hindurch, beſonders in der letzten Hälfte, trefflich geübt hat.“

Ein anderes Hauptbildungselement war das Studium des Alterthums. Das Alterthum fordert eine verwandte Stimmung, um erkannt zu werden; man muß ihm zu Liebe alle demſelben widerſprechende Anſichten abſtreifen; man muß — mit einem Worte — Heide im beſſeren Sinne des Wortes werden. Die negative Seite der Aufklärung, der Proteſt derſelben gegen das dogmatiſche Chriſtenthum, das Hinarbeiten auf eine ſogenannte Vernunftreligion, worin man den Weiſen des alten Griechenlands nachzuringen ſuchte, brachten den Augen des Geiſtes die Schönheiten des Alterthums näher. Man fühlte, einen Augenblick mit Beſchämung, daß das Volksbewußtſein an ähnlichen Vorurtheilen, an ähnlichem Aberglauben leide, aber daß ſich daſſelbe bei Weitem nicht zu der Idee der Schönheit und der Nationalität erhoben hatte, wie jenes. Es handelte ſich jetzt darum, in's Herz des Alterthums einzudringen — und von hier aus ein neues Leben in ſocialer und literäriſcher Beziehung zu erobern. Dieſe Sehnſucht iſt in keinem Kunſtwerk zu ſchönerem Ausdruck gekommen, als in dem Gedichte: Die Götter Griechenlands, von Schiller. Schiller iſt überhaupt der Dichter, in welchem das ideale, abſtracte Alterthum am Schönſten wieder erſtanden iſt. In dem Beleben der ihm vorſchwebenden großartigen Ideen, die mehr auf abſtractem als concretem Wege gewonnen waren; auch wenn er ſich der Hiſtorie hingab, liegt ſeine Größe und Schwäche. Die meiſten ſeiner Geſtalten theilen dieſen Idealismus mit denen in Leſſing's Nathan. Göthe hat einen weit gefüllteren Idealismus; die Götheſchen Geſtalten gehören daher weit mehr dem wirklichen Leben an. Schiller iſt daher mit der modernen Zerriſſenheit, trotz der idealen Lebensanſchauung weit verwandter als der mit dem Leben, wie es einmal iſt, verſöhntere Göthe. Beide Dichter ſtehen ſo nicht nur durch ihre Dichtergröße, ſondern auch durch dieſen Gegenſatz der Lebensanſchauung an der Spitze der neuen Zeit als ihre ſchönſten ewigen Vertreter. Die ihnen vorangegangenen und noch gleichzeitig mit ihnen ſich bewegenden Dichter, wie Klopſtock, Ramler, Wieland, ſind ebenfalls in die Schule bei den Alten gegangen, aber ſie ſind, um mich ſo auszudrücken, mehr in der Grammatik ſtehen geblieben. Dieſe Dichter haben ſich mehr von der Form, als vom Geiſte des Alterthums in ihren Schöpfungen beſtimmen laſſen; was aber iſt Form ohne Geiſt, was, wenn beide ſich nicht in untrennbarer Einheit umfaſſen. Letztgenannte Dichter ſtehen von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet den Franzoſen weit näher, die auch nur bis zur Außenſeite des Alterthums gekommen ſind. Dieſer Umſtand darf nicht überſehen werden, weil er uns berechtigt, Namen zuſammen zu nennen, die ſonſt ihrer Natur nach auf den entgegengeſetzten Standpunkten ſtehen, wie die von Wieland und Klopſtock — Namen, die auf ein jüngeres, nachwachſendes Geſchlecht eine ſo widerſprechende Wirkung hervorgebracht, daß es in der Begeiſterung für den einen, für Klopſtock, den andern ganz und gar verwarf, wie die Männer des Göttinger Muſen-Almanachs, der ſogenannte Hainbund. Dieſes Ringen nach dem Geiſte des Alterthums, das gleichzeitig von tüchtigen Philologen gepflegt wurde, hat nicht nur den beſten Einfluß auf die Dichter geübt, ſondern auch auf die Sprache, die zur Nachahmung aller antiken Formen bearbeitet, neue bisher ungeahnte Schönheiten und Vollkommenheiten entfaltete. Nicht nur unſre Dichter wetteiferten mit denen der Griechen, auch unſre Sprache. Man wollte nicht nur dem Geiſte, ſondern auch der Form nach für Horaz, Anakreon, Pindar, Theokrit, Homer oder Sophokles gelten. Der Franzöſiſche Alexandriner und der Knittelvers muß den antiken Maaßen weichen; der Hexameter, Pentameter; die ſapphiſchen, alcäiſchen und jambiſchen Versmaaße werden geläufig. Auf dieſe Weiſe iſt, das darf man ohne Anmaßung behaupten, von Deutſchland die alte Welt, die durch den falſchen Kunſtgeſchmack der Franzoſen carrikirt war, wieder in ihrer urſprünglichen Schönheit hergeſtellt worden.

Bemerkenswerth iſt es, daß in Klopſtock ſich fortſetzte und ausbildete, was bereits in Bodmer und ſeinen

Anhängern ſich zuerſt entwickelte, durch die Vermittelung der griechiſchen und engliſchen Poeſie eine neue deutſche zu begründen. Homer und Milton, das heidniſche und chriſtliche Element, ſuchte er durch eine dem Alterthum entſprechende Vaterlandsliebe zu verbinden. Dieſe Vaterlandsliebe knüpfte die Fäden wieder an die nächſte und frühere Vergangenheit, an das mittelalterliche und heidniſche Deutſchland. Sein Proteſtantismus und ſein Herz voll Freiheitsliebe, das ſogar eine Zeitlang in begeiſterten Oden die franzöſiſche Revolution verherrlichte, trieben ihn doch mehr in die Wälder Teuts, als in die buntfarbigen Dome des katholiſchen Mittelalters. So ſteht Klopſtock an der Spitze der Deutſchthümler, der Vergötterer einer nur mythiſch bekannten Zeit; ſo ſuchte er, ſtatt griechiſche Götterwelt, der Schiller ſo huldigte, die todte nordiſche einzuführen. Klopſtock iſt hierin eben ſo abſtract wie Schiller. Stand er in dieſem Betrachte in den Hallen des Heidenthums, ſo erhob er ſich doch durch ſeinen Meſſias in den chriſtlichen Himmel, und gab ſo für andere ihm nachſtrebende Dichter eine Berechtigung, auf die eine oder die andre Weiſe in die Leyer zu greifen

Das Erfreulichſte und Erſprießlichſte war, daß durch dieſe Mannigfaltigkeit der Anknüpfungspunkte eine poetiſche Toleranz im Einklange mit der religiöſen ſich geltend machte. Man lernte die Poeſieen aller Zeiten und aller

Völker ſchätzen, man erweiterte ſeinen Blick, man ging von reinmenſchlichen, nicht von beſchränkt nationalen und religiöſen Geſichtspunkten aus. Als einer der würdigſten und bedeutendſten Repräſentanten dieſer Richtung iſt Herder anzuſehen. In dieſem Geiſte hat er die Stimmen der Völker geſammelt, in dieſem Geiſte hat er die Ideen zur Geſchichte der Menſchheit geſchrieben. Was uns Wienbarg in ſeinem gehaltreichen Aufſatz: Das Studium der Alten (vermiſchte Schriften, Altona 1840), zur Charakteriſtik dieſes herrlichen deutſchen Mannes, dieſes Prieſters des Menſchenthums ſagt, finde ich ſo vortrefflich, daß ich es mir nicht verſagen kann, es hier unverkürzt einzuſchalten: „Zur künſtleriſchen Production iſt Herder durch die Alten nur ſchwach angeregt worden; auch kann man nicht ſagen, daß ſein Stil den vertrauten Umgang mit den Claſſikern verrieth. Dieſer blumenreiche Stil hatte nichts Exotiſches, es ſei denn die orientaliſche Monotonie der Gleichniſſe von Acker und Baum. In der Jugend ſchrieb er keck und elaſtiſch. Im vorrückenden Alter ward ſeine Gedankenreihe kontinuirlicher, ohne dadurch periodiſcher zu werden. Der Kanzelredner der Humanität löſ'te den Belletriſten ab. Seine Anſchauungen waren ſtets ſittlich äſthetiſch, wie er denn eine ſo reine, tiefe, ahnungsvolle Natur war, daß ihm nicht leicht die Seele einer Erſcheinung entging. Darin liegt ſeine Unübertrefflichkeit als Darſteller des claſſiſchen Alterthums Von Griechenland entlehnte er das, auch in ſeinen Augen nur beziehungs- und annäherungsweiſe, ſchönſte Beiſpiel der Humanität. Die Idee als Perſon der Humanität fand er in Paläſtina, das Ideal derſelben in ſeinem Buſen. In ſeinem gediegenſten letzten Werke, den Ideen zur Geſchichte der Menſchheit, leuchtet ſein Ideal in allen Strahlenbrechungen, deren der geſchichtliche Stoff nur fähig, und daraus entſtehen ihm jene allgemeinen Regeln der geſchichtlichen Geneſis, welche man am Ende eines jeden Abſchnittes aufgeſtellt findet. Wenn er den Satz lehrte, daß alles werden mußte, wie es geworden iſt, ſo will er dieſen Satz keineswegs dem Grundprinzip der Humanität, das iſt, dem Prinzip freier menſchlicher Kraftentwickelung nach den Geſetzen und im Kreiſe der Menſchheit überordnen oder nebenordnen, ſondern ihn ausdrücklich in ſeiner Abhängigkeit davon darſtellen. Er will unſer Geſchlecht gleich weit von der atomiſtiſchen Zufälligkeit der Ereigniſſe, als von einem über den Wolken geſchmiedeten Kettenringe entfernt halten, indem er die innere und äußere Entwickelung deſſelben ihm, und ihm ausſchließlich, vindicirt. Daß aber dieſe Entwickelung als geſchichtliche, dem Geſetze alles Lebens, der inneren Nothwendigkeit anheim fällt, iſt eine ſo unerſchütterliche Thatſache, als es dieſe iſt, daß die Freiheit — nicht etwa ein Traum — ſondern die reelle Aufgabe iſt, nur dasjenige als nothwendig in

Völker ſchätzen, man erweiterte ſeinen Blick, man ging von reinmenſchlichen, nicht von beſchränkt nationalen und religiöſen Geſichtspunkten aus. Als einer der würdigſten und bedeutendſten Repräſentanten dieſer Richtung iſt Herder anzuſehen. In dieſem Geiſte hat er die Stimmen der Völker geſammelt, in dieſem Geiſte hat er die Ideen zur Geſchichte der Menſchheit geſchrieben. Was uns Wienbarg in ſeinem gehaltreichen Aufſatz: Das Studium der Alten (vermiſchte Schriften, Altona 1840), zur Charakteriſtik dieſes herrlichen deutſchen Mannes, dieſes Prieſters des Menſchenthums ſagt, finde ich ſo vortrefflich, daß ich es mir nicht verſagen kann, es hier unverkürzt einzuſchalten: „Zur künſtleriſchen Production iſt Herder durch die Alten nur ſchwach angeregt worden; auch kann man nicht ſagen, daß ſein Stil den vertrauten Umgang mit den Claſſikern verrieth. Dieſer blumenreiche Stil hatte nichts Erotiſches, es ſei denn die orientaliſche Monotonie der Gleichniſſe von Acker und Baum. In der Jugend ſchrieb er keck und elaſtiſch. Im vorrückenden Alter ward ſeine Gedankenreihe kontinuirlicher, ohne dadurch periodiſcher zu werden. Der Kanzelredner der Humanität löſ'te den Belletriſten ab. Seine Anſchauungen waren ſtets ſittlich äſthetiſch, wie er denn eine ſo reine, tiefe, ahnungsvolle Natur war, daß ihm nicht leicht die Seele einer Erſcheinung entging. Darin liegt ſeine Unübertrefflichkeit als Darſteller des claſſiſchen Alterthums. Von Griechenland entlehnte er das, auch in ſeinen Augen nur beziehungs- und annäherungsweiſe, ſchönſte Beiſpiel der Humanität. Die Idee als Perſon der Humanität fand er in Paläſtina, das Ideal derſelben in ſeinem Buſen. In ſeinem gediegenſten letzten Werke, den Ideen zur Geſchichte der Menſchheit, leuchtet ſein Ideal in allen Strahlenbrechungen, deren der geſchichtliche Stoff nur fähig, und daraus entſtehen ihm jene allgemeinen Regeln der geſchichtlichen Geneſis, welche man am Ende eines jeden Abſchnittes aufgeſtellt findet. Wenn er den Satz lehrte, daß alles werden mußte, wie es geworden iſt, ſo will er dieſen Satz keineswegs dem Grundprinzip der Humanität, das iſt, dem Prinzip freier menſchlicher Kraftentwickelung nach den Geſetzen und im Kreiſe der Menſchheit überordnen oder nebenordnen, ſondern ihn ausdrücklich in ſeiner Abhängigkeit davon darſtellen. Er will unſer Geſchlecht gleich weit von der atomiſtiſchen Zufälligkeit der Ereigniſſe, als von einem über den Wolken geſchmiedeten Kettenringe entfernt halten, indem er die innere und äußere Entwickelung deſſelben ihm, und ihm ausſchließlich, vindicirt. Daß aber dieſe Entwickelung als geſchichtliche, dem Geſetze alles Lebens, der inneren Nothwendigkeit anheim fällt, iſt eine ſo unerſchütterliche Thatſache, als es dieſe iſt, daß die Freiheit — nicht etwa ein Traum — ſondern die reelle Aufgabe iſt, nur dasjenige als nothwendig in und außer ſich zu dulden, was ſich dem Ideenleben harmoniſch integrirt. Dies iſt mit wenigen, aber inhaltſchweren Worten die Herderſche Grundanſicht. Trat ſie ihm nicht immer mit gehöriger Deutlichkeit in's Bewußtſein, ſo ſchützte ihn deſto mächtiger ſein Leben und Weben und ſein Genius vor Widerſprüchen, die man ihm in dieſer Hinſicht etwa zur Laſt legen wollte. Humanität und Freiheit waren ihm gleichbedeutend: für die Zukunft ein Ideal, für die Gegenwart eine Aufgabe, für die Vergangenheit eine Leiſtung, welche den Maaßſtab ihrer Beurtheilung in der Idee der Menſchheit findet. Ich läugne nicht, daß ſich in manchen, beſonders jugendlichen Aufſätzen von ihm, wie z. B. in dem höchſt intereſſanten Vorläufer ſeiner Ideen, welcher den Titel führt: „Auch eine Philoſophie zur Geſchichte der Menſchheit,“ eine ſcheinbar disharmoniſche Anſicht ausſprudelt, welche auf den erſten Blick mehr wild und wogend, als ſittlich und ideenhaltig befunden werden möchte. Allein Herder, unſer ſittlich großer Herder, mag uns dafür Bürge ſein, daß wir jenen Schrei nach Luſt und friſcher Bewegung, welcher hier ſo unbeſtimmt ſich hören läßt, gänzlich mißverſtehen, wenn wir ihm einen andern als ſittlichen, jugendlichen, reinen Inhalt beilegen. Ach! die Jugend iſt faſt immer reiner und beſſer als das Alter, und in manchem Kriegsworte, worüber die greiſe Pairie den Stab bricht, ruht der heilige Geiſt wie im Schooße der unbefleckten Jungfrau. Wenn Herder mit wallenden Locken der Geſchichte zuruft: Kräfte entwickelt! Kräfte losgelaſſen! Einerlei wo hinaus! ſo mag man wohl über das Tumultuariſche dieſes Jugenddranges lächeln, aber verdammen und ſchelten ſoll man es nicht. Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen; und wenn ein Herder die Energie des Lebens um jeden Preis in Schutz zu nehmen ſucht, ſo iſt ſein äußerſtes quand même irgend eine Phantaſie, die edler und ſittlicher als die Wirklichkeit. Ich glaube nicht, daß Herder, als er jenes ſchrieb, über die Geſchichte der Römer und das ſtürmiſche Mittelalter günſtiger urtheilte, als in ſpäterer Zeit, wo er die Briefe zur Förderung der Humanität und die Ideen herausgab. Welcher unter uns, der ein Mann iſt, zieht nicht das dramatiſche Leben, welches Römer und Ritter führten, einem ſchalen Faſching vor? Aber dem Ideale der Humanität, ja nur dem ſchönen Daſein Griechenlands gegenüber ſinkt uns die eine wie die andre Erſcheinung auf eine Stufe der Bildung herab, die Niemand von uns theilen möchte. Herder achtete die große ſittliche Kraft der Römer, aber er fand ſie nach Außen roh und egoiſtiſch, nach Innen zu gepreßt in den ehernen Banden und Ringen einer Entwickelung, welche bloß bürgerlich römiſch, und nicht ſelten etwas weniger als menſchlich — dumpf und ſchauerlich — war. Etwas ähnliches begegnete ihm im Mittelalter. Die Menſchlichkeiten, in welche ſein Urtheil hier verfiel, mögen ihm die Herren von Raumer und von Savigni verzeihen! Wer Herder's Gemälde des Mittelalters zu dunkel findet, mag vor die Staffelei der genannten Herren treten und ſein Auge am paradieſiſchen Glanze weiden. — Muß man nun unſern Herder vor ſolchen Bezüchtigungen grober Widerſprüche im Prinzip durchaus in Schutz nehmen, ſo muß man doch bekennen, daß ſich etwas in die Ideen eingeſchlichen hat, welches nach Herder's Meinung den Begriff der organiſchen Gliederung der Geſchichte durch bildliche Anſchaulichkeit fördern ſollte, aber, bei Licht betrachtet, ſtörend in dieſen Organismus eingreift. Ich meine das unglückliche Bild der Lebensalter, womit Herder ſein Lebelang ſich plagte. Von der altorientaliſchen Geſchichte läßt man ſich gefallen, daß ſie als Kind im Graſe ſpielt, obwohl es immer ein tiefſinniges Kind bleibt, das ſo wunderbare Sprachen und Mythen erdichtet und mit ſeinen Händchen auf den himmliſchen Thierkreis ſo vertraut wie auf ein nürnberger Affenſpiel tupft; auch kann es immerhin Wunder nehmen, daß unter den Kindern auch alte Leute ſind mit langen ſilberweißen Bärten und mit klugen, frommen, väterlichherrſchenden Augen, welche man Patriarchen nennt und gar nicht unter die Kinder zählt.

Aber vom uralten Morgenlande will ich das Bild der Kindheit, oder, wenn man es vorziehen ſollte, in Rückſicht auf den heutigen Morgenländer, der ausſieht wie ein kindiſch gewordener Greis, das Bild des Greiſenalters allenfalls gelten laſſen. Es iſt eben nur ein Bild, das etwas Geheimnißvolles, an der Oberfläche Klares, in der Tiefe Dunkles und Unergründliches bezeichnen ſoll. Es iſt ein Erſatz für das Prinzip der Geſchichte, welches ſich auf ein Zeitalter nicht anwenden läßt, wo Göttliches, Menſchliches und Natürliches mythiſch zuſammenfließt. Aber dies Bild in die Geſchichte aufnehmen, heißt es ſchielend machen und das Prinzip beeinträchtigen. Jede Zeit läuft ihre Perioden durch — die Welt wird alt und wieder jung. Wir ſind nicht alt geworden durch die Erbſchaft aller Zeiten, wir ſind zu betrachten als reicher Leute reiche Kinder, welche das Ihrige und ſich ſelbſt an dem Ihrigen ruiniren, oder einen weiſen Gebrauch davon machen können."

Neben den bisher berührten, von außen kommenden, durch die Geſchichte gegebenen Einflüſſen, machte ſich ein innerer, ein Sehnen und Drängen nach neuen Zuſtänden geltend, gleichſam eine Herausforderung des Weltgeiſtes, die ihre Verbildlichung zuletzt in der Dichtung des Fauſt gewann. Von dieſem Sehnen waren alle hervorragenden Geiſter der neuen Zeit mehr oder weniger behaftet; einige blieben in der Subjectivität ſtecken, andre drangen bis zu einer gewiſſen Objectivität hinan. Man pflegte die Subjectivbefangenen gewöhnlich die „Stürmer und Dränger," wie heute mit dem Namen der Zerriſſenen zu benennen. Wenn **Herder**, wie wir eben gehört haben, mit wallenden Locken der Geſchichte zuruft: Kräfte entwickelt! Einerlei wo hinaus! ſo ſtand er in dieſer geiſtigen Gährung. Es gibt aber keine größere Mannigfaltigkeit als grade im Reiche der Subjectivität, und ſo iſt es denn auch erklärlich, daß die meiſten Schriftſteller ſich nur im Allgemeinſten, in der Oppoſition gegen die Gegenwart begegnen, daß Viele ſogar mit ſich ſelber durch individuelle Entwickelung, durch Fort- oder Rückſchritt in Bezug auf ihre früheren Standpunkte in Widerſpruch geriethen. **Schiller's** Räuber, **Göthe's** Götz ſind aus dieſer Geiſtesrichtung zunächſt hervorgegangen. Sentimentalität, Schwärmerei für das Ideale, Frivolität, Natur- und Kunſtenthuſiasmus, Sansculotismus, griechiſche, mittelalterliche Sympathieen, alle bildeten eine Oppoſition. **Wieland** hat uns an ſich ein Beiſpiel gegeben, wie er heute in dieſer, morgen in jener Richtung ſchaffen konnte Dieſe Weichheit und Flüſſigkeit des Talents zeigt indeſſen mehr Anempfindung als Empfindung. Bei den meiſten Dichtern der ſogenannten klaſſiſchen Periode darf man überhaupt annehmen, daß ſie mehr von poetiſchen al dogmatiſchen Motiven beſtimmt wurden. So feierte **Schil** ler in Maria Stuart, die Poeſie des Katholicismus, ſo benutzte er die mittelalterliche Romantik in der Jungfrau von Orleans, ſo führte er den Chor und die Schickſalsidee der griechiſchen Tragödie in der Braut von Meſſina ein, ſo verherrlichte er die neue Zeit und ihre Sehnſucht nach Freiheit in Wilhelm Tell. Will man die Zerriſſenheit der Stürmer und Dränger an eine beſtimmte literäriſche Erſcheinung anknüpfen, ſo bieten die ſchwermuthvollen Nachtgedanken des Engländers Young, von denen Ebert 1751 eine gute Ueberſetzung lieferte, einen guten Anlaß. Der Name Sturm und Drang iſt bekanntlich dem eines Klinger'ſchen Drama's 1774 entnommen.

Die Hauptrepräſentanten der klaſſiſchen Literatur-Periode mögen hier uns überſichtlich nach Piſchons Leitfaden zur Geſchichte der Deutſchen Literatur vorgeführt werden.

Friedrich Gottlieb Klopſtock.

Geb. 2ten Juli 1724 zu Quedlinburg, Vater Commiſſionsrath, dann Pächter des Amtes Friedeburg an der Saale. Klopſtock 1739 bis 1745 auf der Schulpforte, ſchon hier der Meſſias entworfen, 1745 nach Jena, 1746 nach Leipzig, 1748 ſchon die drei erſten Geſänge des Meſſias gedruckt, 1748 nach Langenſalza. Hauslehrer, lernt Fanny Friederike Schmidt kennen. 1750 zu Bodmer nach

Zürich, 1751 nach Kopenhagen durch Bernſtorf, erhält eine Penſion, um in Muße ſein Gedicht zu vollenden, lernt Cidli Margaretha oder Meta Möller kennen, heirathet ſie 1754, ſie ſtirbt 1758. Nach Bernſtorfs Fall Klopſtock 1771 nach Hamburg als dän. Legationsrath, 1775 in Baden Hofrath, wieder nach Hamburg, heirathet 1791 Johanna v. Windhem, täuſcht ſich über die franzöſiſche Revolution, † 14ten März 1803. Als Menſch liebenswürdig, geſellig, froh, Umgang mit Kindern. Freund des Schrittſchuhlaufens.

Erſter größter Epiker der neuen Zeit, Wiedererwecker und Bildner des Hexameters. Sein Meſſias in 20 Geſängen, 1773 vollendet. (Kein reines Epos, der Gegenſtand zu hoch und ſchon fertig, viel Rede, wenig Handlung, zum Theil ganz lyriſch oder idylliſch, Charaktere vortrefflich, ſo Abbadona, Schilderungen ſehr lieblich.) Erhabner Odendichter, hier wahrhaft klaſſiſch, den Geiſt des Alterthums mit dem der neuen Zeit vermählend, vor allen in den frühern Oden. (An Fanny, die an Cidli, die vaterländiſchen, die fromme und zarte Empfindungen ſchildern; die ſpätern oft kalt, gedrechſelt, Gedanke vorherrſchend, geſchraubt.) Auch hier nur deutſch, daher die verfehlte nordiſche Mythologie, Darſtellung als Barde. Im Liede den Reim verſchmähend, doch groß als Kirchenliederdichter. (Ach, wie hat mein Herz gerungen. Auferſtehn, ja auferſtehn. Wenn ich einſt von jenem Schlummer. Ihr Mitgenoſſen, auf zum Streit.) Elegieen auf altes elegiſches Maaß angewendet Seine Trauerſpiele (Tod Adams, David, Salomo) weniger bedeutend, ſtehen auch der Art der Bildung des damaligen Theaters ganz fern, auch ſeine Bardiete (Hermannsſchlacht, Hermann und die Fürſten, Hermanns Tod), dramatiſche Dichtungen mit lyriſchen Geſängen gemiſcht, die alten Bardenlieder darzuſtellen, zu wenig Wahrheit in ſich, um zu gefallen. Die proſaiſchen Schriften meiſt grammatiſch: die deutſche Gelehrtenrepublik (Urtheile und Wünſche über Literatur), über deutſche Rechtſchreibung, grammatiſche Geſpräche (grammatiſche Weſen ſelbſt wie die Buchſtaben, der Wohlklang u. ſ. f. unterreden ſich). Hauptausgabe: Klopſtocks Werke. Lpz. Göſchen 1798—1817, 12 Bde. (Bd. 11, hinterlaſſene Schriften von Margaretha Klopſtock.) 4. und 8. N. A. daſ. 1823, 12 Bde., und 1829, 13—18 Bd. von Spindler und Bach. 9 Bde. 1840. Leben v. Döring. Weim. 1825.

Gotthold Ephraim Leſſing.

Geb. 22ſten Jan. 1729 zu **Kamenz**, wo ſein Vater Paſtor Primarius. Im 12ten Jahre nach Meißen, Studium der alten Sprache und Mathematik Hauptbeſchäftigungen; dichtet ſchon. Die Lehrer genügen ihm nicht.

Eben ſo in Leipzig ſeit 1746, wo nur Erneſti ihn anzieht. Treibt ſtatt der Theologie Leibesübungen, ſchöne Künſte, ergibt ſich beſonders dem Theater, ſchreibt und überſetzt für daſſelbe mit Weiße. Geht mit Mylius nach Berlin. Darauf in Wittenberg Magiſter; dann wieder in Berlin, mit Moſes Mendelsſohn und Nicolai verbunden. In Potsdam arbeitete er ſeine Miß Sara Sampſon, das erſte deutſche bürgerliche Trauerſpiel. 1755 nach Leipzig, wird kurze Zeit Reiſebegleiter eines Kaufmanns, nach Leipzig zurück, lernt dort Kleiſt kennen. Arbeitet an der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, dichtet 1758 in Berlin den Philotas, wird Mitarbeiter an den Literaturbriefen; beginnt Emilia Galotti. 1760 Gouvernementsſecretair in Breslau, lernt viel Menſchen kennen, ſpielt Faro, entwirft Minna von Barnhelm. 1765 in Berlin, Laokoon erſcheint. 1767 in Hamburg, ſchreibt die Dramaturgie, errichtet mit Bode eine Buchhandlung, Streit mit Klotz. 1770 Bibliothekar und Hofrath in Wolfenbüttel, findet des Berengar von Tours Widerlegung der Transſubſtantiation. Sehr hypochondriſch, 1775 nach Italien. Gibt die Fragmente eines Ungenannten heraus, dann den Nathan. Sein Streit mit Goeze u. a. verbittert ſein Leben. † 15ten Febr. 1781. Von ihm:

Dichteriſche Werke.

1) **Dramatiſche.** a) Luſtſpiele: der junge Gelehrte; der Miſogyn; die Juden; der Freigeiſt; der Schatz; Minna von Barnhelm (mehr Schauſpiel als Luſtſpiel, das bedeutendſte der Zeit). b) Trauerſpiele: Miß Sara Sampſon; Philotas; Emilia Galotti (größtes bürgerliches Trauerſpiel der Deutſchen), erſt um 1771 vollendet. c) Didactiſch-polemiſches Drama: Nathan der Weiſe. 2) **Oden und Lieder.** Fabeln: neue, äſopiſche; drei Bücher, in Proſa (1759, 1783). **Sinngedichte**, deutſche und lateiniſche.

Proſaiſche Werke,

welche zu den vortrefflichſten der Literatur gehören.

1) **Theologiſche**: die Erziehung des Menſchengeſchlechts, 1780. Fragmente des wolfenbüttelſchen Ungenannten, herausgeg. von **Leſſing**, 1778 (der Ungenannte iſt H. S. **Reimarus**, Prof. in Hamburg, ſ. Werk deiſtiſch). Berengarius Turonenſis oder Ankündigung eines wichtigen Werkes deſſelben (dies Werk Berengars iſt ungedruckt geblieben); und viele einzelne Abhandlungen, z. B. hiſt. Einleit. in die Offenbarung Joh. Gedanken über die Herrnhuter u. a. — 2) **Polemiſche**: Anti-Goeze (Streitſchrift wegen der Fragmente) u. a. — 3) **Philoſophiſche**: Ernſt und Falk. Geſpräch über die Freimaurerei. Rettungen (berühmter Männer von Anklagen, z. B.

des Cochläus, Cardanus, Horaz). — 4) Artiſtiſche: Laokoon oder über die Gränzen der Malerei und Poeſie, 1766. Wie die Alten den Tod gebildet. Theatraliſche Bibliothek. Dramaturgie. Briefe antiquariſchen Inhalts (zunächſt gegen Klotz's Werk über geſchnittene Steine). — 5) Literariſche: Leben des Sophokles. Beiträge zur Geſchichte und Literatur der wolfenbüttelſchen Biblioth., von 1773 an. Recenſionen in den Literaturbriefen u. a. — 6) Briefe u. ſ. f.

Geſammtausg. ſeiner Werke. Berlin 1771 — 94, 30 Thle. N. A. 1825—28, 32 Thle. N. A. 12 Thle. 1840.

Chriſtoph Martin Wieland.

Geb. 5ten Septbr. 1733 zu Oberholzheim bei Biberach. Sein Vater dort Prediger, nachher Senior in Biberach. Schon früh dichtend. 1747 nach Kloſterberge auf Schulen, nach Tübingen auf Univerſität, meiſt ſelbſtbeſchäftigt, dichtet ein Epos „Arminius," ſchickt es Bodmer, der ihn zu ſich ladet. Hier bis 1759 eingezogen, ſtudirt Plato, dichtet den geprüften Abraham, ſtrenger Frömmigkeit, ja ſchwärmeriſcher hingegeben. 1760 nach Biberach, Kanzleidirector. Hier viel im Hauſe einer früheren Geliebten, Sophie v. la Roche, geb. v. Gattermann, von ſeinem, gebildetem, doch franzöſiſchem Ton. Wieland durch Studium der franzöſiſchen Schriftſteller bald auf die Seite der Vernunftphiloſophen und Glückſeligkeitslehrer. Schreibt üppige Gedichte, die Romane Don Sylvio di Roſalva und Agathon 1764, das Lehrged. Muſarion. 1769 Prof. in Erfurt, wollte dann nach Wien. 1772 Prinzenerzieher und Hofrath in Weimar, ſchreibt den deutſchen Merkur. Auch Goethe nach Weimar, das ſich ſehr hebt. Wird Goethens Freund. Schreibt viel. Sein Hauptwerk Oberon. Lebt eine Zeitlang auf einem Gute Oſſmannſtedt, muß es wieder verkaufen, 1803 nach Weimar zurück. 1808 Ritter der Ehrenlegion durch Napoleon. † 20ſten Jan. 1813. In ſeinem Hauſe und Familie liebenswürdig, freundlich, rein ſittlich, am liebſten im Kreiſe der Freunde, gaſtfrei. Als Dichter gewandt, lebhafte Phantaſie (deutſcher Ovid), vortreffliche Behandlung des Reims, als Proſaiſt leicht, lebendig, witzig, doch überall franzöſiſcher Anſtrich; hat leider! durch Anſicht und Einfluß manches Unſittliche gewirkt, dagegen iſt er als Dichter und Proſaiſt in vieler Rückſicht um Bildung der Sprache und des Geiſtes verdient. S. Werke Lpz. 1794—1802 bei Goeſchen. 36 Thle. 6 Suppl.-Bde. N. A. von Gruber, Lpz. ſeit 1818 in 49 Bdn. S. Leben v. Gruber, Lpz. 1815, 2 Thle. 1827, 4 Thle. 1839, 36 Bde.

Dichteriſche Werke.

1) Epiſche. Epos: der geprüfte Abraham (eine Patriarchide), in 3 Geſ. Cyrus, 5 Geſ., unvollendet. Ko-

miſche: der neue Amadis in 18 Geſ. Komiſche Erzählungen. Erzählungen und Mährchen, wie Geron der Abliche. Wintermährchen (ausgezeichnet). Schach Lolo. Romantiſche: Idris und Zenide in 5 Geſ., 1767. Vor allen Oberon, romantiſches Heldengeb. in 12 Geſ. (Wielands Hauptwerk. Das Romantiſche ironiſch behandelt, doch ſchon durch Hinwendung aufs Romantiſche verdienſtlich, das Wunderbare natürlich dargeſtellt, Scherz und Ernſt gemiſcht. Viel Schönes, vortreffliche Schilderungen. Nur auch nicht ganz rein.) — 2) Lyriſche: Hymne auf Gott, 1754. Pſalme. — 3) Didaktiſche: Briefe von Verſtorbenen. Muſarion oder Philoſophie der Grazien, 1768. Die Grazien, 1770. — 4) Dramatiſche: Lady Johanna Gray oder der Triumph der Religion, Trauerſpiel, 1758. Klementine von Porretta (nach Grandiſon). Singſpiele: Alceſte, Roſamunde u. a.

Proſaiſche Werke.

1) Romane: Die Abenteuer des Don Sylvio von Roſalva oder Sieg der Natur über die Schwärmerei, 1764. Geſchichte des Agathon, 3 Bde., 1766. (Hauptroman, das griechiſche Leben mit franzöſiſchem Sinn behandelt, oft üppig, ſchönes Stil.) Nachlaß des Diogenes von Sinope. (Diogenes ein gutherziger Sonderling.) Geſchichte der Abderiten, 1774. (Satire auf die Thorheiten kleiner Städte.) Geheime Geſchichte des Philoſophen Peregrinus

Proteus, 1791. (Leben eines Philoſophen in ein Geſpräch gekleidet.) Ariſtipp, in 4 Thl., 1800—1802. (Ueber griechiſches Leben am meiſten belehrend und inſofern vielleicht Wielands beſter Roman, auch ſchön geſchrieben.) Menander und Glycerion, 1803, und Krates und Hipparchia, 1804; zwei griechiſche Romane in Briefen. — 2) Didaktiſch-hiſtoriſche Werke: Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheſchian. Geſchichte des Daniſhmend. — 3) Geſpräche: Araſpes und Panthea. Göttergeſpräche. Euthanaſia. Drei Geſpräche über das Leben nach dem Tode, 1805. Außerdem viele einzelne Aufſätze über Revolution u. a. — 4) Briefe: Briefe an Sophie la Roche (herausgeg. von Fr. Horn, Berlin 1820). — 5) Ueberſetzungen: Shakſpeare's theatral. Werke, nachher von Eſchenburg beſorgt, nur wichtig, weil dadurch S. zuerſt den Deutſchen bekannt wurde. Horazens Briefe, 1782, und Horazens Satiren, 1786. (Meiſterwerke der Ueberſetzung, welche nicht todte Buchſtaben und Formen, ſondern den Geiſt wiedergeben.) Lucians von Samoſata ſämmtl. Werke, 1788 und 89. Cicero's ſämmtl. Briefe, 5 Bde., 1808—12. (Ebenfalls ſehr gut.) — 6) Monatſchriften: Der deutſche Merkur, 1773—1789. Der neue deutſche Merkur (zuletzt mit Böttiger), 1790—1805. Attiſches Muſeum, 4 Bde., 1796—1803, und Neues attiſches Muſeum (mit Hottinger und Jacobs), 3 Bde., 1805 — 1809. (Durch dieſe alle bedeutend auf Bildung und Kenntniß des Alterthums gewürkt.)

Johann Gottfried von Herder.

Geb. 25ſten Aug. 1744 in Morungen in Oſtpreußen, Vater unterſter Lehrer an der Schule, in ärmlichen Umſtänden, vom Prediger Treſcho unterrichtet, folgt einem Wundarzt 1762 nach Petersburg, bleibt aber in Königsberg, ſtudirt Theologie und Philoſophie, daneben Lehrer am Friedrichscollegio. 1765 Lehrer an der Domſchule in Riga, ſchreibt ſeine Fragmente und kritiſchen Wälder, 1767 Prediger, 1768 Reiſeprediger des Prinzen von Holſtein-Eutin, lernt in Straßburg Goethe kennen. 1770 Hofprediger und Conſiſtorialrath in Bückeburg. 1775 zum Profeſſor in Göttingen berufen, doch nicht angeſtellt, wird Hofprediger, Generalſuperintendent und Ober-Conſiſtorialrath in Weimar, 1789 Vicepräſident des Ober-Conſiſtoriums, 1801 in den Adelſtand erhoben. † 18ten Decbr. 1803. — Großer Genius, das Fremdartigſte in ſeinem Geiſte umfaſſend, ſchon früh große Kenntniſſe. Der Dichter und Philoſoph in ihm verſchmolzen. Alles, was er bearbeitet hat, zeugt von ſeiner Genialität, wie in ihm (nach Jean Paul) helleniſche Lebensfriſche in indiſcher Lebenswürde vereint iſt, woneben er wieder das tief Chriſtliche in ſich trug. Ein Freund allegoriſcher Darſtellung, wie ſeine Allegorien (Paramythien u. ſ. f.) ſelbſt zu dem Höchſten deutſcher Kunſt und Poeſie gehören. Als Dichter ſelten ganz originell, aber alles Fremde nach eignem Geiſt geſtaltend und ſelbſt überall dichteriſch: das ſchöne Fremde, wo er es fand, hervorziehend (hebräiſche Poeſie, griechiſche Anthologie, Cid, Legenden, Stimmen der Völker). Als Philoſoph Eklektiker, das Fremde auch hier eigenthümlich auffaſſend. Sein Hauptwerk ſeine Ideen zur Geſchichte der Menſchheit, das geiſtreichſte Werk dieſer Gattung. Als Theolog ſich frei gegen den Buchſtaben auflehnend, aber am Geiſte des Chriſtenthums feſthaltend, daher bald als Kämpfer gegen ſtarre Dogmatik den Orthodoxen, bald als Streiter gegen fade Aufklärung den Heterodoxen ein Anſtoß. Als Prediger einfach und doch höchſt beredt. Als Kritiker höchſt geiſtvoll, oft ſtreng, ſelbſt bitter, aber überall nur das Ewigwahre im Auge.

Dichteriſche Werke.

Epiſches: Der Cid nach ſpaniſchen Romanzen. Legenden (vortrefflich). — **Lyriſches:** Gedichte, Bilder und Träume. Stimmen der Völker in Liedern. Chriſtliche Hymnen und Lieder (Viele vortrefflich, nur nicht immer kirchlich.) Kantate. Ueberſetzungen aus Horaz, Pindar, Balde u. a. in der Terpſichore, 3 Thle. — **Didaktiſches:**

Epigramme, beſonders römiſche Anthologie. (Früher in den zerſtreuten Blättern.) Fabeln. Paramythien. Morgenländiſche Ueberſetzungen, wie das Roſenthal von Sadi. Ueberſetzungen von Satiren des Horaz, Perſeus. — Dramatiſches: Dramen mit Geſängen: Admetus Haus u. a.

Philoſophiſche Werke.

Präludien zur Geſchichte der Menſchheit, wobei die Abhandlung über den Urſprung der Sprache. Ideen zur Geſchichte der Menſchheit (ſeit 1784), 4 Bde. Poſtſcenien zur Geſchichte der Menſchheit (von der Seelenwanderung). Seele und Gott. Briefe zur Beförderung der Humanität, 1793—96, 3 Thl. Metakritik, 1799, 2 Thl. Auch Adraſtea, Begebenheiten und Charaktere des 18ten Jahrhunderts, hierher, doch theils ganz hiſtoriſch. Schulreden.

Theologiſche Werke.

Vom Geiſt der hebräiſchen Poeſie (ſeit 1782). Salomons Lieder der Liebe, 1778. Aelteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts (ſeit 1774). Erläuterungen zum neuen Teſtament. Maran Atha. Das Buch von der Zukunft des Herrn, 1779. Chriſtliche Homilien und Predigten. An Prediger 15 Provinzialblätter (auch gegen Spalding).

Kritiſche Werke.

Ueber die neuere deutſche Literatur, 1767. Kritiſche Wälder, 1769. Perſepolis. Briefe, das Studium der

Theologie betreffend, 1780, 2 Thle. Kalligone, Verſtand und Erfahrung (gegen Kant) u. a. m. Neueſte Ausgabe ſeiner Werke in 60 Thln., Stuttgart und Tübingen 1827 ff. Sein Leben, von ſeiner Gattin M. K. von Herder, 2 Thl., Tübingen 1820; von H. Döring, Weimar 1823.

Joh. Wolfgang von Goethe.

Geb. 28ſten Aug. 1749 zu Frankfurt a. M. Vater kaiſerlicher Rath, welcher, ſelbſt vielfach gebildet, jedes Talent des Sohnes zu entwickeln ſuchte. Goethe 1765 nach Leipzig, treibt am meiſten Dichtkunſt und Kunſtgeſchichte, verſucht auch das Kupferſtechen. 1768 kränkelnd nach Frankfurt zurück, ſtudirt myſtiſch-chemiſche Werke. 1770 nach Straßburg, wo er Herder kennen lernt und Doctor der Rechte wird. Nach Frankfurt zurück. Götz von Berlichingen und Werther's Leiden, 1773 und 1774, begründen den Ruf des Dichters. 1776 als Legationsrath nach Weimar, 1779 wirklicher Geh. Rath. 1782 Kammerpräſident und geadelt. 1786 reiſt er nach Italien und Sicilien, wird dann Premierminiſter in Weimar, Inhaber vieler Orden, auch Ritter der franzöſiſchen Ehrenlegion. Stirbt nach einem reichen Leben und bis in das hohe Alter für Kunſt, Wiſſenſchaft und Natur vielfach geſegnetem Würken am 22ſten März 1832. — Sein Einfluß als Schriftſteller unendlich groß. Er befreite die Kunſt von willkürlichem Geſetzeszwang, verſchmolz ſie mit dem Leben, umfaßte die neue Zeit und nahm ihr Bedürfniß und Streben in ſich auf; daher auch viele ſeiner Werke eine ganze Richtung der Zeit andeuten und ein Heer Nachahmungen veranlaſſen, wie Götz von Berlichingen und Werther's Leiden. Jede ſeiner Darſtellungen eigenthümliches Gepräge durch rein objective Auffaſſung, daneben ein rein deutſcher Dichter, obſchon allen Zeiten und allen Nationen angehörig. In jeder Gattung des Dichteriſchen groß. Es ſind mehrere Perioden ſeiner Dichterwirkſamkeit zu unterſcheiden.

Dichteriſche Werke.

Epiſches: Balladen, Romanzen u. ſ. f. Hermann und Dorothea. Bearbeitung des Reinecke Fuchs. Achilleus. — Lyriſches: Lieder, Oden, Sonette, vor allen Elegien (durch Goethe zuerſt wieder im alten Geiſt und Versmaaß, wie Euphroſyne). Auch der weſtöſtliche Divan gehört hierher. — Didaktiſches: Lehrgedichte, Epiſteln, Satiren (Götter, Helden und Wieland, 1774), Epigramme (Xenien, 1797), Gnomen u. a. — Dramatiſches: 1) Luſtſpiele: Laune des Verliebten und die Mitſchuldigen, 1769. Die Geſchwiſter. Scherz, Liſt und Rache, 1790. Großkophta, 1792. Bürgergeneral, 1793, u. a. 2) Schauſpiele: Götz von Berlichingen, 1773 (dramatiſirt und als Schauſpiel für die Bühne im Nachlaß). Stella, Schauſpiel für Liebende, 1776. Claudine von Villabella, mit Geſang, 1776. 3) Trauerſpiele: Clavigo, 1774. Iphigenie in Tauris, 1787. Egmont, 1788. Torquato Taſſo, 1789. Fauſt, ein Fragment, 1790; zweiter Theil im Nachlaß, vollendet 1831. Mahomed und Tankred, zwei Trauerſpiele nach Voltaire, 1802. Die natürliche Tochter, 1804. 4) Andere dramatiſche Sachen, wie Singſpiele (Jery und Bätely, Erwin und Elmire), Prologe (Was wir bringen, 1802. Des Epimenides Erwachen, 1815. Pandora) u. a.

Proſaiſche Werke.

Romane: Die Leiden des jungen Werther, 1773. Wilhelm Meiſters Lehrjahre, 1792. Die Wahlverwandtſchaften, 1809. Wilhelm Meiſters Wanderjahre oder die Entſagenden, Thl. I., 1821; Thl. II., 1829. Novellen u. a. — Wiſſenſchaftliche Werke: 1) Geſchichtliche: Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung, 1811—17. (Goethe's Leben 3 Thl., wozu dann Fragmente 2 Thl., Italiäniſche Reiſe 3 Thl., Campagne von 1792 und Belagerung von Mainz 1 Thl. und Annalen 2 Thl. kommen, ohne ein vollſtändiges Ganze zu bilden. Im Nachlaß noch: Aus einer Reiſe in die Schweiz, 1797. Reiſe am Rhein und Main, 1814 und 15.) Das Römiſche Carneval, 1792. Benevenuto Cellini, 2 Thl., 1801. Winckelmann und ſein

Jahrhundert, 1806. Philipp Hackert, 1811. 2) Didaktiſches: a) Kunſtwiſſenſchaft: Von deutſcher Baukunſt, 1772. Von deutſcher Art und Kunſt (worin das vorige) 1773. Propyläen, periodiſche Schrift, 3 Bde., 1798 — 1800. Kunſt und Alterthum, Zeitſchrift, 1816 — 1826, 6 Thl. Viele Recenſionen u. a. (auch im Nachlaß, Thl. 5). b) Naturwiſſenſchaft: Optik, 1807. Zur Farbenlehre, 1810. Ueber die Metamorphoſe der Pflanzen, 1831 u. a. c) Rhetoriſche: Reden (z. B. auf Wieland's Tod, 1813). — Ueberſetzungen: Rameaus Neffe von Diderot, 1815. Ausgabe ſeiner Werke letzter Hand, Stuttg. und Tübing. 1827 — 30, 40 Bde. 8. und 12., und nach Goethe's Tode noch hinterlaſſene Werke, daſelbſt ſeit 1832 bis jetzt 15 Thl. Leben von H. Döring, Weimar 1828. Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter, mit Schiller, mit Gräfin Auguſte zu Stolberg. Eckermann's Bekenntniſſe. N. A. in 2 Bdn. 1836. 40 Bde., 1840.

Friedrich von Schiller.

Geb. 10ten Nov. 1759 zu Marbach in Würtenberg. Sein Vater Lieutenant, nachher Major und Commandant des Luſtſchloſſes Solitüde. Schon früh von feuriger Phantaſie. 1773 auf der ſtrengen Militairakademie, nachher hohe Carlsſchule in Stuttgart. Treibt außer Latein faſt nur Dichteriſches; Klopſtock und das alte Teſtament ziehen ihn an, nachher Gerſtenberg's Ugolino, Goethe's Götz u. a.; vor allen Shakeſpeare. Schiller's eigne Kraft bricht erſt in den Räubern hervor, 1777. Er war Militair-Arzt geworden, nahm 1782 ſeinen Abſchied, wurde in Manheim beim Theater angeſtellt, dichtet Kabale und Liebe. Nachher in Dresden, dichtet Don Karlos, treibt viel Geſchichte, lebt in Leipzig, 1787 in Weimar, 1789 durch Goethe außerord. Prof. in Jena, lehrt Geſchichte und Aeſthetik, ſtudirt Kant, ſchreibt Geſchichte des dreißigjähr. Krieges, 1796 ordentl. Prof. in Jena, 1802 in den Adelſtand erhoben. Nachher lebte er in Weimar. Hier ſchreibt er ſeine Haupttragödien. 1804 reiſt er nach Berlin, kommt krank zurück, † 9ten Mai 1805. Großer, vielen größter dramatiſcher Dichter der Deutſchen, dies Hauptſache, obſchon auch als Lyriker ſehr groß und von bedeutenden Anlagen zum Epiſchen. Auch als Philoſoph und Geſchichtsforſcher dem Dramatiker untergeordnet. Gedankentiefe, ſittliche Größe, innerer, nie geſchlichteter Kampf ſein Weſen. In ihm drei Hauptperioden: der glühenden, ungezügelten Phantaſie, der durch philoſophiſche Bildung beherrſchten, der der erhabnen ſittlichen Geſinnung. — Objective Darſtellung gelingt ihm nie ganz, überall erkennen wir ihn ſelbſt; auf einem ganz andern Standpunkt als Goethe.

Dichteriſche Werke.

Dramatiſche: 1) Ernſtere: Die Räuber, ein Schauſpiel, 1777. Die Verſchwörung des Fiesko zu Genua, ein republikaniſches Trauerſpiel, 1783. Kabale und Liebe, ein bürgerl. Trauerſpiel, 1784. Don Carlos, Infant von Spanien, ein dramatiſches Gedicht, 1787. Der verſöhnte Menſchenfeind, Fragment. Wallenſtein (Lager, Piccolomini, Tod), ein dramatiſches Gedicht, 1800. Maria Stuart, ein Trauerſpiel, 1800. Die Jungfrau von Orleans, eine romantiſche Tragödie, 1801. Die Braut von Meſſina, oder die feindlichen Brüder, ein Trauerſpiel mit Chören, 1803. Wilhelm Tell, ein Schauſpiel, 1804. Fragmente im Nachlaß: Demetrius, Warbeck, der Maltheſer, die Kinder des Hauſes. — 2) Leichtere: Die Huldigung der Künſte, ein lyriſches Spiel, 1804. Turandot, Prinzeſſin von China, ein tragi-komiſches Mährchen nach Gozzi. Der Paraſit, Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen. — 3) Ueberſetzungen: Iphigenia in Aulis, von Euripides; Scenen aus den Phöniſſen, Macbeth, von Shakeſpeare; Phädra, von Racine; Neffe als Onkel, Luſtſp. v. Piccard. — Lyriſche Gedichte: Lieder, Elegieen (der Spaziergang). — Epiſche: Balladen und Romanzen, Ueberſetzung aus der Aeneide. — Didaktiſche: Lehrgedichte, z. B. die Künſtler, das Ideal und das Leben; Parabeln und Räthſel, Epigramme, Xenien (1796).

Proſaiſche Werke:

Roman: Der Geiſterſeher, 1789; unvollendet. Mehrere Erzählungen. — Geſchichte: Geſch. des Abfalls der vereinigten Niederlande, 1788. Geſch. des 30jähr. Krieges, 1790. Viele einzelne Abhandlungen, z. B. die Belagerung von Antwerpen. Allgem. Sammlung hiſtoriſcher Memoires von mehreren Verf., herausg. v. Schiller, 1790—1806, 29 Bde. Geſch. der merkwürd. Rebellionen und Verſchwörungen u. a. — Didaktiſches: Viele einzelne kritiſche u. a. Abhandl., Recenſionen u. dgl. — Journale: 1) Anthologie auf 1782. 2) Rheiniſche Thalia, nachher Thalia genannt, 1785—1791. 3) Die Horen, 1795—1807. (Eine der vortrefflichſten Monatsſchriften.) 4) Muſenalmanach von 1795—1800. Ausgabe ſeiner Werke Stuttg. u. Tüb. 1827, 28. 18 Thle. Ausg. in Einem Bde. 1829. Tüb. 1835, 12 Bde. 8. Daſ. 1838. 12 Bde. 16. Viehoff u. G. Schwab. Sein Leben v. H. Döring. Briefe an Dalberg 1819. Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. Stuttg. 1828, 29. 6 Thle. zwiſchen Schiller und Wilh. von Humboldt. Neueſte Schriften über Schiller von Hoffmeiſter.

Zwei Namen müſſen von den vielen, die mehr oder weniger eine einflußreiche Stellung in der Zeit einnahmen, hier noch hervorgehoben werden: Joh. Joach. Winckelmann und Joh. Heinr. Voß. Beide haben als Zöglinge des Alterthums nicht nur durch eigne hervorragende Arbeiten, ſondern auch durch die Art und Weiſe, wie ſie die Neuzeit in Beziehung zum Alterthum gebracht haben, einen tiefen, nachhaltigen Einfluß auf die Geſtaltung der Literatur gehabt.

Joh. Joach. Winckelmann.

Geb. 9ten Decbr. 1717 zu Stendal, Vater armer Schuhmacher, 1738 in Halle, ſtud. mehr alte Literatur als Theologie, in Jena italieniſch und engliſch, in bitterer Armuth nach Hamburg zu Fabricius Auction, 1743 Conrector zu Seehauſen, dann zum Grafen von Bünau in Nöthenitz bei Dresden, hier immer tiefer in die Kunſt eingeweiht. 1754 katholiſch, um in Rom unterſtützt zu werden. 1755 nach Rom, Card. Albani und Raphael Mengs für ihn, auch Benedict XIV. 1758 in Neapel und Florenz. 1763 wurde er Aufſeher aller Alterthümer in Rom, 1764 erhält er die Anwartſchaft auf ein Scrittorat an der Vaticana. Nachdem er viermal Neapels Alterthümer unterſucht hatte und in Berlin eine franz. Ueberſetzung ſeiner Geſchichte der Kunſt veranſtalten wollte, reiſte er 1768 nach Deutſchland, wurde aber hier in tiefe Schwermuth verſenkt, und mußte von Wien aus nach Italien umkehren. Auf der Rückreiſe in Trieſt von einem Italiener, Archangeli, ſeiner Goldmünzen wegen den 8ten Juni 1768 ermordet. Ein großer, im klaſſiſchen Alterthum gebildeter Geiſt. Schöpfer der Kunſtgeſchichte. Eleganter, blühender Stil. Von ihm: Geſchichte der Kunſt des Alterthums, ſein großes unſterbliches Hauptwerk. Daneben viele einzelne Abhandlungen über Kunſt und Briefe. (Ausgabe ſ. Werke von Fernow, Meyer u. Schulze. Dresd. 1808 ff. 8 B. — v. Eiſelein. Donau-Eſchingen 1825 bis 30. 12 B. — von Goethe, Winkelm. u. ſ. Jahrh.)

Joh. Heinr. Voß.

Geb. 20ſten Feb. 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg. Vater Pächter, zuletzt Schulmeiſter. Noch vor der Univerſität Hauslehrer, um ſtudiren zu können. Boje zog ihn 1772 nach Göttingen, er ſtud. unter Heyne ſehr fleißig, in den Dichterverein aufgenommen, 1775 in Wandsbeck privatiſirend, 1778 Rector zu Otterndorf in Hadeln, 1782 in Eutin, ſeit 1786 mit dem Character Hofrath, legt 1802 ſein Amt nieder, privatiſirt in Jena, lebt dann in Heidelberg als badenſcher Hofrath und Akademiker, ſtarb 29ſten März 1826. Scharfer, geſunder Verſtand und klaſſiſche Gelehrſamkeit zeichnen ihn aus, nicht große, ſchaffende Phantaſie. Feind alles Schwärmeriſchen. Naturgemälde gelingen ihm am beſten, nur oft zu natürlich. S. Idyllen deutſche

Kraftgemälde, ſ. Luiſe das erſte bedeutende idylliſche Epos. — Als Ueberſetzer hochberühmt, aber die deutſche Sprache in helleniſche und voſſiſche Feſſeln zwingend, und Shakespeare wie Horaz oft ganz undeutſch darſtellend. — Von ihm zunächſt Idyllen, worunter einige plattdeutſche in Hexametern (Königsb. 1800);. Luiſe, ein ländliches Gedicht in 3 Idyllen (Königsb. 1795. Viele Ausg. bis 1826). — Ferner Lieder, Oden; Elegien und Epigramme. — Sämmtl. Gedichte 7 Thle. Königsb. 1802 u. Ausg. letzter Hand 1825. 4 Thle. — Ueberſetzungen: 1) Homer's Werke (1793. Fünfte Ausg. Tüb. 1821. 4 Thle. 1840, 1 Bd.) S. Hauptüberſetz. — 2) Virgil's Werke. 3 Bde. 1799. Dritte Ausg. Braunſchw. 1822. — 3) Verwandlungen nach Ovidius. 2 Thle. 1798. (Nur Auswahl). 2te Aufl. Braunſch. 1829. — 4) Heſiod's und Orpheus Werke. Heidelb. 1806. — 5) Horatius Werke (1806 u. 1822). — 6) Ariſtophanes. 3 Bde. Braunſchw. 1821. — 7) Aratos, Heidelb. 1824. — 8) Mit ſeinen Söhnen vereint Shakespeare. Viel zu ſteif, oft ganz unverſtändlich. — 9) Mit ſeinem Sohne H. Aeſchylos. Heidelb. 1826. — 10) Propertius Werke. Braunſchw. 1830. — Zu den proſaiſchen Schriften vor allen: mythologiſche Briefe von J. H. Voß. 2 Bde. Königsb. 1794. 2te Aufl. Stuttg. 1827. 3 Bde. (Kampf mit Heyne) u. ſ. Buch: Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? 1819. Eins der ſchneibendſten und verwundendſten. Antiſymbolik 1824—26. 2 Thle. — Krit. Blätter 1828. 2 Thle. Briefe, herausg. von A. Voß, Halberſtadt 1829. — Leben und Todeskunden über Voß von Paulus. Heidelb. 1826.

Wenden wir uns jetzt zu den Leiſtungen in den einzelnen Gattungen, wo wir unvermeidlicher Weiſe neben den eben genannten Heroen auch weniger bedeutende Dichter und Schriftſteller anführen müſſen. Der Raum verbietet ein genaueres Eingehen und ein ſcharfes Abgrenzen.

Epiſche Dichtung.

Die Zeit der epiſchen Poeſie iſt die des anfangenden Nationalbewußtſeins, ſie wird mythiſch, nicht philoſophiſch wiedergeſpiegelt. Man begreift es daher leicht, wie vergebens alle neuere Verſuche ausfallen werden, ein Epos zu conſtruiren. Wie ſchön und täuſchend auch Einzelheiten in dergleichen Verſuchen ſich ausnehmen können, das Ganze wird ſchwerlich ſich wie etwas Urſprüngliches, wie etwas Naturgemäßes ausnehmen. Das moderne Epos wird immer eine Treibhausblume bleiben. Dieſer Ausſpruch, der jetzt zur geläufigen Wahrheit geworden, war im vorigen Jahrhundert nichts weniger als feſtgeſtellt, und es war ein Wetteifer unter den Dichtern grade für dieſe Gattung der Poeſie, wie er ſich ſchwerlich jemals wiederholen wird, —

ein Wetteiſer, der von da aus auf den Roman, den man nicht unpaſſend ſtellvertretend eingeſetzt hat, übergegangen iſt. Die Anregung kam aber auch mehr von außen als innen. **Bodmer's** Ueberſetzung von **Milton's** verlornem Paradies erweckte zunächſt den Wunſch nach eigner ſelbſtſtändiger Production. **Klopſtock's** Meſſias iſt, wie wenig er auch den Anforderungen eines vollendeten Epos entſpricht, eine glückliche, aus ihr hervorgegangene That. Schwache Nachahmungen ſind **Bodmer's** Noachide und **Wieland's** geprüfter Abraham. **Bodmer's** Bearbeitungen altdeutſcher Heldengedichte, ſein Parcival und die Rache der Schweſter in Hexametern (1753) ſind ebenfalls mißlungen. Schöne Einzelheiten finden ſich in dem überſchwänglichen **Donatoa** oder das Weltende, ein religiöſes Epos von Fr. **Anton** Freiherrn v. **Sonnenberg**, geb. 1770, geſt. 1805. **Chriſtoph Otto von Schönaich**, geb. 1725, geſt. 1805, verſificirte in **Gottſched**ſchem Geſchmack Gegenſtände der vaterländiſchen Geſchichte, Herrmann oder das befreite Deutſchland, und Heinrich der Vogler oder die gedämpften Hunnen. Viele legten ſich auf die komiſche Epopöe. F. W. **Zachariä** dichtete nach dem Muſter von **Pope's** Lockenraub, den Renommiſten, Verwandlungen, das Schnupftuch, Phaeton und Murner in der Hölle; **Uz** den Sieg des Liebesgottes; **Joh. Jac. Duſch** das Toppee, den Schooßhund. **Wieland's** komiſche Dichtungen ſind bereits früher angeführt. Sie zeichnen ſich vor allen aus. Ihm ahmte doch nicht mit beſondern Glücke nach in Doolin von Mainz und in Bliomberis, in zwei romantiſchen Epopöen, Joh. Baptiſt von Alxinger. Dieſem verwandt in der Auffaſſung iſt Friedr. Aug. Müller, geb. zu Wien 1767, geſt. 1807, in Richard Löwenberz, Alfonſo und Adelbert dem Wilden. — Als eine beſondere Art des komiſchen Heldengedichts wurde die Traveſtie behandelt. Die traveſtirte Aeneide von Aloys Blumauer und die Jobſiade von Karl Arnold Kortüm verdienen hier hervorgehoben zu werden. — Die poetiſche Erzählung wurde von Hagedorn wieder in die Literatur eingeführt. Sie ſind ganz im franzöſiſchen Ton gehalten. Auch Gellert, Gleim, Leſſing, Wieland, Ludw. Heinr. von Nicolai u. A. dichteten Erzählungen mit didaktiſcher Tendenz. — Um die Wiederbelebung der Legende machten ſich beſonders verdient Herder und L. Theobul Koſegarten, geb. 1752, geſt. 1818. — In der Ballade und Romanze iſt nach den nicht beſonders gelungenen Verſuchen von Gleim und Johann Friedrich Löwen von Bürger, J. L. Grafen zu Stolberg, Schiller und Goethe das Ausgezeichnetſte geleiſtet worden. — Ich nehme hier Gelegenheit zur Einſchaltung einer kleinen Charakteriſtik Bürgers nach Winter, da Bürger als der erſte glückliche Begründer der Romanze anzuſehen iſt. Gottfried Auguſt Bürger wurde 1748 in Volmerswende im Halberſtädtiſchen geboren, und ſtarb 1794 als Profeſſor in Göttingen. Bürger iſt der erſte deutſche Volksdichter im wahrhaft poetiſchen Sinne, und hat als Volkslieder- und Balladendichter unſtreitig den erſten Rang. Die warm und friſch aus dem menſchlichen Gemüthe ſich ergießende und deswegen auch jedes menſchliche Gemüth ergreifende urſprüngliche populäre Poeſie hielt er für die wahre, und dieſe Volkspoeſie zeigte ſich ihm zuerſt ohne Hülfe der Gelehrſamkeit im Geiſte der griechiſchen Vorwelt vollendet in den homeriſchen Gedichten, und im neueren romantiſchen Geiſte, weniger ausgebildet und darum weniger kräftig und wahr, in den alten engliſchen und ſchottiſchen Balladen. Bürger erweiterte die Grenzen der echt-germaniſchen, aber dem eignen Vaterland fremd gewordenen Dichtungsart, indem er die Kunſt der maleriſchen Beſchreibung, die er ſeinem Studium der Homeriſchen Gedichte verdankte, auf die Ballade übertrug, und ihr zugleich in allem, was zur Bildung der Sprache und der Versarten gehört, eine meiſterhafte Vollendung einhauchte. Daher ſind die längeren Balladen von Bürger, zum Beiſpiel die Lenore und die Entführung, einzig in ihrer Art. — In der Idylle hatte zur Zeit Salomon Geßner, geb. zu Zürich 1730, geſt. daſ. 1787, ſich einen großen Namen im In- und Auslande gemacht. Sein Tod Abels, der erſte Schiffer und viele andere in ungebundener Rede abgefaßte Idyllen hatten ſich bei aller innern Haltloſigkeit eine weite Verbreitung verſchafft. Götz und Kleiſt rangen mit Geßner nach der Palme. — Eine neue und beſſere Bahn in der Idylle brach Joh. Heinrich Voß, indem er ſtatt der auf abſtractem Wege entſtandenen Hirtenwelt bei Geßner eine wirkliche vorführte. Voß's Luiſe und Goethe's Herrmann und Dorothea ſind an Inhalt und Umfang als die ſchönſten Blüthen dieſer poetiſchen Gattung anzuſehen.

Lyriſche Dichtung.

Für die Lyrik begann mit Hagedorn und Haller eine beſſere Richtung. Die vorzüglichſten Liederdichter vor Goethe und Schiller ſind: Pyra, Giſeke, Zachariä, Ebert, Gleim, Götz, Chr. Felix Weiße, Heinr. Wilhelm von Gerſtenberg, Anna Luiſe Karſch. Oden dichteten: S. G. Lange, Uz, Ramler, Chr. E. von Kleiſt, Joh. A. Cramer, Carl Maſtalier, Klopſtock, nach dieſem J. H. Voß, Fr. L. Graf zu Stolberg und Chr. Friedr. Daniel Schubart. — Die ſogenannte Barden- und Skaldenpoeſie, welche Klopſtock einführte, fand an Michael Denis, geb. zu Schärding in Oeſtreich 1729, geſt. zu Wien 1800, dem wir die erſte Ueberſetzung Oſſians in antikem Versmaaß verdanken, und an **Karl Friedr. Kretſchmann** eifrige Bearbeiter. In der pindariſchen Dithyrambe verſuchte ſich zuerſt **Joh. Gottlieb Willamov**. Vortreffliche Lieder und Elegien beſitzen wir von den Dichtern des Hainbundes. In der Elegie zeichneten ſich aus **Hölty**, **L. Fr. Günther von Göckingk**, **Friedr. von Mathiſſon**, **Joh. Gaudenz von Salis**; im Volksliede **J. H. Voß**, die Brüder **Stolberg**, **J. M. Miller**, **Mathias Claudius**, der gemüthliche Wandsbecker Bote, wie er ſich ſelbſt nach einer von ihm herausgegebenen Zeitſchrift nannte, **Joh. Casper Lavater**. Was **Goethe** und **Schiller** in der Lyrik geleiſtet, gehört zum Höchſten und Vortrefflichſten aller Literaturen. — Kirchenlieder, religiöſe Oden und Hymnen dichteten **Gellert**, **Klopſtock**, **Cramer**, **Uz**, **Cronegk**, **Chriſtoph Neander**, **Balth. Münter**, **Lavater**, **Niemeier** u. v. A.

Didaktiſche Dichtung.

Die didaktiſche Tendenz war lange vorwaltend; die älteren Aeſthetiker ſahen in der Poeſie nur eine wohlredende Lehrerin, die dem Ernſt der Doctrin durch eine gefällige Form Aufnahme zu verſchaffen ſucht. **Haller** und Hagedorn galten lange als Muſter, denen Friedr. Karl. Caſimir von Creuz in ſeinem Gedicht „die Gräber," Joh. Phil. Lorenz Withof in ſeinen „Moraliſchen Ketzern" und „Ueber die ſinnlichen Ergötzungen," Chriſt. Joſ. Sucro u. A. nachſtrebten. Die meiſten Glieder der ſächſiſchen Schule legten ſich auf das Lehrgedicht. Erwähnungswerth ſind die Einſamkeit von Cronegk, das Glück der Liebe von Giſeke und der Verſuch über die Kunſt, ſtets fröhlich zu ſein, von Uz, die Grazien von Wieland, Halladat, oder das rothe Buch, von Gleim, Jeſus Meſſias, oder die Zukunft des Herrn, von Lavater, die Kunſt zu lieben, von Joh. Caſp. Frd. Manſo, und die Urania von Aug. Tiedge (geb. 1752). — Tiedge's Werke, 1823—29, 8 Bde. — Die Fabel wurde zuerſt von Hagedorn und beſonders von Gellert wieder populär gemacht. Lichtwer, Gleim, Leſſing (verfaßte ſeine Fabeln in Proſa und fand einen glücklichen Nachfolger an Georg Schatz, geb. zu Gotha 1763, geſt. daſelbſt 1795), Gottlieb Conrad Pfeffel (geb. zu Colmar 1736, geſt. daſ. 1809) haben in der Fabel Ausgezeichnetes geleiſtet. Genannt zu werden verdienen auch Meißner, Michaelis, Peſtalozzi. Verwandt mit der Fabel ſind Herder's Paramythien und Fr. Ad. Krummacher's (geb. zu Tecklenburg 1768) Parabeln. — Das Epigramm wurde mit Glück bearbeitet von Abr. Gotth. Käſtner (geb. zu Leipzig 1719, geſt. zu Göttingen 1800), Joh. Joach. Ewald Göckingk und in neuerer Zeit vorzüglich von Joh. Chriſt. Friedr. Haug (geb. 1769, geſt. 1829). Dieſe Dichtungsart fand eine ſchöne Erweiterung in Herder's Bearbeitung einiger auserleſenen Stücke der griechiſchen Anthologie und in Goethe's Venetianiſchen Epigrammen. — Poetiſche Epiſteln ſchrieben J. E. Schlegel, Uz, J. A. Ebert, Gleim, J. G. Jakobi, Gotter, Göckingk u. A.; poetiſche Satiren F. L. Graf zu Stolberg, Joh. Benjam. Michaelis u. A.

Dramatiſche Dichtung.

In keiner Gattung der Poeſie zeigte ſich Gottſched's Einfluß nachhaltiger, als in der dramatiſchen. Die letzten Spuren volksthümlicher Elemente wurden beſeitigt — durch Gottſched wurde bekanntlich 1737 der Hanswurſt vom Theater verbannt und feierlich begraben — die franzöſiſche Dramaturgie eroberte die deutſche Bühne. Gottſched, ſeine Frau und mehrere ſeiner Schüler überſetzten oder ſchrieben für die Bühne die Stücke, welche er in ſeiner deutſchen Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Alten, Leipzig 1741 ff., 6 Bde. 8., herausgab. Klopſtock's Verſuche, die bibliſche und altdeutſche Stoffe behandelten, boten kein dramatiſches Intereſſe. Erſt mit Leſſing erwacht ein deutſches Drama, das ſich in ihm mehr auf kritiſchem Wege entfaltete. Gab Leſſing von der einen Seite dem franzöſiſchen Geſchmack der Gottſchedſchen Schule den Todesſtoß, ſo arbeitete er jedoch von der andern Seite, indem er eine Zeitlang den falſchen Anſichten des geiſtreichen Diderot von der Natürlichkeit der dramatiſchen Poeſie beiſtimmte — er überſetzte ſelbſt Diderot's Theater, Berl. 1760, 2 Thle. 12, u. 1781, 8. — der Mittelmäßigkeit in die Hände. Das bürgerliche Trauerſpiel und das rührende Luſtſpiel ſind nur untergeordnete Gattungen, in denen auch von der begabteſten Kraft nicht das Höchſte erreicht werden kann. Indeſſen huldigte Leſſing gleichzeitig Shakespeare und dem ihm nachringenden größten deutſchen Dichter. Schiller und Göthe erſtiegen die höchſten Höhen der dramatiſchen Kunſt. — In den Trauerſpielen von Joh. El. Schlegel, Cronegk und Weiße ſind die von Gottſched aufgeſtellten Regeln in Anwendung gebracht. Der Alexandriner iſt noch das herrſchende Versmaaß. Nach dem Erſcheinen der Miß Sara Sampſon (1755), dem erſten bürgerlichen in Proſa abgefaßten Trauerſpiel, verlor ſich die Autorität Gottſched's immer mehr. Selbſt Weiße verließ die alte Weiſe und richtete ſich nach engliſchen Vorbildern. Nächſt ihm entwickelten Joachim Wilhelm v. Brawe und **H. v. Gerstenberg** das meiste Talent im Trauerſpiel. **J. H. Schlegel** führte zuerst die reimloſen fünffüßigen Jamben ein, indem er ſich ihrer bei der Ueberſetzung der Sophonisbe von **Thomſon** bediente. Zu den beſſeren Trauerſpielen gehören **F. W. Gotters** Merope und Mariane, nach dem Franzöſiſchen für das deutſche Theater bearbeitet, **J. A. Leiſewitz's** Julius von Tarent und **Anton Mathias Sprickmann's** Eulalia. Durch **Göthe** und **Schiller** ſchien ſich das bürgerliche, oder wie man es auch zu nennen pflegt, das ſentimentale Schauſpiel, indem Erſterer Clavigo, Letzterer Kabale und Liebe dichtete, recht einzubürgern und an Anſehen zu gewinnen. Die poetiſche Wahrheit, die ſich noch in **Göthe's** Stella und den Geſchwiſtern findet, von der noch eine Spur in den Jägern von **Aug. Wilh. von Iffland**, geb. zu Hannover 1759, geſt. zu Berlin 1814, (ſeine ſeit 1781 einzeln gedruckten Dramen findet man beiſammen in den dramatiſchen Werken, Leipz. 1798 bis 1802, 16 Bde., 8., und in den neuen dramatiſchen Werken, Berlin 1808, 2 Bde.; eine Auswahl ſeiner dramat. Werke in 11 Bdn., Leipz. 1827), vorhanden iſt, ging ſpäter bei ihm in eine ängſtliche Sittenmalerei und Nachahmung der gemeinen Natur über. Das ganz Verwerfliche dieſer Gattung zeigt ſich beſonders in den rührenden Dramen von **Aug. Friedr. Ferd. von Kotzebue**, geb. zu

Weimar 1761, ermordet zu Mannheim 1819. Sämmtl. dramat. Werke 44 Thle., Leipz. 1828. 16. Durch Göthe's Götz von Berlichingen kam das hiſtoriſche Trauerſpiel zu hohem Anſehen. Es entſtanden eine Menge Nachahmungen, die man mit dem Namen Ritterſtücke gewöhnlich bezeichnet. In dieſer Richtung verdienen noch am Erſten die Stücke von Franz Maria Babo und Joh. Aug. Grafen von Törring genannt zu werden. Als eine Miſchgattung aus dem hiſtoriſchen und bürgerlichen Trauerſpiel ſind die ſogenannten Charakterſtücke anzuſehen. In dieſem Genre wurde das Verſchrobenſte, Ueberſpannteſte, Regelloſeſte unter dem falſchen Paſſe der Genialität verſucht. Das urſprünglich Große, die angeborne unnachahmlich hohe Natur Shakeſpears ließ Viele die alle ſeine Dichtungen beherrſchende Kunſt als untergeordnet überſehen. Sie ahmten ihm mehr von außen als von innen nach. In dieſer Beziehung waren Schiller's Räuber, die Verſchwörung des Fiesko und Kabale und Liebe, ſo wie die dramatiſchen Arbeiten Maximilian von Klingers (ſ. Werke, Leipzig 1832, 12 Bde., 8) Epoche machend. Gegen eine ſolche einbrechende Formloſigkeit proteſtirten die beiden Grafen Stolberg, indem ſie den Geiſt der antiken Poeſie mit ihrem Formennachdruck wieder ins Leben zu rufen ſuchten. Was ihre Schauſpiele mit Chören (Leipz. 1787, 8) mehr äußerlich erſtrebten, ohne damit tief in's Herz der Nation zu dringen, erreichten Göthe und Schiller mit ihren ſpäteren Arbeiten.

Im Luſtſpiel iſt zu nennen Frau Gottſched, J. E. Schlegel und Chr. F. Gellert. Alle drei ſtehen noch innerhalb Gottſched'ſcher Kunſtanſchauung. Ein nicht ganz unglücklicher Nachahmer Molieres war der Schauſpieler Joh. Chriſt. Krüger. Chriſt. Mylius, J. F. Löwen und Leſſing in ſeinen älteren Luſtſpielen ſtanden noch im Geiſte der alten Schule. Chr. F. Weiße richtete ſich mehr nach engliſchen Muſtern. Carl Franz Romanus machte ſich durch Intriguenſtücke bemerklich, ſo wie Joh. Ludw. Schloſſer im nachher ſo beliebt gewordenen rührenden Luſtſpiel. Das Vortrefflichſte dieſer Art, ein ächtes Nationalwerk, gab uns Leſſing in ſeiner Minna von Barnhelm. Als Luſtſpieldichter ſind noch zu nennen: Joh. Jakob Engel, Joh. Chriſtoph Brandes, Chriſtoph Friedr. Bretzner, Joh. Carl Wezel, Joh. Friedr. Jünger und Chriſt. Ludwig Heyne. Der fruchtbarſte deutſche Luſtſpieldichter war Kotzebue. Auch Göthe ſchrieb kleine Luſtſpiele, die jedoch an Bedeutung ſeinen übrigen poetiſchen Arbeiten nachſtehen.

Die neue Romantik.

Bei dem mehr geahnten, als beſtimmt ausgeſprochenen Weſen der Romantik kann es nicht fehlen, daß ſich Namen zuſammengruppiren, die nur im Allgemeinſten einen Berührungspunkt haben. Der aus der Natur-Philoſophie in Umlauf gekommene Begriff des Organiſchen war ein brauchbarer Wegweiſer für die nach einem tiefern Geſchichtsinhalte ſtrebenden Geiſter. Alles Fremdartige, alles von außen Eingeſchobene wurde als gegen den wahren Entwickelungsgang anſtrebend — gleichſam wie eine Krankheit — angeſehen, das entweder ausgeſtoßen oder in organiſchen Zuſammenhang gebracht werden mußte. — Es iſt leicht begreiflich, daß die Beſtimmung des Organiſchen von den verſchiedenen Standpuncten der Denkenden abhängig wird. Die Poeſie, inwiefern ſie ihrerſeits den Prozeß darſtellen ſollte, horchte auf die Ausſprüche der Philoſophie, und verlor dadurch, oder beſſer, gab dadurch einen großen Theil ihrer angebornen Freiheit auf. In einem ſolchen Falle bietet ſie denn nur zu leicht Charakteriſtiſches für Schönes, ja ſchließt Letzteres aus, wenn es ſich mit jenem nicht recht vereinbaren will. Wenn die ſogenannte klaſſiſche Periode unſrer Poeſie, die ihren Abſchluß und Höhepunkt in Göthe gefunden, mehr auf ſich ſelber angewieſen war, wenn ſie, was die Stoffe betrifft, nur eine Frage hatte, inwieſern die Geſetze des Schönen an ihnen ſich anſchaulich bethätigen können, ſo ſuchte die romantiſche Schule ſolche auf, die für ihre abſtracte Theorie des Organiſchen eine Ausbeute verſprachen. Wenn die ſogenannte klaſſiſche Periode in den Griechen und Römern Muſter der Nachahmung ſich aufſtellte, ſo ſuchte die romantiſche Schule ſo viel als möglich ſich der aus ihnen gewonnenen äſthetiſchen Geſetze, als einem heidniſchen Bewußtſein entſprungener, zu entſchlagen; wenn jene mit einer Art Geringſchätzung von den mittelalterlichen Kunſtleiſtungen ſprach, ſo erkannte dieſe in ihnen allein die ächten Offenbarungen eines neuen, chriſtlichen Bewußtſeins. Die Reflexion hielt auf dieſe Weiſe auseinander, was wahre Poeſie, weil ihr der Organismus eignet und nicht erſt eingeübt wird, nicht zur Scheidung kommen läßt. Der romantiſche Dichter ſtrebt nach einem Zuſammenhang mit der Geſchichte, den er als Dichter in ſich ſchon haben muß; der romantiſche Dichter ſucht uns durch Inhalt oder Form zu intereſſiren, indem er uns die Abſicht ſeiner Wahl errathen läßt, während wir beim Dichter keine Abſicht fühlen wollen. Auf dieſe Weiſe iſt die Romantik ein Netz, in welches ſich das Talent ſelbſt einfängt. Das Unvollkommene, der auseinander gehaltene Gegenſatz, kann im Princip ſelbſt ſeine Rechtfertigung finden; der zerriſſene Rock kann wie ein Purpurmantel, die Noth wie Tugend ausſehen. Die mittelalterliche Lebensanſchauung war, wenn man auf ihre bewegenden Elemente ſah, uns allerdings verwandter als die antike; aber von einem neuern Bewußtſein überwunden, konnte ſie grade, weil ſie eine Beziehung zu uns hatte, wieder in's Leben gerufen, leicht gefährlicher als die antike werden, die für uns nur einen äſthetiſchen Werth hatte. Die Kunſtgebilde des Mittelalters wurden hervorgeſucht und — um mich ſo auszudrücken — ex officio bewundert. Das Kindiſche und Formloſe wurde für Kindlichkeit und unbewußte Genialität ausgegeben und als muſterhaft anempfohlen.

Zu einer Hingebung, zu einem Glauben an die mittelalterlichen Productionen ſtachelte man ſich an, indem man ſich ſelbſt zu einem Mittelalterlichen machte, indem man die heutige Wiſſenſchaft nur inſoweit gelten ließ, als ſie in jenen Kunſt- und Lebensanſchauungen wurzelte. Die Reformation war ein Proteſt gegen dieſe bewunderte Zeit, die Reformation erſchien unorganiſch, ja Mehreren der Schule als ein zweiter Sündenfall. Viele kehrten von Luther zum Pabſte zurück; Andere blieben zwar in der proteſtantiſchen Kirche, ſuchten aber um jeden Preis ſie wieder mit katholiſchem Geiſte zu beleben. So führte die Romantik, genau genommen, nicht nur die Waffen gegen die ſeichte Aufklärung, ſondern auch gegen den Lebenspunkt der neuen Zeit, gegen den Fortſchritt. Der Dichter, den wir den größten der Zeit nennen, wollte von dieſem romantiſchen Gelüſte nichts wiſſen, wie viele Mühe ſich die Herren der Schule auch gaben, den „großen Heiden,“ wie ſie ihn tauften, für ſich zu gewinnen. Das hätte ihnen aber als ein ſicheres Zeichen dienen müſſen. Wo die Inſpiration der Geſchichte beginnt, wo ſie endet, das kann man am beſten beim ächten Dichter lernen. Es iſt Wahn und Vermeſſenheit, wenn ſich Mehrere in der Abſicht vereinigen, aus einer bloß äußern Betrachtung der Bedürfniſſe eine neue Geſtalt der Zeit zuſammenzuflicken, den Strom der Geſchichte in ein Bett zurückdrängen zu wollen, das weit hinter ihr liegt. Viele hatten einen dilettantiſchen Pantheismus ſo naturphiloſophiſch ausgeſtattet, daß ſie von dem indifferenten Abſoluten, als aus dem Mittelpunkte ſich bald begeiſterungstrunken an's Herz der Materie warfen, bald in den Himmel des Gedankens hinaufträumten. Beide Welten waren für den Schauenden gleich viel werth; was dem Profanen irdiſch und ſtofflich, konnte ihm im Tiegel der Poeſie verklärt und geiſtig werden. Ich erinnere nur an Tieck's William Lovell und Schlegel's Lucinde. Vor dem Genius gab es keine Sünde. Der Gegenſatz des Guten und Böſen, ſo lang er noch nicht vom Bewußtſein aufgehoben war, ſtellte ſich als Ironie dar. Darum ſpielt die Ironie ſolch eine Hauptrolle in den Dichtungen dieſer Schule, die Ironie, die ſie nur in dieſem Sinne gelten laſſen. Die Romantik kam in die Mode, da ſie ſich durch ihre eigne Kritik als Zeitnothwendigkeit proclamiren ließ. Alles gebärdete ſich romantiſch, trug ſich altdeutſch, der engbrüſtige Patriotismus, die politiſche Freigeiſterei, die religiöſe Myſtik. In den meiſten Köpfen aber ſetzte ſich die Romantik als eine Juxta-Oppoſition ab, ſtatt daß ſie ſich zur Intus-Susception verklärte. Uhland iſt zuletzt der einzige, dem man ſichere aſſimilirende Kraft zuſchreiben kann, der um deswillen auch ſo reichen An- und Nachklang im Herzen der Nation gefunden. Aber Uhland diente die Romantik auch nur als Ferment; ſie war der Hauch ächter volksthümlicher Poeſie, die ſich in ihm zum Lied, zur Romanze und zum Drama ähnlich, wie bei Göthe, erweiterte. Wenn die Romantik nur einigermaaßen zur Vermittelung dieſer großen dichteriſchen Begabung beigetragen, ſo hat ſie ſchon um dieſes Verdienſtes willen ein Recht nicht nur der Beachtung, ſondern auch der Anerkennung ihrer ſubſtanziellen Grundlage. Von Uhland läßt ſich wie von Göthe ſagen, daß ſich in ihm das äußere, vorübergehende Gleichgewicht ſich bekämpfender Elemente der Zeit dargeſtellt — ein Gleichgewicht, welches ſich nur durch eine große Perſönlichkeit zu erhalten vermag. In Uhland herrſcht die Naivetät, die Unſchuld, der ritterliche Sinn, den man als Abſtraction dem Mittelalter ſo gern ausſchließlich aneignet. Uhland zaubert uns durch das Wunderhorn, das er aus den Händen der deutſchen Muſe erhalten hat, in die ſtolzen Burgen untergegangener Zeiten, auf die blumige Wieſe zu Hirten, die uns königlicher als unſre Könige erſcheinen; wir vergeſſen die Proſa des Lebens, ſo wahr bedünkt uns die Dichtung, obgleich wir fühlen, daß dieſe ſchuldloſe Bewußtloſigkeit, dieſe Wunder wahrer Begeiſterung nur im Herzen der Auserwählten wohnen, daß ſie nie vorwalteten und daß ſie jetzt nicht vorwalten können, jetzt, wo ſelbſt die geringſten Klaſſen entweder in eine Art traurigen Stumpfſinns verſunken ſind, oder wo ſie den wahren Beſtand ihrer Lage und Verhältniſſe zu begreifen ſuchen, in Unfrieden mit ſich ſelber, in einer unangenehmen Halbheit und Schwebe ſich befinden. Will man überhaupt gegen die romantiſche Richtung auch in ihrer Reaction gegen die Gegenwart gerecht ſein, ſo darf man die Zeit nicht vergeſſen, in der ſie entſtanden. „Wenn die franzöſiſche Revolution, heißt es bei Wolfgang Menzel, nicht erklärt hätte, „der alte Gott hat aufgehört zu regieren;" wenn die Prieſter nicht guillotinirt, die gothiſchen Kirchen nicht geſchändet und verſtümmelt worden wären, ſo würden auch die Dichter in Deutſchland, und zwar im proteſtantiſchen Norddeutſchalnd nicht auf einmal von einer ſo warmen Liebe zur Religion und zwar zur altkatholiſchen Form derſelben ergriffen worden ſein. Wenn die Franzoſen ihren König nicht geköpft hätten, würden die deutſchen Dichter nicht auf einmal das poetiſche Königthum, die mythiſche Legitimität, die göttliche Weihe verkündigt haben. Wenn in Frankreich nicht der Adel vertrieben und ausgemordet worden wäre, ſo hätten die deutſchen Dichter wohl nicht ſo tief über die Herrlichkeit der Feudalzeiten nachgedacht. Wenn man die Kunſtſchätze des Mittelalters nicht über dem Rhein muthwillig zerſtreut hätte, würden deutſche Dichter für dieſe Kunſt nicht auf einmal ſo enthuſiaſtiſch begeiſtert worden ſein. Endlich hätten dieſe Dichter auch auf das deutſche Weſen keinen ſo ſcharfen Accent gelegt, und die längſt begrabne Vaterlandsliebe wäre von ihren Klängen vielleicht nicht ſo früh geweckt worden zu einer ſtolzen Auferſtehung, wenn nicht die franzöſiſchen Eroberungen unſer Nationalgefühl ſo tief gekränkt hätten."

„Die deutſche Romantik war gegen die franzöſiſche Revolution und ihre Folgen, aber auch gegen ihre Urſachen, gegen die ganze Modernität gerichtet, als deren Frucht jene Revolution angeſehen wurde. Die Modernität, ſagt man, iſt die Mutter jener trivialen Gleichheit im Staat wie in den Kleidertrachten, jener ſelbſtgefälligen Gemeinheit, die ſo wenig einen Gott als eine Poeſie braucht, und die franzöſiſche Revolution hat nur im Großen ausgeführt, was ſchon im Privatleben längſt vorbereitet war, die Zerſtörung alles Erhabenen, Mannigfaltigen, Schönen durch platte, gleichförmige Häßlichkeit. Je mehr nun aber das Alte in der Wirklichkeit zerſtört war und fortwährend zerſtört wurde, um ſo eifriger waren die Dichter beſchäftigt, es in ſeiner ehemaligen Ganzheit, in einem vollſtändigen Bilde in der erſten Friſche aller ſeiner Farben aufzufaſſen und mit dieſem ſchönen Ideale die lumpigte Wirklichkeit zu vergleichen."

Ein ganz außerordentliches Verdienſt der Koryphäen dieſer Schule beſtand in ihrer Polemik gegen ein damals um ſich greifendes, rührend weinerliches Weſen in der Dichtkunſt, indem ſie auf Shakeſpeare, Calderon, Cervantes, Dante u. a. als auf Muſter der Nachahmung hinwieſen.

Zunächſt hierher zu rechnen ſind die Brüder Schlegel, Tieck, Wackenroder, von Hardenberg, von Arnim und Cl. Brentano. Dichter und Werke nach Piſchon.

Auguſt Wilhelm von Schlegel.

Geb. 5ten (8ten?) Septbr. 1767. Studirt in Göttingen, wo Bürger den Dichter in ihm erkannte, Hauslehrer in Amſterdam, dann in Jena mit Schiller in Verbindung, überſetzt den Shakeſpeare, wird Rath und Profeſſor in Jena, lieſ't über Theorie der Kunſt, giebt mit ſeinem Bruder das Athenäum heraus. Kampf mit Kotzebue. Geht nach Berlin, hält 1802 Vorleſungen, 1805 mit Frau von Stael auf Reiſen durch Italien, Frankreich, Deutſchland, Schweden, hält 1808 in Wien Vorleſungen über dramatiſche Kunſt, 1809 nach Schweden, begleitet 1813 als Sekretair den Kronprinzen von Schweden, wird geadelt und Legationsrath, lehrt dann in Coppet bei Frau von Stael († 1817), ſtudirt in Paris die indiſche Literatur, wird 1818 Profeſſor in Bonn. Großer Kritiker, Kenner des Antiken und Modernen, anmuthiger Dichter, großer Theoretiker und Praktiker in der Metrik, vortrefflicher Ueberſetzer, gelehrter Sprachkenner alter und neuer, deutſcher und indiſcher Sprachen. Von ihm: poetiſche Werke, 2 Bde., Heidelberg 1811. (Romanzen, Elegieen, lyriſche Geſänge, vor allen Sonette; Jon, ein antikes Trauerſpiel; die ſatiriſche Ehrenpforte Kotzebue's u. a.) Muſenalmanach auf 1802. Ueberſetzung des Shakeſpeare, 9 Bde. (N. A. von Tieck mit Ergänzungen.) Spaniſches Theater, 2 Bde., 1803 und 9. (Calderon.) Blumenſträuße der italieniſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Poeſie, 1804. Romantiſche Wälder, 1808. — Proſaiſche: Vorleſungen über Literatur, Kunſt und Geiſt des Zeitalters (in ſeines Bruders Europa, Thl. 3). Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur, 3 Thl., 1809—11. Recenſion von Niebuhr's römiſcher Geſchichte, Heidelberg 1817. Kritiſche Schriften, 2 Bde., Berlin 1828. Vorleſungen über Theorie und Geſchichte der bildenden Kunſt, Berlin 1827. Gab die Zeitſchrift: Athenäum, 3 Bde., 1798 — 1803 heraus, und Indiſche Bibliothek, Bonn 1828, flg. In dem Muſenalmanach von Wendt ſeiner nicht würdige Spottgedichte auf verdiente Männer.

Friedrich von Schlegel.

Bruder des Vorigen, geb. 10ten März 1772, ſollte erſt Kaufmann werden, ſtudirt Philologie, lebt dann in Jena als Docent, nachher mit ſeinem Bruder in Berlin, 1802 in Dresden, hält dann Vorleſungen in Paris, wo er auch das Indiſche ſtudirt. 1808 in Wien, nachdem er zu Cöln römiſch-katholiſch geworden, Vorleſungen über die neuere Geſchichte und Geſchichte der Literatur. Wird Hofſekretair in Wien 1808, begleitet 1809 den Erzherzog Johann nach Italien, wird dann Legationsrath beim Bundestage, ſeit 1819 in freier Muße. † auf einer Reiſe zu Dresden 11ten Jan. 1829. Wie ſein Bruder großer Kritiker, Sprach- und Kunſtkenner, tiefer Dichter, ſeine Proſa nicht ſo klar und anmuthig wie die ſeines Bruders. Von ihm: Gedichte, 1809 (vortrefflich, beſonders lyriſche, Elegie Herkules Muſagetes). Alarcos, Trauerſpiel, 1802 (mit Anwendung der Aſſonanz). Poetiſches Taſchenbuch, 1802 (mit dem Heldengedicht Roland). Der viel Aufſehn erregende Roman: Lucinde, Berlin 1799, Thl. 1; blieb unvollendet. Lothar und Waller, 1805. — Proſaiſche: Die Griechen und Römer, 1797, und Geſchichte der Poeſie der Griechen und Römer, 1798. Geſchichte der Jungfrau von Orleans, 1802. Geſchichte der Margaretha von Valois, 1803. Vorleſungen über neuere Geſchichte, 1811. (Für Katholicism parteiiſch.) Geſchichte der alten und neuen Literatur, 1815. Ueber Sprache und Weisheit der Indier, 1808. Herausgeber der Europa und des Athenäum u. ſ. f. Auch gab er heraus die Schriften ſeiner Gattin Dorothea, geb. Mendelsſohn (Florentin, Leipzig 1801, Thl. 1. Sammlung romantiſcher Dichtungen des Mittelalters. Eb. 1804, 2 Thl. Corinna, aus dem Franzöſiſchen der Frau von Stael, Berlin 1807, 4 Thl.) Seine Werke 12 Bde., Wien 1822 flg.

Ludwig Tieck.

Geb. 31ſten Mai 1773 in Berlin, auf dem Joachimsthal unter Engel und Meierotto, ſtudirt in Halle beſonders romaniſche Sprachen, nach Berlin zurück, ohne öffentliches Amt, Doctor der Philoſophie, lebt in Berlin, Hamburg, Jena, Dresden, Italien, München und eine längere Zeit in Ziebingen, zwiſchen Frankfurt und Croſſen, 1805 reiſ'te er nach Italien. 1818 war er in Lon von für das Studium Shakeſpeares; gegenwärtig in Dresden als Hofrath ſeit 1825 und Mitglied der Schauſpieldirection. Der reichſte Dichtergenius der letzten Zeit, durch den der märkiſche Sand neben den Rheinſtrom geſtellt iſt, an Fülle der Phantaſie, und hier bald dem Himmel, bald und ſchroff der ſchauerlichen Geiſterwelt angehörig, wie an Schärfe des heitern Witzes gleich überſchwenglich. In ſeine Entwickelungsgeſchichte gehört William Lovell, Roman, Berlin 1795. (Anſchauung der Leidenſchaften). Als Polemiker gegen die falſchen Richtungen der Zeit erſcheint er in: Peter Leberecht und in dem Volksmährchen von Peter Leberecht (Blaubart, geſtiefelter Kater), 1797; ſpäter im Prinzen Zerbino und in der verkehrten Welt. Tief gemüthlich ſind Franz Sternbald's Wanderungen, 2 Thl., 1798. Eine andere Entwickelung zeigen ſeine romantiſchen Dichtungen, 2 Thl., 1799 und 1800; das Ungeheuer und der verzauberte Wald, Bremen 1800; poetiſches Journal, 1800; Auswahl altdeutſcher Minnelieder, 1803; ſpäter die Sammlung: Phantaſus, 3 Bde., 1812 — 16 (ſchon die Einkleidung trefflich, darin die Volksmährchen, wie Meluſine, getreuer Eckart, Geſchichte von den Haimonskindern u. ſ. f.); Ulrich von Lichtenſtein's Frauendienſt, Tübingen 1812; und die großen tragiſchen Dichtungen: Leben und Tod der heiligen Genovefa, Fortunat, das vortreffliche Luſtſpiel (Schau- und Trauerſpiel) Kaiſer Octavianus, 1804. Auch als Lyriker ausgezeichnet im Muſenalmanach mit Schlegel, 1802. Lyriſche Gedichte, 1821 bis 23, 3 Bde. Seine neueſten, von Vielen am höchſten geachteten Dichtungen ſind Novellen (die Gemälde, Verlobung, der Gelehrte, 15te November, Dichterleben u. a.), die bedeutendſte: der Krieg in den Cevennen, 1826, 8., leider nur halb vollendet. — Ueberſetzungen: Don Quixote, von Cervantes, 1799 — 1801. Altengliſches Theater, 2 Bde., als Vorſchule zur Ueberſetzung des Shakeſpeare, 1811. Shakeſpeare's Vorſchule, 2 Bde., 1823 ff. Neue Ausg. der Ueberſetzung Shakeſpeare's von Schlegel, bis 1832, 8 Thl. (unter andern neu überſetzt: Heinrich VIII., Antonius und Cleopatra, Othello, König Lear u. a.). Deutſches Theater, 2 Bde., 1817. — Tieck auch trefflicher Kritiker: Dramaturgiſche Blätter, 2 Bde., 1826 ff. Neue Ausgabe ſeiner Werke bis jetzt, 15 Bde., Berlin 1827 ff.

Wilhelm Heinrich Wackenroder.

Geb. 1772 zu Berlin, ſtudirt die Rechte in Halle, doch ganz der Poeſie zugewendet, † 1797. Tieck's inniger Freund. Sein tiefes Gemüth zeigt ſich in ſeinen Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders, 1797, und in den Phantaſieen über die Kunſt, 1799 von Tieck herausgegeben und vermehrt. Auch an Sternbald's Wanderungen Antheil.

Ludwig Achim von Arnim.

Geb. 26ſten Jan. 1781 in Berlin, ſtudirt in Göttingen, lebt länger in Heidelberg, dann in Berlin, auch Dr. med. Privatiſirt theils in Berlin, theils auf ſeinem Gute Wiepersdorf bei Dahme, wo er 1832 †. Genialer und kindlicher Romantiker, oft formlos. Von ihm: Hollin's Liebeleben, Göttingen 1803. Ariels Offenbarungen. (Mit Brentano:) des Knaben Wunderhorn, der Wintergarten. Die Romane: Gräfin Dolores, Halle und Jeruſalem, Iſabelle von Aegypten u. m. a.

Clemens Brentano.

Geb. 1777 in Frankfurt am Main, ſtudirt in Jena, privatiſirt an mehreren Orten. Seine Gattin Sophie Brentano, früher als Sophie Mereau auch als liebliche Dichterin der Seraphine u. a. bekannt, † 1806. Brentano wird 1818 katholiſch, ins Kloſter Dülmen, dann in Rom, jetzt in Frankfurt. Reich begabt, nur unklar. Von ihm: Satiren und poetiſche Spiele von Maria, Leipzig 1800. Roman: Godwi oder das ſteinerne Bild der Mutter, 2 Thl. Der Goldfaden von Wikram. (Mit Arnim) des Knaben Wunderhorn. Gaben der Milde (mit der Novelle: dem braven Casperl und ſchönem Annerl), 2 Thl.; mehre Singſpiele, Schauſpiele u. a.

Den eben genannten romantiſchen Dichtern ſchließen ſich folgende an, die jedoch die Sympathieen des Mittelalters in eine engere Beziehung zur Gegenwart brachten, indem ſie ſie entweder an die aus dem Mittelalter noch erhaltenen Anſchauungen als an die einzig wahren anknüpften, oder indem ſie einzelne Motive der mittelalterlichen Kunſt auf die modernen Zuſtände anwandten. In dieſe Kategorie gehören vor allen: **Ernſt Conrad Friedrich Schulze** (geb. 1789, † 1817). **Heinrich von Kleiſt** (geb. 1776 zu Frankfurt an der Oder, im Rheinfeldzuge preußiſcher Offizier, ſtudirt 1799 in Frankfurt, dann in Berlin angeſtellt, darauf ein Jahr lang in Paris, dann in Dresden, 1806 gefangen in Frankreich, zuletzt in Berlin, entleibt ſich mit ſeiner Freundin 1811). Als Tragiker, Komiker und Erzähler ausgezeichnet. Durch ſein Käthchen von Heilbronn den Romantikern, durch die Familie Schroffenſtein den Schickſalsdichtern verwandt. Als Erzähler ausgezeichnet, doch überall etwas Dunkles, Grauenhaftes. Trauerſpiele: Familie Schroffenſtein, Pentheſilea, Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe (ein hiſtoriſches Ritterſpiel), 1810, der Prinz von Homburg und die Hermannsſchlacht (zwei Schauſpiele). Luſtſpiele: Der zerbrochene Krug und Amphitryon. Erzählungen: 2 Bde., worunter Michael Kohlhas. Schriften von Tieck herausgegeben, Berlin 1826, 3 Thl. Ferner Friedrich Müller, genannt Maler Müller (geb. 1750, † 1825). Friedrich Baron de la Motte Fouqué (geb. 12ten Febr. 1777, im Rheinfeldzuge Lieutenant der Cavallerie, nachher in Berlin und Nennhauſen bei Rathenow, im Freiheitskampfe Lieutenant, Rittmeiſter, Major, lebt dann in Berlin und Nennhauſen, jetzt in Halle bei der Univerſität angeſtellt. Glaube, Ritterlichkeit, Vaterlandsliebe die Elemente ſeines Dichtergeiſtes. Früher unter dem Dichternamen Pellegrin. In vielfachen Gattungen der Dichtung ausgezeichnet. Von ihm: romantiſches Epos Corona in 3 Geſängen. Bertrand dü Guesclin, Heldengedicht, Leipzig 1821, 3 Thl. Im Lyriſchen: Lieder auf die Königin Louiſe, Kriegslieder, Pſalmen u. a. Dramen: Der Held des Nordens, in 3 Schauſpielen, Alboin, der Longobardenkönig, Eginhard und Emma, vaterländiſche Schauſpiele, Don Carlos u. v. a. Unter ſeinen Romanen, wo der Norden ſinnvoll geſchildert wird (wie Thiodulfs Wanderungen), iſt der Zauberring in 3 Thl., Nürnberg 1816, der berühmteſte; unter den übrigen Erzählungen das ſinnige Mährchen Undine. Geſchichtliches: Geſchichte der Jungfrau von Orleans, 2 Thl., Berlin 1826, und Leben ſeines Großvaters, des Generals Fouqué.

Humoriſten.

Als die bedeutendſten ſind zu nennen: Moritz Aug. von Thümmel (geb. 1738, † 1817), Theod. Gottfr. von Hippel (geb. 31ſten Jan. 1741, † 1796), Joh. Georg Hamann (geb. 1730, † 1788), Matthias Claudius (geb. 1740, † 1815), und vor allen

Johann Paul Friedr. Richter, Jean Paul genannt (geb. 21ſten März 1763 zu Wunſiedel im Baireuthſchen, Vater Lehrer, nachher Prediger in Schwarzenbach an der Saale, vom Vater, dann in Hof unterrichtet, 1780 nach Leipzig, Theologie zu ſtudieren, legte ſich aber nur auf Belletriſtik, hielt ſich nachher in Schwarzenbach, Leipzig, Weimar, als Hildburghauſenſcher Legationsrath zu Berlin auf, ging 1801 nach Meinungen, 1803 nach Koburg, und lebte zuletzt mit einer Penſion, die ihm der Fürſt Primas gegeben und nachher der König von Baiern übernommen hatte, in Baireuth, wo er 24ſten Novbr. 1825 †). Unſtreitig der größte unter den Humoriſten, ein herrlicher, tiefer, ſittlicher Geiſt, voll Leben, Witz, Phantaſie und Gemüthlichkeit; ein großer, lyriſcher, genialer Dichter im proſaiſchen Ausdruck. Die Form verachtet er, Darſtellung ſeines Innern gilt ihm Alles. Vielfach verkannt und mißverſtanden oder unverſtanden. Es kann nicht fehlen, daß er oft barock erſcheint, ſo wie er zu viel Gelehrſamkeit und Kenntniſſe anbringt, wie er ſie eben erworben hatte. Seine Schriften ließen ſich in humoriſtiſche Satiren und Romane theilen; wozu noch einzelne Schilderungen, Gemälde, Briefe, die mehr wiſſenſchaftlichen Schriften u. ſ. f. kommen würden. Zu den Satiren gehören: Grönländiſche Prozeſſe oder ſatiriſche Skizzen (ſein erſtes Werk), 1782 und 83. Des Feldpredigers Schmelzle Reiſe nach Flätz, 1805. Katzenbergers Badereiſe, 1808. Zu den Romanen: Die unſichtbare Loge, 2 Thl., 1793. Hesperus oder 45 Hundspoſttage, 4 Hfte., 1795. Leben des Quintus Firlein, 1796. Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke oder Eheſtand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkees, 3 Bdch., 1796 und 97. Der Jubelſenior, 1797. Das Kampanerthal oder über die Unſterblichkeit der Seele, 1797. Titan, 4 Bde., 1800--3. Flegeljahre, 4 Thl., 1803 — 5 (leider unvollendet). Der Komet, 2 Thl., 1820. Leben Fibels u. a. Zu den kleinern Schriften: Jean Paul's Briefe und bevorſtehender Lebenslauf, 1799. Kleine Schriften, 2 Bde., 1808. Freiheitsbüchlein, 1805. Friedenspredigt an Deutſchland, 1808. Herbſtblumine u. a. Die wiſſenſchaftlichen ſind: Vorſchule der Aeſthetik, 3 Abthl., 1804. Levana oder Erziehungslehre, 2 Bdch., 1807. Selina oder über die Unſterblichkeit, 2 Thl., 1827. Ausgabe ſämmtlicher Werke, Berlin

1826 — 28., 60 Thl. Sein Leben von H. Döring, Gotha 1826. Richter in ſeinen letzten Tagen von R. Spazier, Breslau 1826. Wahrheit aus Jean Paul's Leben, 8 Bde., 1826 — 33. Biographie Richters von R. O. Spazier, 5 Bde., 1833. Briefwechſel mit ſeinem Freunde Chr. Otto, 3 Thl. 1829 — 33.

Ernſt Theodor Wilhelm (gewöhnlich **E. T. Amadeus**) **Hoffmann.**

Geb. 24ſten Jan. 1776 zu Königsberg in Preußen. Vater Criminalrath, den er früh verliert, ſtudirt in Königsberg, lebt dann in Glogau, 1798 Referendar in Berlin, 1800 Aſſeſſor in Poſen, dann Rath in Plozk, 1804 in Warſchau, mit Werner und Hitzig bekannt, treibt vorzüglich Muſik und zeichnet Karrikaturen. Nachdem durch die Franzoſen die Regierung in Warſchau aufgelöſ't, 1808 Muſikdirector in Bamberg bis 1812, daneben Decorateur und Maſchiniſt. 1813 Muſikdirector in Dresden, durch ſeinen Freund Hippel 1814 in Berlin angeſtellt. 1816 Rath beim Kammergericht, nachher in dem Appellationsſenat. Mit ſeinen Berufsarbeiten nie im Rückſtande, daneben ein wüſtes Leben führend, ſehr leidend. † 25ſten Juni 1822. Durch Jean Paul als Schriftſteller eingeführt, ihm nacheifernd, aber ohne den Frieden in ſich zu tragen, Enthuſiaſt und Phantaſt, in wilder Kraft dichtend, in den meiſten ſeiner Schöpfungen etwas Finſteres, Dämoniſches, Grauſenerregendes, ein Bild eines zerriſſenen Herzens. Vieles vortrefflich, Charakterzeichnungen gelungen. Von ihm Phantaſieen, Romane, Satiren, Mährchen, Erzählungen. Hauptwerke: Phantaſieſtücke in Callots Manier, Bamberg 1814, 2 Bde. 1819 und Leipzig 1825. Die Viſion auf dem Schlachtfelde vor Dresden, Bamberg 1824. Die Elixire des Teufels, nachgelaſſene Papiere des Bruder Medardus, eines Capuziners, 2 Bde., Berlin 1816 (1827). Nußknacker und Mäuſekönig, Mährchen. Nachtſtücke vom Verfaſſer der Phantaſieſtücke, 2 Bde., 1817 (meiſt Erzählungen). Seltſame Leiden eines Theaterdirectors, 1818. Klein Zaches (Satire), 1819. Lebensanſichten des Kater Murr, 2 Bde., 1820 und 21 (von H. ſelbſt ausgezeichnet). Die Serapionsbrüder, 4 Thl., Berlin 1819—21 (geſammelte Erzählungen mit verbindendem Dialog). Prinzeſſin Brambilla, Mährchen, 1821. Meiſter Floh, 1821. Des Vetters Eckfenſter. Vergleiche J. E. Hitzig: Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß. 1823, 2 Bde. Sammlungen ſeiner Werke, Berlin 1827, 10 Bde.; Stuttgart ſeit 1827.

Romanſchriftſteller.

Empfindſamer Roman: **Joh. Martin Miller** (geb. 1750, † 1814). **Joh. Gottwerth Müller** (geb. 1744, † 1828). — Philoſophiſcher Roman: Frd. Her. Jacobi (geb. 1743, † 1819). Friedr. Maximil. von Klinger (geb. 1753, † 1831). Karl Chriſtian Graf zu Benzel-Sternau (geb. 1750). — Kunſtroman: Wilh. Heinſe (geb. 1746, † 1803). — Familienroman: Joh. Heinrich Jung, genannt Stilling u. v. a.

Geſchichtſchreiber.

Unter den vielen Geſchichtſchreibern ſind folgende beſonders hervorzuheben: Juſtus Möſer (geb. 1720, † 1794), Deutſchlands Franklin genannt. Von ihm: Osnabrückſche Geſchichte, 1765 und 1780, Thl. 3 1824. Patriotiſche Phantaſieen, 1775 und 76 (2 Thl.), 1778—86 (4 Thl.). Vermiſchte Schriften. — Joh. Matthias Schröckh (geb. 1733, † 1808), Hauptkirchengeſchichtſchreiber. — Aug. Ludw. von Schlözer (geb. 1735, † 1809). — von Archenholz (geb. 1745, † 1812). — Karl Ludw. von Woltmann (geb. 1770, † 1817), und vor allen Johannes von Müller (geb. 3ten Juni 1752 in Schaffhauſen, Vater Prediger, ſchon früh der Geſchichte und den Klaſſikern gewonnen, 1769 in Göttingen, ſtudirt Theologie, 1771 Profeſſor der griechiſchen Sprache in Schaffhauſen, predigt oft, faßt den Entſchluß, Geſchichtſchreiber ſeines Vaterlandes zu werden, 1774 durch Bonſtetten Hauslehrer beim Staatsrath Tronchin in Genf, dann eine Zeitlang unabhängig bei Bonnet und Bonſtetten, 1780 erſcheint der erſte Theil ſeiner Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft, 1782 Profeſſor der Geſchichte in Kaſſel, dann wieder in der Schweiz, 1786 Hofrath und Bibliothekar in Mainz, und nach mehreren Aemtern 1790 Geheimer Staatsrath und 1791 vom Kaiſer geadelt; nachher Geheimer Hofrath in Wien, 1800 erſter Cuſtos der Bibliothek, 1804 Geheimer Kriegsrath und Hiſtoriograph in Berlin, 1807 weſtphäliſcher Miniſter-Staatsſekretair, 1808 Staatsrath und Generaldirector des öffentlichen Unterrichts, † 29ſten Mai 1809). Sein unſterbliches Hauptwerk: die Geſchichte ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft, 5 Thl. (bis 1499), 1780 – 1795. Neue Ausgabe, Leipzig 1825 und 26 (fortgeſetzt von Glutz von Blozheim und Hottinger). Außerdem: Reiſen der Päbſte, 1782. Vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geſchichte, 3 Thl., 1810 (theils nur überſichtlicher Entwurf). Darſtellung des Fürſtenbundes u. a. Sämmtliche Werke, von ſeinem Bruder J. G. Müller herausgeg., Tübingen 1810 flg., 27 Bde. 8. Taſchenausgabe, 1831 ff. J. v. Müller, der Hiſtoriker, von Heeren, Leipzig 1809. Lobſchrift von Roth, 1811. – Karl Adolf Menzel, Heinr. Luden, Friedr. von Raumer, Guſt. Ad. Stenzel, Leopold Ranke, Heinr. Leo, Friedr. Chr. Schloſſer u. v. a.

Reiſebeſchreiber.

Auch hier kann keine ausführliche Aufzählung geboten werden. Wir beſchränken uns auf die Namen Joh. Georg Adam Forſter, Karl Phil. Moritz (Verfaſſer des Lebensromans: Anton Reiſer), Joh. Gottfr. Seume (höchſt originell, glühend für Vaterland und Recht, verſchloſſen, oft bitter), und nennen bloß ausführlicher: Friedr. Alexander von Humbold, geb. 14ten Septbr. 1769 zu Berlin, ſtudirt in Göttingen und Frankfurt, dann unter Werner in Freiburg 1791 das Bergweſen, wird 1792 Oberbergmeiſter von Anſpach und Baireuth bis 1795. 1797 nach Paris, um nach Aegypten zu gehen, was ihm verſagt iſt, dann nach Spanien. 1799 mit Aimé Bonpland nach dem ſpaniſchen Südamerika, durchreiſ't die nördlichen und weſtlichen Theile in mehreren Richtungen. 1803 nach Mexico, 1804 nach Philadelphia und nach Europa zurück, beſchreibt in Paris ſeine Reiſe; 1818 in London, 1822 nach Verona berufen, begleitet den König von Preußen auf ſeiner Reiſe nach Italien, ſeit 1826 in

Berlin als königl. Kammerherr, und 1829 wirklicher Geheimerath mit dem Titel Excellenz. Bereiſ't 1829 mit den Profeſſoren Ehrenberg und G. Roſe die ſibiriſchen Gebirge. Seine Schriften von großem wiſſenſchaftlichen Gehalt, tiefen Anſichten, gedankenreicher und lebendigſchöner Darſtellung. Sein großes Reiſewerk ſeit 1810, Voyage de Humboldt & Bonpland, gr. Fol. Deutſch: Reiſen nach den Aequinoctialgegenden des neuen Continents in den Jahren 1799 — 1804, Stuttgart und Tübingen 1815 — 1829, 6 Bde. Verſuch über den politiſchen Zuſtand von Neuſpanien, 5 Bde. mit Atlas, Stuttgart 1810 — 1815. Anſichten der Natur, 2 Thl., N. A. Stuttgart 1826.

Philoſophie und ihr Verhältniß zur ſchönen Literatur.

Keine andere Literatur ſpiegelt in gleichem Maaße den Gedanken wieder, der als ein wahrhaft allgemeines Ergebniß des innerſten Nationallebens, nicht als das zufällige Gewebe eines einſamen Grüblers angeſehen werden darf, wie die deutſche; daher kann auch hier, wo nur die Hauptrepräſentanten deſſelben angeführt werden, ein näheres Wort darüber nicht unwillkommen ſein. Wie vielgeſtaltig die Form, in welcher der Gedanke auftauchte, ſich auch erwies, wie ausſchließend ſich auch die Formen zu einander verhielten, ſo läßt ſich doch keinesweges daraus gegen die geſchichtliche Nothwendigkeit aller eine Folgerung ziehen, wenn man in dieſem Wechſel einen innern Prozeß, eine organiſche Entwickelung erkannt hat. In keinem andern Verhältniß zu einander ſtehen aber die Gedanken-Syſteme, die ſich an die Namen Kant, Fichte, Schelling und Hegel knüpfen. Die Sympathieen, die dieſe Könige im Reiche des Gedankens erweckt, der Einfluß, den ſie auf alle Richtungen des Wiſſens und des Lebens, auf die großen Verhältniſſe des Staats und die engeren der Familie geübt, beweiſen, daß ſie ihre Gedanken aus dem Herzen der Nation heraufbeſchworen haben. Jedes dieſer Syſteme iſt wie ein in einen Brennpunkt zuſammengetragenes Strahlenbündel eines Nationalſpiegels; die Strahlen ſind aus einem und demſelben Feuer geſchmiedet; die Form des Spiegels iſt nur eine andere. Wenn Kant die Gränzen des Gedankens feſtſetzt, wenn er nur die Herrſchaft über den bis dahin reichenden Raum anſpricht; wenn Fichte nur in der Gränze, die er im individuellen Bewußtſein, im Ich findet, den Anfang und den Ausgang alles Wiſſens erkennt; wenn Schelling das individuelle Bewußtſein erweitert, wenn er aus der Geſammtheit der Ich's ein Welt-Ich conſtruirt, wenn er in dieſem Centrum allein die Verſöhnung der Widerſprüche, die Beruhigung des Gedankens wiederfindet; wenn Hegel die Geſetze, unter welchen der Widerſpruch des Beſondern und Allgemeinen, des Realen und Idealen ſich entfalten, feſtzuſetzen ſucht; wenn er zeigt, wie der Widerſpruch nur Schein, ein verſchwindendes Moment iſt, da er nur um der Verſöhnung willen in Wirklichkeit vorhanden iſt; wenn er zeigt, wie die Wirklichkeit nur ein ewiger Gedanke iſt, der, um offenbar zu werden, dieſe Form der Erſcheinung angenommen — die Identität des Innern und Aeußern: ſo erkennt man in allen dieſen Syſtemen eine Nothwendigkeit der Folge, ein Syſtem, das alle einſchließt, ein Syſtem des Volkes, nicht der Schule. Welch eine reiche Färbung iſt mit dieſem geiſtigen Reichthum in die Vermittler dieſer Lehren gekommen. Abgeſehen davon, daß ſich dieſelben in jedem Kopfe nach beſonderer Auffaſſung und nach eigenthümlicher Begabung prägten, ſo entſtand ſchon durch die Sonderung, die beim erſten Entſtehen noch nicht von Allen als nothwendig erkannt wurde, ein Kampf, der für Wiſſenſchaft und Kunſt erſprießlich ſein mußte. Die Brücke, die wir heute zwiſchen den verſchiedenen Gedankenſtrömungen bemerken, hat die Zeit erſt nach und nach gebaut. Das Wahre, was jedem dieſer Syſteme zu Grunde liegt, aber nur ein relatives Verhältniß zum folgenden ſpäteren hatte, wollte ſich für abſolut ausgegeben wiſſen. Das Aufgehen des elnen Schiboleths in ein neues findet nie ohne Kampf Statt; die Trophäen des Gedankens werden, wenn nicht mit Blut, doch mit Geiſt erkauft. Da ſich der Philoſophie im Allgemeinen Keiner entziehen kann, ſo muß auch für alle geiſtige Thätigkeiten die Form, die einem Inhalte entſpricht, von weſentlichem Einfluſſe ſein. Ich glaube, gingen durch einen Zufall die ſtrengphiloſophiſchen Leiſtungen verloren, ſo ließen ſie ſich zur Noth von einem abſtractionsfähigen Kopfe aus den gleichzeitigen Werken der Kunſt wieder herſtellen. Das Umgekehrte behaupten, hieße indeſſen das Weſen der Kunſt und ihr Verhältniß zur Philoſophie ganz und gar verkennen. Dieſes reiche Thema ſoll hier nicht erſchöpft werden, doch dürften folgende Andeutungen für manchen Leſer nicht ungehörig erſcheinen. Jeder ſyſtematiſche Denker ſieht in ſich die höchſte und letzte Entwickelung des Gedankens; er ſchließt ſeine Freiheit zwiſchen den Anfang und das Ende ſeines Syſtems ein. Der Künſtler iſt keiner ſo ſtrengen Controlle unterworfen; er iſt an keine Conſequenz gebunden, deren Schematismus eine aprioriſtiſche Abſtraction iſt. Weit entfernt, daß ihm die Freiheit der Bewegung, der Dilettantismus des Gedankens zum Vorwurf gereicht, arbeitet er einem ſtarren, in ſich ſelbſt verknöchernden Rigorismus entgegen, iſt er oft wie ein Johannes in der Wüſte dem ſpätern Syſtematiker gegenüber anzuſehen. Der

Denker darf keine, der Künſtler ſoll Ahnungen haben. Wie viel Fichte'ſche Elemente finden ſich ſchon in dem für Kant begeiſterten Schiller, ohne daß man eine unmittelbare Beziehung vorauszuſetzen genöthigt wäre. Es herrſcht eine Dynamik im Reiche des Geiſtes, zu deren Erklärung die gewöhnliche Auffaſſung nur immer nach mechaniſchen Mitteln greift. Ein Beiſpiel ſoll das Verhältniß anſchaulicher machen. Wenn ein Dichter das All mit ſeiner Lyra vergleicht, deren Saiten von der Hand Gottes erklingen, ſo wird man zwiſchen der Form und dem Inhalte des Gedankens keine mathematiſche Congruenz wie in folgender, mit dichteriſchem Feuer ausgeſprochener Wahrheit in Schelling's Rede: Ueber das Verhältniß der bildenden Kunſt zu der Natur. „Die Wiſſenſchaft, durch welche die Natur wirkt — heißt es daſelbſt — iſt freilich keine der menſchlichen gleiche, die mit der Reflexion ihrer ſelbſt verknüpft wäre; in ihr iſt der Begriff nicht von der That, noch der Entwurf von der Ausführung verſchieden. Darum trachtet die rohe Materie gleichſam blind nach regelmäßiger Geſtalt, und nimmt unwiſſend rein ſtereometriſche Formen an, die doch wohl dem Reich der Begriffe angehören, und etwas Geiſtiges ſind im Materiellen. Den Geſtirnen iſt die erhabenſte Zahl und Meßkunſt lebendig eingeboren, die ſie, ohne einen Begriff derſelben, in ihren Bewegungen ausüben. Deutlicher, obwohl ihnen ſelbſt unfaßlich, erſcheint die lebendige Erkenntniß in den Thieren, welche wir darum, wandeln ſie gleich beſinnungslos dahin, unzählige Wirkungen vollbringen ſehen, die viel herrlicher ſind, als ſie ſelbſt: den Vogel, der von Muſik berauſcht in ſeelenvollen Tönen ſich ſelbſt übertrifft, das kleine kunſtbegabte Geſchöpf, das ohne Uebung und Unterricht leichte Werke der Architectur vollbringt, alle aber geleitet von einem übermächtigen Geiſt, der ſchon in einzelnen Blitzen von Erkenntniß leuchtet, aber noch nirgends als die volle Sonne, wie im Menſchen hervortritt." — Das Concrete nimmt beim Philoſophen weit mehr Realität als beim Dichter in Anſpruch, wo es in den meiſten Fällen nur für eine veranſchaulichte Abſtraction gelten will. Das Verſtändniß des Dichters wird indeſſen dadurch oft erſchwert, daß man nicht weiß, wo er Philoſoph ſein will, wo er die Verantwortlichkeit für die Realität ſeiner Bildungen übernimmt. Aber nicht nur in der Form liegt Freiheit, auch im Inhalte iſt Raum der Entwickelung gegeben; die ſucceſſiv entſtandenen Schriften wollen unter dem Geſichtspunkte einer dem Wechſel angehörigen Subjectivität beurtheilt werden. Wie einfarbig iſt die Gedankenkette eines Immanuel Kant, wie vielfarbig die eines Friedr. Schlegel? — Wie erhaben jene, wie anziehend dieſe! Man bedenke, welche innere Revolutionen in den wenigen Worten liegen, die Franz Horn zur Charakteriſtik des letztern Schriftſtellers braucht: „Zuerſt präciſirender Terrorismus mit gewaltiger Haltkraft und Witz; doch ohne Humor, ohne Erkennung der Romantik und des Chriſtenthums. Sodann reiner Haß, mitunter Ekel an der Zeit, beurkundet durch philoſophiſch-äſthetiſche Oppoſition gegen alles Herrſchende, und Bereitung des höchſten Dichterthrons für Göthe, vielleicht zum Theil, weil dieſer damals nicht herrſchte. — Kecker philoſophiſcher Atheismus, mit herrlichen Zeichen, daß er dem Beſitzer ſelber nicht genüge. — Abgötterei mit dem Ich, das Gott und die Welt verſchlungen. — Vollendete witzige Willkür und geiſtreiche Auf-den-Kopfſtellung. — Myſtik; zuweilen nur Sehnſucht nach ihr. — Vergeſſenheit des vaterländiſchen Bodens. — Umhüllung mit ſüdlichen Formen, aus denen aber der tiefe Nordiſche Geiſt herausſah. — Dann, bei nicht mehr genügender Südlichkeit: Anbildung faſt jeglichem Fremden. — Umherſchauen nach allen Seiten. — Aeſthetiſcher Kosmopolitismus. — Pauſe. — Wurzelung in ſich ſelbſt. — Wiedergeburt. — Ernſter, tiefer Katholicismus. — Anerkennung der Gränzen des Nichtgenügenden in der Philoſophie. — Reine Erfaſſung Gottes und Chriſti. — Fröhliche Heimath in dem Gefundenen. — Hingebung an das Vaterland und deſſen Geſchichte, Wiſſenſchaft, Poeſie und Glauben.“ Hält man ſo die Bilder des Philoſophen im engen Sinne des Wortes und des philoſophiſch gebildeten Schriftſtellers auseinander, beſonders wenn er in Kunſtwerken, die auf ein allgemeines Verſtändniß rechnen, ſich verſucht, ſo iſt es eine falſche Prätenſion einer beſtimmten philoſophiſchen Schule, letztere nur inſoweit gelten zu laſſen, als ſeine Ausſprüche nur Reproductionen ihres Meiſters ſind, als ſie wenigſtens mit dieſem in keinen Widerſpruch gerathen. Dieſen Terrorismus üben in dieſem Augenblick zum Beiſpiel die Halliſchen Jahrbücher aus. Wie oft möchte ich den in der Anmaaßung unübertrefflichen Herausgebern zurufen: Könnte ſich der ſelbſtthätige Kopf ſo leicht gefangen geben, er würde ſo bequem und wohlfeil wie Ihr in die Fußſtapfen eines Lehrers treten. Ihr findet für Alles einen fertigen Maaßſtab; er liegt entweder in dem Mittelpunkt oder der Peripherie eures Syſtems. Schreibt einmal aus Euch heraus, redet einmal eine Sprache, die alle verſtehen, ſeid nicht zudringlich mit Kategorien, die nur für Euch eine Wahrheit haben. Was ſchadet es Leſſing, daß er ſich nicht in Spinoza, Kant, Fichte, Schelling und Hegel ſtecken läßt; er hat doch eine Stelle — eine Stelle im Herzen der Nation, während jene bei aller ihrer Größe nur einem beſtimmten Kreiſe, einer nothwendig einſeitigen Bildung angehören. Göthe ſagt irgendwo:

O, Ihr Tags= und Splitterrichter,
Splittert nur nicht Alles klein;
Denn, fürwahr, der ſchlechtiſte Dichter
Wird noch euer Meiſter ſein!

Folgende Syſtematiker haben einen zu nachhaltigen Einfluß auf die Nation ausgeübt, daß ihre Schriften hier mit Stillſchweigen übergangen werden könnten.

Immanuel Kant.

Geb. 22ſten April 1724 zu Königsberg. Vater Riemer, ſtud. Theologie, 1755 Magiſter, dann Hauslehrer, 1768 Aufſeher an der Bibliothek in Königsberg, 1770 Prof., † 12ten Febr. 1804. — Großer Denker, Schöpfer der kritiſchen Philoſophie, in dem er wahre Wiſſenſchaft ſtatt der rohen Empirie und wahre Moral ſtatt des Eudämonismus erſtrebte. Von unendlichem Einfluſſe. In ſeinen kleineren Schriften auch als Styliſt zu loben. Seine Hauptwerke: **Kritik der reinen Vernunft**, 1781. **Kritik der praktiſchen Vernunft**, 1787. **Kritik der Urtheilskraft.** — Außerdem: Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabnen, 1763. Allgem. Naturgeſchichte und Theorie des Himmels. Phyſiſche Geographie u. a. Vermiſchte Schriften, herausg. v. Tieftrunk, Halle 1799, 4 Thle. — Biographie, Leipz. 1804, 4 Thle. Auch Denkmal von

Bouterweck, Hamb. 1804. Anſichten aus Kant's Leben von Rinck, Königsb. 1805.

Joh. Gottlieb Fichte.

Geb. 19ten Mai 1762 zu Ramenau bei Kamenz, auf der Schulpforte, ſtud. in Jena, Leipzig, Wittenberg, 1788 Hauslehrer in Zürich, lebt dann in Königsberg, 1793 Prof. der Philoſophie in Jena, nahm 1800 ſeine Entlaſſung, 1805 Profeſſor in Erlangen, während des Krieges in Königsberg, 1810 Prof. in Berlin, † am 29ſten Jan. 1814. Scharfſinniger Denker, feuriger Redner, in den mehr populären Schriften auch ſehr klar. — Seine vorzügl. philoſophiſchen Werke: Ueber den Begriff der Wiſſenſchaftslehre, 1794. Die Grundlage der geſammt. Wiſſenſchaftslehre, 1794. Die Rechtslehre, 1796,97. Die Sittenlehre, 1798, und die Wiſſenſchaftslehre in ihren allgem. Umriſſen, Berl. 1810. Ferner: Kritik aller Offenbarung, 1792. — Die Beſtimmung des Menſchen, 1800. — Ueber den Grund unſres Glaubens an eine göttliche Weltregierung (macht ihn des Atheismus verdächtig). — Anweiſung zum ſeligen Leben. Die Thatſachen des Bewußtſeins, 1817. — Mehr populär: Ueber das Weſen des Gelehrten, 1806. — Grundzüge über das jetzige Zeitalter. — Berühmt ſeine begeiſterten: Reden an die deutſche Nation (1808 in Berlin gehalten). — Ueber den Begriff des wahren Krieges. — Biographie von ſeinem Sohne, 1830, 2 Bde.

Friedr. Wilh. Joſ. v. Schelling.

Geb. 27ſten Jan. 1775 zu Leonberg in Würtenberg, ſein Vater Prediger und ſpäter [illegible]ralſuperintendent in Maulbronn, in Jena Fichte's [illegible]er und 1800 ſein Nachfolger, 1802 Doctor der Arznei, 1803 Prof. der Philoſophie in Würzberg, 1807 nach München, Mitglied der Akademie, 1808 auch Ritter und Generalſecret. der Akad. der bild. Künſte, 1820 Prof. in Erlangen, 1827 nach München. Jetzt Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften in München. Als Dichter in Tieck's Muſenalmanach Bonaventura genannt. Gründer des Identitätsſyſtems oder der Philoſophie des Abſoluten, deren eine Seite die Naturphiloſophie iſt. — Von ihm unter andern: Ideen zu einer Philoſophie der Natur, 1795. — Von der Weltſeele, 1798. — Erſter Entwurf der Naturphiloſophie, 1799. — Syſtem des tranſcendentalen Idealismus, 1800. — Ferner: Vorleſung über die Methode des akadem. Studiums. — Bruno oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge. — Anti-Sextus. — Rede über das Verhältniß der bildenden Künſte zur Natur, 1807. — Ueber die Gottheiten von Samothrace, Tübingen 1815, u. a. mehr. — Geſammelte philoſophiſche Schriften, Bd. 1, 1809. — Sein Werk: „die Weltalter," wird noch immer erwartet

Georg Wilh. Friedr. Hegel.

Geb. 27ſten Auguſt 1770 zu Stuttgart. Stud. in Tübingen, Hauslehrer in Bern, nachher in Frankfurt a. M., 1801 Privadocent in Jena, 1805 außerordentlicher Profeſſor, 1806 in Bamberg Redacteur der polit. Zeitung, 1808 Rect. u. Prof. am Aegidianum in Nürnberg, 1816 Prof. in Heidelberg, 1818 in Berlin, † an der Cholera 14ten Novbr. 1831. Großer Denker. Gründer eines neuen philoſophiſchen Syſtems, erſt an Schelling angeſchloſſen, dann gegen ihn, ihm das Wahre, das Abſolute im Begriff. Von ihm: Syſtem der Wiſſenſchaft (Th. I Phänomenologie des Geiſtes, Bamb. 1807). — Wiſſenſchaft der Logik, 3 Bde., Nürnb. 1812—16. — Encyklopädie der philoſ. Wiſſenſchaften, Heidelb. 1817, 3te Aufl. 1831. — Grundlinien der Philoſ. des Rechts, Berl. 1821. — S. Werke, herausgeg. von Marheineke, Schulze, Gans, Michelet u. ſ. f., Berl. ſeit 1832. Enthalten außer dem Genannten: Vorleſungen über d. Philoſ. d. Religion, Vorleſ. über die Geſch. d. Philoſ., Philoſ. d. Geſch., Aeſthetik u. a.

Rhetorik.

Unter den vielen, welche hier nur genannt werden können, als Herder, Fichte, Schelling, Gedike, Häſeli, Klefecker, Hanſtein, Ribbeck, Mencken, von Ammon, de Wette, Theremin, Dräſeke, Hoßbach, Zollikofer, Reinhard, Jacobs, Delbrück u. A. heben wir beſonders hervor:

Friedrich Ernſt Daniel Schleiermacher.

Geb. 21ſten Novbr. 1768 zu Breslau. Vater Feldprediger, auf d. Schulen der Brüdergemeine in Niesky und Barby, ſtud. 1787 in Halle, darauf Erzieher in Preußen, Seminariſt in Berlin, 1794 Hülfsprediger in Landsberg a. d. W., 1796 reformirter Prediger an der Charité in Berlin, 1802 Hofprediger in Stolpe, 1805 Univerſitätspred. u. außerord., nachher ord. Prof. der Theologie in Halle, 1807 Doctor der Theologie nach Berlin, 1809 Pred. an der Dreifaltigkeitskirche und ord. Prof. der Theol. in Berlin, 1810—14 zugl. im Miniſterio des Innern, Abthl. für den öffentl. Unterr., 1814 Secret. der philoſ. Klaſſe der Akademie. Ein reicher Geiſt, groß als Redner, Docent, Theolog, Philoſoph, Philolog, Kritiker und Ueberſetzer. Außer ſeinen wiſſenſchaftl. Hauptſchriften (d. chriſtl. Glaube nach den Grundſätzen der evangel. Kirche, Berlin 1821, 2 Bde. N. A. 1830, 31. — Darſtellung des theol. Studiums, 1811. — Ueber die Schriften des Lukas, 1 Bd. 1817. — Grundlinien der Kritik der bisherigen Sittenlehre, 1803. — Mehrere hiſtoriſch-philoſophiſche und ethiſche Abhandlungen in den Schriften der Akademie, theol. in den theol. Zeitſchriften von Schleiermacher, de Wette und Lücke, 1819, und in den Studien und Kritiken von Ullmann und Umbreit) hier zu nennen: Predigten, 4 Samml., Berl. 1801—1820. Chriſtl. Feſtpred., Bd. 1 (Samml. 5), 1826, Bd. 2, 1833. — Predigten in Bezug auf die Feier der Uebergabe der Augsb. Confeſſion (6te Samml.), 1831. — Viele Predigten und Reden im Magazin von Feſt- und andern Predigten von Röhr, Schleiermacher und Schuderoff, 6 Bde., 1823—29. Als Manuſcripte für Freunde vieler der ſeit 1831 geſprochenen Predigten. — Rede auf Friedrich den Großen am 24ſten Janr. 1817 in Piſchon's märk. Provinzialbl., 1818, Thl. II. — Ueber die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern, Berl. 1799, 3te Ausg. 1822 m. Anm. Monologe. Eine Neujahrsgabe, Berl. 1800, 1829. — Die Weihnachtsfeier, ein Geſpräch, Halle 1806, Berl. 1826. — Gelegentliche Gedanken über Univerſitäten im deutſchen Sinn, 1808. — Ueber das liturgiſche Recht evangel. Landesfürſten. Von Pacificus Sincerus, Gött. 1824, u. a. Ueberſetzungen: Hugo Blairs Predigten von Sack. — Facwetts Predigten, 2 Bd., 1798. — Vor allen: Platon's Werke, Thl. I. in 2 Bdn., Thl. II. in 3 Bdn., Thl. III. Bd. 1 (der Staat), Berl. 1804—28. Ein ſchönes Lebensbild Schleiermacher's v. F. G. Kühne befindet ſich im „deutſchen Taſchenbuch 1838.“

Patriotiſche Lyrik.

Theodor Körner.

Geb. 1791, † 23ſten Aug. 1813 im Gefechte bei Gadebuſch (Leier und Schwert 1814 — „das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los u. ſ. w.“), E. M. Arndt (Was iſt des Deutſchen Vaterland?) Friedr. Gottlob Wetzel (1799—1819). Friedr. Rückert in ſ. geharniſchten Sonetten (deutſche Gedichte v. Freimund Reimar, 1814; Kranz der Zeit, 1817). Die ritterlich religiöſe Lyrik der Romantiker verſchmolz ſich mit der Vaterlandsliebe der Gegenwart in den Kriegsliedern Fouqué's, Max. v. Schenkendorf's, Friedr. Aug. v. Stägemann's u. a. — Hölderlin dichtete in antiken Formen.

Tendenzloſe Lyrik oder die ſchwäbiſche Schule.

Als Mittelpunkt dieſer reinen Lyrik iſt **Uhland** zu nennen, den ich am Schluſſe des Abſchnitts: die neue Romantik, als die ſchönſte Blüthe derſelben dargeſtellt habe. Allgemeine Ueberſchriften zur Bezeichnung ganzer Richtungen ſind immer mißlich; ſie ſagen zu viel, oder zu wenig. Ich nenne ſie tendenzlos ihrem Hauptcharacter, ſchwäbiſch ihrem Urſprunge nach; beide Bezeichnungen ſind jedoch nicht ſcharf zu nehmen. **Uhland** hat herrliche Zeitgedichte geſchrieben, ſo wie auch andre, die mit ihm zuſammen genannt werden. Auch iſt der Ton dieſer Schule nicht auf Schwaben beſchränkt. **Wilhelm Müller** wird z. B. am Beſten mit ihnen zuſammen genannt.

Ludwig Uhland.

Geb. 26ſten April 1787 in Tübingen. 1808 Advokat in Stuttgart und Dr. der Rechte, früher Profeſſor der deutſchen Literatur, Mitglied der Ständeverſammlung. Ausgezeichneter Lyriker und Dramatiker. Seine Gedichte, 12te Auflage. Dramen: Herzog Ernſt von Schwaben, 1817. Ludwig der Baier, 1819. (Ueber ihn als Dramatiker im 1ſten Hefte von Wienbarg's: Dramatiker der Jetztzeit; Uhland's Leben von G. Schwab in Wolfgang Menzel's Taſchenbuch: Moosroſen.)

Wilhelm Müller.

Geb. 7ten Octbr. 1795 zu Deſſau, ſtud. in Berlin, kämpft im Befreiungskriege, 1817—19 in Wien und Italien, 1819 Lehrer am Gymnaſium in Deſſau, dann Deſſauiſcher Hofrath und Bibliothekar, † 1ſten Octbr. 1827. Von ihm: Gedichte aus den hinterlaſſenen Papieren eines reiſenden Waldhorniſten, 2 Bde., 1824; Griechenlieder, 5 Hefte,

1821. — Lyriſche Spaziergänge, 1827. — Auch ſchrieb er: Rom, Römer und Römerinnen; und gab eine Sammlung der Dichter des 17ten Jahrh. heraus (8 Thl. bis 1827, fortgeſetzt von K. Förſter), ſo wie eine Ueberſetzung der neugriech. Volkslieder v. Fauriel. (Verm. Schriften mit Biogr. v. G. Schwab, Leipz. 1830, 5 Thle.)

Wir nennen noch: Joh. Peter Hebel, berühmt durch ſeine allemaniſchen Gedichte, Guſtav Schwab, Chriſtian Juſtinus Kerner. Als Dichter geiſtlicher Lieder: Albert Knapp. In der Fabel iſt der Schweizer Abr. Emanuel Fröhlich zu nennen.

Epiker.

Franz Anton Joſ. Ignaz Maria v. Sonnenberg, Ludw. Theobul Koſegarten, Jens Baggeſen, Joh. Ladislav Pyrker u. Karl Egon Ebert.

Dramatiker.

Friedr. Ludw. Zacharias Werner (geb. 1768, † 1823), Amandus Gottfr. Adolf Müllner (geb. 1774, † 1829), Franz Grillparzer (geb. 1790) ſind Dramatiker der ſogenannten Schickſalstragödien. Außer dieſen nennen wir noch: von Auffenberg, von Houwald, Heinr. Joſ. Edler von Collin, Adam Oehlenſchläger, Ernſt. Benj. Sal. Raupach, Eduard von Schenk, Michael Beer.

Blicke in die Gegenwart.

Der Romantik war nur ein kurzes Leben vergönnt. Sie war eine Form, die ſich für ein Weſen ausgeben wollte, daher ihr ſchemenhaftes Anſehen. Unſre Zeit iſt aber zu intelligent und zu nüchtern, zu philoſophiſch und zu philiſterhaft, zu abſtract und zu materiell, wenn man die Elemente der Geſellſchaft in's Auge nimmt, als daß ſie ſich in der aus der Abſtraction gebornen Geſtaltung früherer überwundener Zuſtände hätte wohl fühlen können. Wo ſollte das hinaus? — Hier war ein Punkt, wo die flachſte Aufklärung mit der wahren Wiſſenſchaft ſich begegnete. Man mußte vor Entwickelungen wie vor Friedr. Schlegel, Adam Müller, Zacharias Werner*) und anderer erſchrecken, die, indem ſie der Seichtigkeit den Prozeß machten, in Rom die alleinſeligmachende Kirche

---

*) Zacharias Werner ſchreibt in der Vorrede ſeiner Tragödie: Die Mutter der Makkabäer: „Es iſt ſeit einiger Zeit ſehr ſelten, daß ich ſchriftlich zum Publikum ſpreche, und ob das noch oft geſchehen werde, bezweifle ich um ſo mehr, je näher ich ſelbſt dem Zielpuncte ſtehe, den Michel Angelo Buonarotti in ſeinem Schwanengeſange, wie

---

aus meiner Seele ſprechend, geſchildert hat. In einem ſolchen Falle hat man gewöhnlich immer noch Manches zu beſtellen, beſonders an gute Freunde. Ich benutze alſo gegenwärtige Gelegenheit, meine Freunde (deren es in und außer Teutſchland immer noch einige gibt) zu verſichern, daß ich nichts weniger als der Popanz bin, den man unter dem Nahmen eines gewiſſen Zacharias Werner für ein Spottgeld (nehmlich für das geringe Botenlohn eines noch geringeren Correſpondenzartikels) dermalen an ſchlechtbelehrte gelehrte Journale, als finſtern, fanatiſchen oder wohl gar von einer Renegatenwuth beſeelten Schwärmer zu verkaufen pflegt. Das wird nehmlich von denjenigen erdichtet, die ſich noch vor zwei Jahren die alberne Lüge erlaubten, als hätte ich den Glauben unſerer Väter (zu welchem zurückzukehren ich unverdienterweiſe in Rom das hohe Glück genoß), den katholiſchen Glauben nehmlich, wiederum verlaſſen, da es doch, meiner tiefſten Ueberzeugung nach, eben ſo unmöglich iſt, daß ein Seeliger wieder in's Grab zurückkehren, als daß Einer, der wie ich nach lebenslänglichem Irren und Suchen das unſchätzbare Kleinod der untrüglichen Wahrheit fand, ſolches, ich will nicht einmal ſagen, wiederum aufgeben, ſondern ihm nicht Blut und Leben, ja Manches vielleicht noch bei Weitem Theureres, wenn es die einzig wahrhaft gute Sache gilt, freudiglich aufopfern ſollte! — Aber eben weil ich die Qual langen, lebenslänglichen, ehrlichen, jedoch vergebenen Suchens aus eigner ſchmerzhafter Erfahrung kenne, ſo bin ich von allem Partheyhaſſe gegen edle Sucher, weß' Glaubens und Volks ſie auch ſeyn mögen, auf's Weiteſte entfernt. Ich nehme vielſanden. Ja, es war weit gekommen. Wie wenig fehlte daran, daß auch Männer wie Steffens, die, was den Tiefſinn der Intelligenz betrifft, nicht hoch genug zu ſtellen ſind, ſich bis zu ihnen verirrten. Die Scheidewand zwiſchen Proteſtantismus und Katholicismus war in dieſen Köpfen ſehr dünne, indem erſterer ſich letzterem anzunähern ſuchte. Aber gerade durch dieſe Reaction gegen den Geiſt der Zeit iſt es letzterem gelungen, dieſelbe ein für allemal ſich zu unterwerfen, ſie nur als ein einſeitiges, mißverſtandenes Geſchichts-Moment gelten zu laſſen. Die Reaction war ein Kind, denen zu vergleichen, von welchen die alte Sage meldet, daß ihre Geburt mit düſtern Ahnungen verknüpft war. Indem gerade die Eltern, de-

---

mehr, ſelbſt mit Ruckſicht auf meine prieſterliche Würde, gar keinen Anſtand, laut zu bekennen, daß mir edle raſtloſe Sucher des Wahren, die noch dorthin gelangt ſind, wo das Gefundene (nicht Erfundene noch zu Erfindende) alles fernere Suchen zur Thorheit, alles Finden zum Lohne der Entſagung macht, zwar, inſoferne ſie das ewig nur zu Findende noch erſt erfinden wollen, je edler ſie ſind, um ſo bedauernswürdiger, aber auch inſofern ſie aus ganzer Seele mit reinem Herzen ſuchen, nicht nur unendlich ſchätzbarer, ſondern ſogar dem Ziele näher erſcheinen, als die Vielen der gegenwärtigen Zeit, die das unverdiente und nie zu verdienende unſchätzbare Glück, im Kreiſe des ewig und einzig Wahren, im katholiſchen Glauben nehmlich, geboren zu ſeyn, gedankenlos verkennend, dieſes göttliche Kleinod bald gemüthlos verbilden, bald gefühllos vergeuden u. ſ. w."

nen Unheil von ihnen drohte, dem drohenden Schickſal entgegenarbeiten wollten, arbeiteten ſie gegen ihre Abſicht der Entwickelung des Verhängniſſes ſo recht in die Hände. Die neue Romantik hat auch die alte, die wenigſtens ein Ergebniß ihrer Zeit war, um ihr Anſehen gebracht; die neue Romantik hat ihre Mutter gegen Willen und Abſicht in die Nacht der Geſchichte, in die Leere der Vergangenheit gewieſen. Man kam, wenn auch langſam, zur Beſinnung; man fühlte, wie auf Koſten der Gegenwart das Mittelalter in allen ſeinen Beſtrebungen hervorgehoben wurde. Das Studium der altdeutſchen Literatur, die Vorliebe für die Incunabeln der altdeutſchen Architektur, Malerei und Plaſtik wurde mit einem Eifer getrieben, als ob alles Heil der Welt in ihnen verborgen wäre, als ob ſie uns auch heute genügen und für den Mangel an großen Productionen ſchadlos halten könnten. Die politiſchen Verhältniſſe trugen das Ihrige zur Verbreitung dieſer Vorliebe bei. Es war die Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft in Deutſchland und der ihr folgenden Reſtauration. „Das Drückende jener (franzöſiſchen) Zeiten,“ heißt es irgendwo bei Wilhelm Grimm, „zu überwinden, half der Eifer, womit die altdeutſchen Studien getrieben wurden. Ohne Zweifel hatten die Weltereigniſſe und das Bedürfniß, ſich in den Frieden der Wiſſenſchaft zurückzuziehen, beigetragen, daß jene lange vergeſſene Literatur wieder erweckt wurde;

allein man ſuchte nicht bloß in der Vergangenheit einen Troſt, auch die Hoffnung war natürlich, daß dieſe Richtung zu der Rückkehr einer andern Zeit etwas beitragen werde." Es iſt noch in Aller Gedächtniß, auf welch übertrieben einſeitige Weiſe das ganze Leben ſich mittelalterlich-deutſch umformte. **Jahn** richtete überall Turnanſtalten ein; eine neue Schaar Ritter wollte er bilden, die, wenn ſie die Franzoſen beſiegt, ihre Freiheit in der Abhängigkeit der Fürſten ſuchen ſollten. Ein neues Deutſch wurde geſchaffen, jedes Fremdwort als unehrlich aus der Sprache verwieſen. *) Alles Galliſche war ein Greuel, alles Germaniſche göttlich. Langes Haar, ein umgeſchlagener Hembkragen, ein ſogenannter deutſcher Rock, ein ungeſchlachter Knotenſtock, ein Papier waren die äußern Abzeichen vaterländiſcher Geſinnung. Man dünkte ſich Wunder für etwas Großes, wenn man ſich deutſch oder beſſer teutſch nannte, wenn man z. B. den Juden, obgleich er den lebendigſten Antheil an der Bewegung nahm, obgleich er über ein

---

*) **Büſching** bemerkt in der Hall. Allgem. Litt. Ztg. 1815 Nr. 171 Sp. 592: Das Wort „Metriſch" auf dem Titel meiner Ueberſetzung des Liedes der Nibelungen iſt ein Zuſatz, den der Verleger ſich erlaubt hat, und mir ein unangenehmer Beweis, daß man ſelbſt bei dem beſten Willen, fremde Wörter zu vermeiden, zum Gebrauche derſelben durch unbefugte Hände gezwungen werden kann.

Jahrtauſend den Druck der Deutſchen getragen, für undeutſch erklärte.*) Es war eine Zeit, die mit ſich ſelbſt kokettirte, die ſich canoniſirte. Die Romantik erkrankte in und mit der Burſchenſchaft und ſtarb an der Juli-Revolution. Der deutſche Idealismus und der franzöſiſche Materialismus haben ihr den Todesſtoß gegeben. Wir können Frankreich nicht genug dafür danken.

Was aber an Frankreich die Geſchichte im Großen vollbracht hat, das haben beſonders zwei Männer, auf die hier verwieſen werden muß, in Deutſchland geiſtig vorgearbeitet, jeder in eigenthümlicher Weiſe: Börne und Heine. Es iſt für denjenigen, der ſich mit dem Worte Zufall nicht leicht abfinden kann, eben nicht unwichtig, daß beide ihrem Urſprunge nach von den für undeutſch damals proclamirten Juden abſtammen. Das Judenthum ſoll keineswegs für die Tugenden noch für die Fehler dieſer Zeitpotenzen verantwortlich gemacht werden, wie das von Herrn Wolfgang Menzel und andern verſucht worden iſt; aber es darf als ein wichtiges Moment zum Anſtoß der Bewegung nicht überſehen werden. Was auch die Gegner des Judenthums ſagen, die Welt, wie ſie einmal iſt, verdankt ihm viel, weiß ihm aber — wie das gewöhnlich der Fall iſt — wenig Dank dafür. Die Welt verdankt dem Judenthum das Chriſtenthum und die Philoſophie. Das erſtere wird man nicht in Abrede ſtellen können, und das zweite wird man auch zugeben, wenn man bedenkt, daß ſich von Spinoza her der Anfang der deutſchen Philoſophie, der Philoſophie überhaupt, in unſerm Sinne herſchreiben läßt. Spinoza war es, der ſtatt des Jehova, des perſönlichen Gottes, die Subſtanz, den Logos, die Idee, wie ſie Hegel entwickelte, auf den Thron ſetzte. Spinoza hat den Anſtoß zu einer neuen Religion gegeben, die ſich auf den Ruinen des Juden- und Chriſtenthums erhebt; zu einer Religion, der viele mit Bewußtſein, mehrere noch ohne es bis zu dieſem Bewußtſein gebracht zu haben, entſchieden angehören. Hegel iſt ein wiedergeborner Spinoza. Ja, es gibt jetzt nur zwei Formen des religiöſen Bewußtſeins, entweder des bibliſchen, das die Perſönlichkeit Gottes feſthält, worin ſich Judenthum, Chriſtenthum und Muhamedanismus begegnen, oder, was himmelweit von ihm verſchieden, das der Subſtanz, der Unperſönlichkeit, die bei Kant als Ding an ſich, bei Fichte als das transcendentale Ich, bei Schelling als die Subſtanz, bei Hegel als die Idee eine Rolle ſpielt.

---

*) Leider hat dieſe Anſicht auch die neueſte Zeit von der überwundenen Romantik geerbt. Selbſt ein Anti-Romantiker, der gelehrte, auf ſeinen verlebten Rationalismus ſich ſteifende Kirchenrath Paulus iſt in dieſem Punkte unverbeſſerlich romantiſch. Auch der Rationalismus der Halliſchen Jahrbücher ſympathiſirt hierin mit der Romantik.

Ich erinnere mich noch lebhaft eines Geſprächs mit Schelling, den ich mit Stolz Lehrer und Freund nenne, über Mendelſohn. Schelling bemerkte mir damals mit Recht, er begreife nicht, warum Mendelſohn nicht Spinoziſt geworden, wie er ſich mit dem dürftigen Wolfianismus hätte begnügen können.

Schelling hat Recht, entweder den Gott der Bibel, den perſönlichen, oder die Subſtanz, was dazwiſchen liegt, iſt vom Argen, iſt unfruchtbar, zuletzt eine Selbſttäuſchung. Es iſt wiederum ein Jude, der dieſen Unterſchied ſchärfer, wie keiner vor ihm, gezogen, der den Verſuch zur Begründung einer wiſſenſchaftlichen jüdiſchen Theologie gemacht hat — Dr. Steinheim, der größte Gegner Spinoza's und der aus ihm hervorgegangenen Lehren. Die von mir eben aufgeſtellte Eintheilung in Gläubige der Subſtanz und in ſolche der Perſönlichkeit Gottes iſt jedenfalls wahrer und zutreffender, als die kürzlich von Heine verſuchte von Griechen und Nazarenern, um ſich in die Reihe der Griechen zu ſtellen, — Heine, dem alle griechiſche Objectivität abgeht, Heine, der nur von Schmerzen, nicht von den Freuden des Lebens zu ſingen verſteht, Heine, der nur die Religion des Egoismus kennt.

Mit vielem, ſicherem Tacte iſt dagegen von Gutzkow in Börne das jüdiſche Element nachgewieſen worden, in Börne, der freilich nur die Gemeinſchaft des Stammes, nicht des Charakters, die Gemeinſchaft der hohen Begabung, nicht des frivolen Spielens mit Heine theilte. Aber dieſe Verſchiedenheit war bei der dem Liberalismus in die Hände ſpielenden Tendenz gleich Anfangs noch nicht ſo ſcharf ausgeſprochen wie heute. Man nannte beide Namen mit einander; die Jugend ſchloß ſich ihnen an und es entſtanden neue Kategorien des Schönen. Das Schöne mußte irgendwie mit der Zeit im Zuſammenhang ſtehen; das Schöne an und für ſich trat als ſolches in den Hintergrund. Die Poeſie begünſtigte eine Tendenz; ſie behandelte Zeitfragen. Es kann in dieſer flüchtigen Skizze von keinem genauen Eingehen auch in die Hauptträger der Zeit die Rede ſein; auch dürfte troß der vielfachen Beſprechung noch nicht der Augenblick des Abſchluſſes gekommen ſein, da wir alle bei der Frage noch zu ſehr betheiligt ſind, theilweiſe von Sympathieen und Antipathieen geleitet werden. Doch dürften folgende Crayonſtriche, die ich einem früher von mir im Telegraphen (18|8, July) mitgetheilten Aufſatze: H. Heine in Paris, entlehne, der Wahrheit nicht fern abliegen; ſie ſind wenigſtens damals mit einer Vorliebe für Heine geſchrieben, um die er ſich ſpäter auf eine unerlaubte, unwürdige Weiſe bei mir gebracht hat. „Wie ſehr ſich auch meine Weltanſchauung und Gefühlsrichtung von der Heine'ſchen unterſcheide, ſo kann mich das doch nicht abhalten, Heine für eine der größ-

|3

ten Erſcheinungen nach Goethe zu nehmen. Heine hat uns in ſeinen Reiſebildern einen modernen Don Quichote geſchrieben und wie dieſer eine Menge mehr oder weniger mittelmäßiger Nachahmer gefunden, ſo auch jene. Ein Theil ſeiner Lieder reiht ſich dem Trefflichſten bei. Daß nicht jedes Wort, nicht jede Zeile golden, daß mancherlei nicht nur aus moraliſchen Rückſichten, ſondern aus äſthetiſchen hätte wegbleiben können, will ich mit meinem Urtheil im Allgemeinen keineswegs ausgeſchloſſen haben. Ich ſchreibe dieſe meine Meinung ruhig nieder, auch nachdem ich die verſchiedenen, kritiſchen Angriffe, die neuerdings Heine erfahren hat, ſorgfältig durchgeleſen habe. Pfizer, Mayr und Ruge haben mehr nach dem verſtümmelten Arme des Apollo von Belvedere, als nach der hohen Bildung, nach der ſchönen Form, oder männlich edlen Stellung des Gottes geſehen." — Nicht ſo günſtig als über Heine den Dichter lautet das über ihn als Charakter, das iſt ſeine, nicht meine Schuld. Wie berechtigt ich dazu war, das hat er neulich in ſeinem Buche: Ueber Börne, auf eine zum Erſchrecken fürchterliche Weiſe bewieſen. „Der tiefe Weltſchmerz," heißt es daſelbſt weiter, „den Heine ſich aneignet, ſcheint mir eine dichteriſche Erfindung; ich habe davon bei Heine nicht viel verſpürt. Wenn Prometheus klagt, daß ihm ein Geier die Bruſt ausweide, dann hat Heine den Geier an ſich gelockt, um intereſſant klagen zu können. Der gewitterſchwere, wolkennächtige Himmel muß als pittoresker Hintergrund ſeiner lyriſchen Tongemälde ſich ausbreiten. Da iſt viel gemacht, wenn auch ſehr oft mit täuſchendem Geſchick der Natur abgelauſcht. Aber das hilft alles nicht für die Dauer, die Wahrheit iſt immer einen Kopf höher als die Dinge, ſie taucht oft nieder, aber ſo oft ſie ſich erhebt, fällt es allen wie Schuppen von den Augen. Von dieſem Geſichtspunkte aus iſt Heine gerechten Angriffen unterworfen, und kann unmöglich mit dem durch und durch wahren Börne paralleliſirt werden. In Börne brannte prometheuſcher Schmerz. War es mir doch, da ich am erſten Frühlingstage einen Kranz auf ſein einfaches Grab legte — leider fehlt ihm noch ein ſteinernes Denkmal — als ob noch immer ein grauer Vogel daſſelbe umſchwirrte. Auch das Große hat ſein Maaß; wir ſind, was wir ſind, alle Schönthuerei fördert uns nicht weiter. Streben und Ringen nach einem höhern Ziele, auch mit geringeren Naturbedingungen, iſt menſchlichſchön, aber dazu fehlt Heine der erforderliche Ernſt. Heine iſt nichts weniger als zum Volkstribun geſchaffen. Sich ſelber unterordnen, wo es Noth thut, ſich mit Jedermann zu nivelliren, den Meiſter Handſchuhmacher, als ſolchen, ebenſo zu reſpectiren wie Horace Vernet, iſt Heine unmöglich, iſt zuletzt überhaupt jeder dichteriſchen Begabung widerſtrebend. So kam er theils durch Zeitrichtung, theils durch ein Verkennen ſeiner Innerlichkeit, theils durch die lockende Sucht, Alles in Allem zu ſein, zu einer ſchiefen Stellung dem Publikum und ſich ſelber gegenüber. Heine begnügte ſich nicht mit dem Lorbeerkranz der Dichtung; er wollte Staatsmann, Philoſoph, Religionsſtifter, der Himmel weiß, was nicht Alles werden. Börne neidete ihm den Lorbeer nicht an, aber wenn er Goethe wegen deſſen entſchieden ariſtokratiſcher Richtung oder Theilnahmloſigkeit bei den Leiden des Volkes mit dem Ingrimm eines Jeſajas verfolgte, ſo donnerte er gegen Heine's franzöſiſche Zuſtände, gegen Heine's philoſophiſch-theologiſchen Salon wegen des Spielens mit Fragen, für die er ſelber ſein Leben hindurch, ein Märtyrer, ſein Herzblut verſpritzte. Der Kampf zwiſchen beiden Planeten konnte im Père Lachaiſe erlöſchen. Dieſe meine Anſicht kommt nicht Heine hinter dem Rücken; ich habe ſie ihm zu keiner Stunde verſchwiegen, ſo oft ſich auf Börne die Rede wandte; und ich lebe auch der Ueberzeugung, daß wir noch einmal ſchöne Bekenntniſſe über ſeine Beziehungen zu Börne und den Zeitfragen, ſei es in einer eignen Schrift, oder in ſeinen Memoiren erhalten werden.* — Wir haben ſie jetzt erhalten, doch leider ſo, daß ſie Heinen zur Schande gereichen. Nicht den herrlichen Todten, ſich ſelbſt hat er um die Achtung aller Beſſern gebracht. Das iſt der Fluch der Geſinnungsloſigkeit. Ich habe oben bemerkt, daß beide Namen im Herzen der Jugend Begeiſterung erweckt. Die Kunſtbefliſſenen ſchloſſen ſich mehr an Heine, die politiſche Oppoſition an Börne. Da beider Anſchauungen in der Negation wurzelten, ſo brauchte man nicht viel zu lernen. Von den Unwiſſenden, den Bequemen kann indeſſen hier eben ſo wenig die Rede ſein, als von den affenmäßigen Nachahmern der Heine'ſchen Form. Hier können nur die Berührungen im Geiſte, die mit ihnen in organiſchem Zuſammenhang Stehenden Berückſichtigung finden.

Hiermit iſt das Bett angedeutet, in welches die neue Bildung nicht ohne Kampf hineinſtrömte. Das wiſſenſchaftliche Bewußtſein, wie es die letzte Formation in Berlin gewonnen hatte, hatte in ſich nur eine untergeordnete Stelle für dieſen, die laufenden Geſchichtsfäden abſchneidenden Liberalismus. In Hegel lagen ganz andere Kategorieen, als in Voltaire, in Rouſſeau, die jetzt wieder, wie die alte Revolution eine neue Auferſtehung feierten. Jetzt galt es, mit und in Hegel eine freiere Bewegung anzunehmen; jetzt galt es, in die Abſtractionen das rinnende Blut der Gegenwart hineinzutröpfeln. Was die neu-Hegelſche Schule, die ihre Ordonnanzen und Proklamationen zuerſt in den Halliſchen Jahrbüchern erließ, ſpäter in ernſter, ſtreng wiſſenſchaftlicher Weiſe verſuchte, das ſuchten einige für eine neue Umgeſtaltung der Literatur, deren Hauptthema die ſocialen Fragen abgeben ſollte, begeiſterte Köpfe mit noch unfertigen Anſichten in dunkler Ahnung in's Leben zu rufen. Die Jugend fühlte ſich in ihrem Fluge gehindert, wenn ſie ihre Phantaſie an die Formeln der Schule anknüpfen ſollte; die Jugend fühlte, daß **Byron** ein großer Dichter ſei, wenn ſeine Anſchauungsweiſe mit **Hegel** im größten Widerſpruche ſtehe. Man erfand für dieſe unfertige Lebensanſchauung ein weites, wenigſagendes Wort: das Moderne. Das Moderne iſt, weil es mit dem Momente ſteht und fällt, das Rechte, aber nur für den Moment. Der nächſte kann es verſchlingen. Zur Conſtruction des Modernen wurde Alles ausgebeutet, was im Augenblick irgendwie Aufſehen erregte, zündete. Der St. Simonismus, die Romane der **Georges Sand**, die Orientales von **Victor Hugo**, die Chanſons von **Beranger**, kurz Alles, was ſich in ſocialer Hinſicht ausbeuten ließ. Es war Anfangs eine ſtille Verabredung, und um dieſer Stille wegen weit bedeutender, als ſpäter, wo Alles ſich zu überſchreien, wo der Egoismus und die Eitelkeit ſich in den Vordergrund ſtellten. Die Beziehung der Literatur auf das Leben iſt immer erfreulich, weil letzteres nicht nur in der Gegenwart, ſondern auch in der Zukunft von jener im Allgemeinen ſeinen Werth erhält; aber wir verſtehen unter Literatur nicht eine „großblättrige und mattblühende Vegetation der Belletriſtik," ſondern die geheime, fortſchreitende Offenbarung des Weltgeiſtes im Menſchen. Die Literatur wollte ſäen; die Blumen ſollten duften, ob ſie ſchön und in die Augen fallen würden, das war die zweite, nicht die erſte Frage. Im Genie beantwortet ſich die Frage von ſelbſt, oder beſſer, kommt nicht erſt zur Frage, was ſich aus ſich ſelbſt geſtaltet. Werther's Leiden ſind ein Product der Unmittelbarkeit, ſind Ergebniß, keine That. Hätte ein Genie dieſe Richtung geadelt, ſo wäre ſie nicht ſobald in ſich zerfallen, ſo wäre ſie in dieſem Augenblicke keine Vergangenheit. So aber blieb das Meiſte nur Experiment, nur Abſicht. Man iſt in Rückſicht auf wiſſenſchaftliche Durchbildung über Börne und Heine hinaus, nicht aber, wenn man die Leiſtungen ihrer Anhänger mit den ihrigen vergleicht. Was der Richtung fehlte, war eben ein Dichter wie Byron oder George Sand. Wenn man auf die Namen Rückſicht nimmt, die für die Richtung ſpäter von der Regierung verantwortlich gemacht wurden, auf das ſogenannte junge Deutſchland, ſo war merkwürdiger Weiſe keiner unter ihnen, der mit Glück einen Vers nur ſchreiben konnte. Herr Theodor Mundt ſchien das bitter zu fühlen und glaubte in eigenſüchtiger Verblendung dem Publicum einreden zu können, daß wir uns mit ſeiner muſiviſchen Proſa ſtatt des Verſes begnügen könnten. Es iſt für ihn beklagenswerth, daß die

Nation ſich nicht ſo wohlfeilen Kauſes abfinden ließ, und ihm zu Liebe Göthe's Iphigenie, Schiller's Wallenſtein und Uhland's Lieder vergaß. Dieſe Anmuthung war um ſo lächerlicher, als der Vers ſich groß genug für die neuen Anforderungen gezeigt hatte. Anaſtaſius Grün, Lenau und Moſen hätten ihm das leicht verrathen können. Wenn ſo etwas Bettina geſagt hätte, deren Proſa den göttlichen Stempel der Poeſie trägt, aber Theodor Mundt! Man war eher berechtigt, die Namen dieſer Richtung durch ſolche und viele ähnliche Aeußerungen lächerlich zu machen, als ſie wegen kühner Behauptungen, die ſie in Bezug auf geſellſchaftliche Fragen machten, für gefährliche Demagogen anzuklagen. Schlegel's Lucinde und Schiller's Räuber haben die Ordnung der Welt nicht umkehren können. Man hätte überhaupt dieſe Verſuche mehr von einem höhern, geſchichtlichen Geſichtspunkte aus anſehen und beurtheilen müſſen. Doch Menzel, der Göthe denuncirt hatte, wie konnte der anders, als dieſe jungen Männer, die in Göthe einen Anlehnungspunkt rückſichtlich der Kühnheit ihrer Vorwürfe fanden, verurtheilen und verfolgen. Man hätte dieſen Entſchuldigungsgrund, der freilich auch eine Anklage enthält, bei Menzel nicht überſehen ſollen. Menzel, der ebenfalls an Hegel zum armen Sünder geworden, der Alles verdammt, was in die Oekonomie ſeines Literaturblatts nicht recht hineinpaßt, hätte man die Empfänglichkeit für titaniſche Ahnungen erſt geben müſſen, wie wir ſie an Rahel bewundern. Menzel iſt Geſchichtſchreiber und hat doch nicht gelernt, „daß es — wie Gutzkow richtig bemerkt — noch nie politiſche Umwälzungen gegeben ohne Angriffe auf die gleichzeitigen moraliſchen, geſellſchaftlichen und religiöſen Begriffe. So wie die Reformation Utopismen hervorrief, ſo wurde noch jede Revolution von einem Zittern begleitet, das ſich allem, was überhaupt in Sitte und Geſetz feſtſteht, mittheilte. Jeder große Prophet kam in die Verlegenheit, von einem ſchwärmeriſchen Anhänger politiſch gedeutet zu werden; jeder Held der Geſchichte, der mit Rieſenkraft alte Formen zertrümmerte, kam in die Lage, ſittliche Stimmungen, die ihm zunächſt nicht angehörten, als Verbündete neben ſich zu dulden. Nur ein Rigoriſt des Widerſpruchs kann abläugnen, daß die durch die Julirevolution geweckte ſchwankende Bewegung des Zeitgeiſtes, und namentlich die ſchnelle Bändigung deſſelben, die eine Menge zurückgeſtauter, im vollen Laufe begriffener Gewäſſer vorausſetzt, ſich nicht auch andern Fragen, als den politiſchen, hätte mittheilen müſſen.“ Die Schickſale des jungen Deutſchlands ſind von Freund und Feind ſo oft dargeſtellt, daß man mir die Darſtellung bei meinem allzubeengten Raum gern erlaſſen wird. Auch bin ich einem Hauptträger dieſer Richtung, deſſen geiſtige Ueberlegenheit vor den übrigen ihn am nächſten dem Irrthum gebracht (Zweifel und Glauben — heißt es bei Gutzkow, von dem ich eben rede — ſind von ſich ſo fern wie Leben und Tod, und doch rinnt nichts leichter in einander über wie dieſe) aber auch wieder am ſchnellſten von ihm entfernt hat, und der durch eine Reihe ſchwer in die Waage fallender Arbeiten ſelbſt ſeine hartnäckigen Gegner zu beſänftigen und zu verſöhnen anfängt, deſſen Geſinnungen ſich erſt kürzlich in dem von ihm geſchriebenen Leben Börne's auf eine höchſt erfreuliche Weiſe entfaltet haben, zu ſehr in Freundſchaft verbunden, daß nicht leicht Herz und Kopf bei mir in Conflict gerathen könnten. Als wahr aber glaube ich den Ausſpruch eines jüngern Schriftſtellers, Levin Schücking, im Jahrbuch der Literatur — 1839 — bezeichnen zu dürfen: Die Werke, welche uns vom jungen Deutſchland vorliegen, ſind nur noch Propyläen; es will den eigentlichen Tempel noch bauen; die Steine, welche es jetzt dazu zuſammenfährt, laſſen uns hoffen, daß er auf feſteren Baſen ſich erheben werde, als jener Vorbau. Mag man es denn immerhin auf ein heidniſches Pantheon anlegen, eine folgende Zeit wird dennoch durch die Macht der Wahrheit gezwungen, etwas wie einen chriſtlichen Chor daran bauen und es zu einer église, wenn auch nicht Sainte Geneviève, doch der ächten Poeſie einweihen. Oder wird man gar nicht bauen? es ſcheint, als wenn nach verzetteltem geiſtigen Reichthum jetzt eine Erſchöpfung, eine geiſtige Verarmung über ſo manchen, anfangs ſo rüſtigen Kämpen gekommen wäre, daß man alles Ernſtes befürchten muß, ſie bald der Gewohnheit breitgetretenen Pfad einlenken zu ſehen; Mundt wenigſtens ſcheint ihn ſchon jetzt als den behaglichſten zu halten, um darauf Weltfahrten zu machen." — Die Romantik trat in künſtleriſcher Form gegen die moderne Richtung auf: Tieck ſchrieb die Novellen „Reiſe in's Blaue," „die Vogelſcheuche" und „Eigenſinn und Laune;" Steffens die dreibändige Novelle: „Revolution," worin er die Revolution als eine epidemiſche Krankheit darſtellt, die alle Völker ergreift, weil ſie nicht mehr altgläubig ſind. „Ueberall — ſagt Ernſt Willkomm — ſieht man es der Revolution an, daß ſie mit doctrinären Nebenabſichten geſchrieben wurde, und es dürfte nicht unwahrſcheinlich lauten, wenn man behauptet, daß in das Netz der Geſchichte ſogar halbofficielle Fäden mit eingewoben ſind."

In der Novelle und dem lyriſchen Gedicht hat ſich der ſchöpferiſche Geiſt der neuern Zeit am meiſten ausgeſprochen. Bevor wir uns zu den lyriſchen Beſtrebungen wenden, wollen wir wenigſtens einige der verdienteſten Novelliſten namentlich anführen: Willibald Alexis, H. König, von Sternberg, Ed. Duller, Verthold Auerbach, von Rehfues, K. Spindler, Charles Searsfield, Karl Immermann, von Eichendorff, Theodor Mügge, L. Bechſtein, Ludwig Rellſtab, Julius Moſen, Karl Gutzkow, G. Kühne, H. Laube, Ed. Möhrike, Leop. Schefer, Franz Dingelſtedt, Emer. Scävola, Wilh. Müller, H. Steffens, Ernſt Willkomm, H. Marggraf.

Durch Heine, Platen, Chamiſſo und Rückert hat zwar die Lyrik einen großen Reichthum an neuen Formen gewonnen, aber dafür an urſprünglicher Einfachheit, an jener ſchönen Concentration und Natürlichkeit, wie wir ſie an Göthe und Uhland bewundern, ſehr verloren. Heine ſteht dieſen großen Dichtern noch am nächſten. Platen, Chamiſſo und Rückert verrathen zuviel Abſicht- und äußern Aufwand. Daſſelbe läßt ſich auch von den Dichtungen Anaſtaſius Grün's, Ferdinand Freiligrath's und Carl Beck's ſagen. Weit urſprünglicher und unmittelbarer erſcheinen mir Nicolaus Lenau und Julius Moſen. Ich führe nur noch einige Namen an, die ſchon mit Liebe genannt werden: Eduard Mörike, Karl Mayer, Nicl. Müller, G. Pfizer, Wilhelm Zimmermann, Gaudy, Eichendorff, Gruppe, Egon Ebert, v. Zedlitz, Fr. Dingelſtedt, Ludw. Bechſtein, Alexander von Würtemberg, die Brüder Stöber, A. Kopiſch, Franz Kugler, Fried.

Förſter, Reinick, die Brüder Marggraf, H. Küntzel, Simrock, Ida Gräfin Hahn-Hahn, Wilh. von Waldbrühl, J. Hub und A. Schnezler, Karl Geib, H. Stieglitz, Friedrich Hebbel. Auf letztern Namen möchte ich mit großem Nachdruck, als auf eine tiefe und reiche Dichternatur, von der wir in vielen Richtungen Bedeutendes zu erwarten haben, hier noch gern hinweiſen.

In Immermann, Grabbe und Georg Büchner ſind allzufrüh drei kräftige Potenzen für die Regeneration der deutſchen Bühne geſtorben. Erfreulich iſt es, daß in neueſter Zeit viele jüngere Talente ihre Kraft nach dieſer Seite erproben. Mehrere unter ihnen hatten ſchon die Freude, Anerkennung zu finden. Wir nennen Uechtritz, Friedrich Halm (Münch-Bellinghauſen), Zedlitz, Elsholtz, Julius Moſen, Herrmann Marggraf, Carl Beck, Carl Gutzkow, Friedrich Hebbel. Im Luſtſpiel und Charakterbild Bauernfeld, Töpfer, die Prinzeſſin Amalie, Uffo Horn und Gerle, Verfaſſer eines Preisluſtſpiels.

Haben wir einen modernen Styl?

Der Vorwurf, der den deutſchen Denkern ſo oft gemacht wird, daß die Form, worin ſie uns ihre Gedanken mittheilen, ſich zu ſehr von der im Leben herkömmlichen unterſcheide, verwandelt ſich, wie gern wir ihn auch von den Urtheilsberechtigten hören, im Munde Aller, denen der Inhalt auch bei einer leichteren Form nicht zugänglich wäre, zu einem Lobe. Die Gedanken, die nicht über den Hausbedarf hinausgehen, die Gedanken, die nicht den Moment überdauern, die Gedanken, die aller Welt angehören, für dieſe gibt es eine allgemeine Form; anders verhält es ſich, wenn es ſich um ſolche Gedanken handelt, die ſich über die höchſten und bedeutendſten Lebensfragen auf das Beſtimmteſte ausſprechen wollen; dieſe werden, ſind ſie eigenthümlich, auch in eigenthümlicher Form auftreten. Jeder große Denker denkt in einer neuen Sprache; jeder große Denker kann ſich nur durch neue Sprachbildungen mit der Welt vermitteln, weil die überkommenen *ſeine* Gedanken noch nicht einſchließen. Jeder große Denker denkt nicht zufällig und vereinzelt, ſondern nothwendig und zuſammenhängend, ſo daß alle, die ihm in ſeinem Denkprozeſſe folgen, wenn ſie mit dem erſten Grundgedanken bekannt ſind, alle aus ihm folgenden ergänzen können. Es iſt daher leicht begreiflich, daß dieſen nur ein Urtheil über den formellen Werth der ſyſtematiſch gegliederten Gedanken zuſteht, daß dieſe leichter, da ſie einmal mit dem Inhalte bekannt ſind, auch die neue Sprache in weitere Kreiſe verbreiten können und das anfänglich fremd und hart Klingende einheimiſch und gewöhnlich machen können. Eben ſo gut, als man dem Dichter eine eigne Sprache geſtattet, die freilich durch ihre Anſchaulichkeit faßlicher iſt, muß man ſie auch dem Denker geſtatten, der ja nur dann dieſen Namen verdient, wenn er den auf ihn gekommenen Gedanken über ſich hinausführt. Jedes Neue iſt als ſolches ein Geheimniß, wie darf man ſich daher wundern, wenn der neue Gedanke als ein Geheimniß erſcheint, das erobert werden muß. Was von Allen, die ſich vor ihm verſchließen, ſei es aus geiſtiger Trägheit, Dünkelhaftigkeit oder Unvermögen, für Abſicht, für Stolz der Schule angeſehen wird, iſt nichts als ein nothwendiger Entwicklungsmoment, eine Vereinſamung, die auf eine allgemeine geiſtige Verbrüderung hinarbeiten will. Ein Syſtem war zwar immer die Gedankenſchöpfung Eines Geiſtes, aber die Form derſelben iſt eben ſo wenig zufällig als der Inhalt, wenn jene die vergangenen überwindet, wenn ſie auch bei ſtimmberechtigten Menſchen ſich als eine objective Macht bewährt. Alle großen Denker: Spinoza, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, haben einen großen Fortſchritt in der Sprache verurſacht; nur eine ſelbſtgefällige Unwiſſenheit kann dieſes in Abrede ſtellen. Den Gegnern der ſpeculativen Wiſſenſchaften begegnet es zu oft, daß ſie mit aus dieſem Kreiſe erborgten Ausdrücken dieſelben zu beſtreiten ſuchen; ſie ſtehen oft bei Kant, oder einem aus der Schule, wenn ihr Gegner vielleicht von Schelling handelt. Kein

Volk kann auf ſo viele ſyſtematiſche Denker hinweiſen, deren Aufeinanderfolge ſich als eine organiſche Entwickelung des Gedankens nachweiſen läßt, als wir Deutſchen; und wenn einerſeits unſre Sprache ihrer Natur nach auch dem Gedanken entgegeneilt, ſo hat von der andern Seite auch wieder der Gedanke ſelbſt ſchöpferiſch und kunſtfertig geſchaltet und gewaltet. Dieſelbe Sprache, die für und durch Kant wie feſtgehalten und fertig erſchien, reicht heute nicht aus, wenn wir den nachkantiſchen Gedankenrevolutionen folgen wollen. Will Jemand bei Kant ſtehen bleiben, ſo muß er ihn wenigſtens in unſre Sprache überſetzen, in ein Verhältniß zu unſeren Formen bringen, wenn er allgemein verſtanden und berückſichtigt ſein will.

Welche Stellung ſoll nun der deutſche Schriftſteller, der für alle Welt ſchreibt, der keine philoſophiſche Bildung überall vorausſetzen darf, den geiſtigen Gährungen gegenüber nehmen? — Ich glaube, eine vermittelnde. Er ſoll dem Gedanken nicht aus dem Wege gehen, er ſoll ſich nicht auf der Oberfläche halten, ſondern es uns zeigen, daß er das Meer, das nicht Jeder befährt, durchſchwommen habe. Seine Sprache muß, wie die beſſeren Weine, die Linie paſſirt haben, ohne daß ſie darum abſtändig geworden wäre; ſie muß ſich leichtflüſſig mit Grazie bewegen, obgleich ſie mit dem Golde des Gedankens reichlich ausgeſchmückt iſt; ſie muß den Gedanken herauskehren, weil ſie muß, nicht weil ſie dadurch gefallen will; ſie muß weder in die ſalonswidrigen Manieren eines Pedanten, noch in die gefallſüchtigen eines petit-maitre's gerathen. Die Aufgabe iſt eine ſchwierige, und wehe dem, der hier, anſtatt daß ihn das richtige Gefühl leitet, blos experimentirt. Schriftſteller mit dieſem Bewußtſein ſtehen wenigſtens in ihrer Zeit, und verdienen, von dieſer Seite aus betrachtet, jedenfalls Berückſichtigung. Sie können ſich zunächſt nur an die Bildung richten; ſie können nur mit der Zeit erſt populär werden. Popularität iſt das höchſte Ziel eines Schriftſtellers, aber ſie iſt nur dann die ächte, wenn ſie nicht durch Opfer, die man der Seichtigkeit bringt, erkauft wird. Goethe hat immer noch nicht die Popularität erlangt, die ihm gebührt; aber das iſt nicht ſeine Schuld, ſondern die des Publikums. Nicht jeder Schriftſteller braucht in einem Syſteme ſtill zu ſtehen, nein, es iſt ihm Freiheit der Bewegung gegönnt; er darf gegen ein Syſtem ankämpfen, aber er ſoll nicht in dem Sinne Naturaliſt ſein, daß er es nicht kennt.

Auf dieſer Höhe des Bewußtſeins haben die Schriftſteller bei aller Verſchiedenheit ihrer geiſtigen Anlagen, bei aller Verſchiedenheit ihrer Vorausſetzungen und Anforderungen ſich befunden, die ſich als die Träger einer neuen Literatur zuſammengefunden haben. Sie haben alle ſich in dem wunderbaren Dome umgeſehen, den der letzte

Denker aufgebaut hatte; ſie hatten alle die ſchönen Verzierungen, die Roſen und Kreuze, die bunten Fenſter, die alten Heiligenbilder der Vergangenheit, die Himmel anſtrebenden Säulenbündel bewundert, als plötzlich die Juli-Revolution ihnen den Wunderbau einzureißen drohte. Jetzt bauten ſie auf eigne Fauſt im Sinne einer aufgeregten, nach neuen Umgeſtaltungen ſtrebenden Zeit; jetzt bauten ſie mit geſchickter Benutzung des Angelernten; jetzt vermiſchten ſie die deutſche Speculation, den deutſchen Ernſt mit franzöſiſcher Willkür und franzöſiſcher Frivolität.

Auf dieſe Weiſe miſchten ſich zwei heterogene Elemente mit einander, die jedenfalls Aufſehen erregen mußten. Es waren Anknüpfungspunkte mit der Zeit und ein Drang nach Thaten, der, wenn überall der rechte Ernſt vorhanden, wenn Alles mehr eine Ueberzeugung, wie bei Rouſſeau, als ein bloßes Taſten und Suchen geweſen, wenn man nicht zu ſchroff gegen alles Herkömmliche mit einem bloßen Scheine von Ernſt aufgetreten wäre, wenn man nicht den todten Nikolai mit Hegelſchen Phraſen in's Leben gerufen hätte, gewiß nachhaltiger gewirkt hätte, trotz dem, daß die Regierungen die Richtung im Keime erſtickt haben. Das Lebendige daran lebt fort; es beſteht theilweiſe in der Form, theilweiſe in dem Streben, den neuen Gedanken mit der Zeit zu vermitteln. Und dieſer Gewinn iſt nicht gering anzuſchlagen.

Wie eigenthümlich gefärbt auch die Darſtellung eines jeden der zu dieſer Kategorie gehörenden Schriftſteller iſt, in dieſem eben angedeuteten Punkte trafen ſie zuſammen. In wie fern dieſer Punkt nun ein belebender war, iſt ihnen jedenfalls das Verdienſt nicht ſtreitig zu machen, denſelben gefunden und herausgeſtellt zu haben. Man kann von einem neuen Style, von einer neuen Schule ſprechen. Dieſer neuen Schule kamen mancherlei Vorbilder, die ihnen in künſtleriſcher Hinſicht den Hegel aufnehmen ließen, ſie mochten wollen oder nicht, zu Statten; ich meine Heine und Börne, die Vertreter der Juli-Revolution. Die Abſtractionen wurden durch concrete Epitheta lebendig gemacht; man zog dem Gedanken Glacéehandſchuhe an; man machte aus Zufälligkeiten, wie etwa die Stimme der Sontag, die Beine der Taglioni, weltgeſchichtliche Nothwendigkeiten; kurz, man wurde oft abgeſchmackt und lächerlich, zog aber dadurch Gedanken ins Leben, die ſonſt nur eine Bedeutung für die Schule gehabt hatten. Die Stoffe, die man wählte, waren mehr dem Verſtande, als der Phantaſie entwachſen, und ließen ihrer amphibiſchen Natur gemäß auch eine zwiſchen dieſen Gegenſtänden ſchwebende Sprache zu. Legt man dieſen Maaßſtab an die Leiſtungen, ſo wird man nicht ohne einige Befriedigung dieſelben aus den Händen legen, wenn man ſie auch nicht für Kunſtwerke, wofür ſie ſich ausgeben wollten, halten kann. Der moderne Styl iſt farbenreicher, pikanter als der ältere, z. B. der Goetheſche, aber ihm geht auch dafür die innere geiſtige Einheit ab, man kann nicht ſagen, daß ihr Prisma von der weißen Farbe als Grundlage getragen werde. Der moderne Styl iſt eine Abſpiegelung unſrer ſocialen Zuſtände, die ſich ebenfalls in der Schwebe zwiſchen Altem und Neuem befinden; aber grade weil er keine Objectivität, keine Einheit lügt, iſt er ein wichtiger Moment zur Charakteriſtik der Zeit, iſt er ſo lange gerechtfertigt, als ſie ſelbſt von keiner neuen überwunden wird. Wer heute wie Goethe oder Wilhelm von Humboldt ſchreibt, drückt ſich immer noch ſchön aus; aber er muß in ſeinen Schriften zeigen, daß ſie von demſelben Bewußtſein eingegeben ſind, wenn wir ihn nicht für einen Epigonen, oder was noch ſchlimmer iſt, für einen bloßen Nachahmer halten wollen. Büffon hat Recht: Der Styl iſt der Menſch! Ich möchte hinzufügen: Selbſt ein tadelnswerther Styl iſt beſſer als keiner. Die Reſtaurations-Periode hatte keinen Styl; wir haben einen, ſei es immer ein tadelnswerther; ich überlaſſe den Schluß den Leſern, die es mit mir für das größte Räthſel der Weltgeſchichte halten, daß der Irrthum ſehr oft die Wahrheit vermitteln muß.